Ph. U
461 c/2

Shaftesbury

<36626333230015

<36626333230015

Baye

Des Grafen

von Shaftesbury

philoſophiſche Werke.

Aus dem Engliſchen überſezt.

Zweyter Band.

Leipzig, 1777

in der Weygandſchen Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTE…
REGIA

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Unterſuchung

über

die Tugend.

— Amoto quaeramus ſeria ludo.

HORAT.

Zuerſt gedruckt im Jahr 1699.

BIBLIOTHECA REGIA

Erſtes Buch.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Religion und Tugend ſind von mancher Seite ſo nahe verwandt, daß man ſie durchgängig für unzertrennliche Gefährten zu halten pflegt. Und wir ſind ſo geneigt, uns die vortheilhafteſten Begriffe von ihrer Verbindung zu machen, daß wirs faſt für Sünde halten, ſie im Reden, ja nur in Gedanken zu trennen. Indeſſen läßt ſich die Frage aufwerfen: ob das, was hierüber ſo allgemein angenommen wird, auch dem entſpreche, was unſre Spekulation uns lehrt? So viel iſt wenigſtens gewiß, daß uns zuweilen Fälle aufſtoßen, die ſich mit dieſer allgemeinen Vorausſezung nicht zu vertragen ſcheinen. Wie viel Leute giebt es nicht, denen es, bey dem Schein des größten Eifers in der Religion,

gion, an den gemeinſten Neigungen der Menſchlichkeit fehlt, die den höchſten Grad von Verkehrtheit und Verderbniß zeigen? Andre hingegen, welche wenig Achtung für die Religion beweiſen, und für wirkliche Atheiſten gelten, leben den Vorſchriften der Moral getreu, und äußern in manchen Fällen ſo viel Rechtſchaffenheit und Wohlwollen gegen das menſchliche Geſchlecht, daß wir faſt gezwungen werden, ſie für tugendhaft zu halten. Ueberhaupt finden wir auch bloß moraliſche Grundſäze von ſolchem Gewicht, daß wir, in unſerm Verkehr mit den Menſchen, uns ſelten mit der ſtärkſten Verſicherung ihres Eifers in der Religion begnügen, ſo lange wir nicht noch etwas mehr von ihrem Charakter erfahren. Sagt man uns von Jemanden, er habe Religion, ſo fragen wir noch: Wie ſtehts um ſeine Moral? hören wir aber zuerſt, er habe rechtſchaffne moraliſche Grundſäze, und ſey ein Mann von natürlicher Gerechtigkeit und Gutherzigkeit, ſo fällts uns ſelten ein, noch die andre Frage zu thun: ob er auch religiös und fromm ſey?

Dies veranlaßt mich, zu unterſuchen: „Was Rechtſchaffenheit oder Tugend, an ſich „ſelbſt betrachtet, ſey; und was die Religion

„dabey

„dabey für Einfluß habe? In wie fern die „Religion nothwendig Tugend einſchließe; „und ob es Wahrheit ſey, wenn man ſagt: „Ein Atheiſt könne unmöglich tugendhaft „ſeyn, oder irgend etwas von Rechtſchaffen„heit oder Verdienſt beſizen?“

Man wundre ſich nicht, wenn meine Methode die Dinge ins Licht zu ſezen, etwas ungewöhnlich ſcheinen ſollte: da dieſe Materie bisher ſo wenig unterſucht worden, und die Behandlung derſelben ſo küzlich und mißlich iſt. Denn leider iſt der religiöſe Theil der Menſchen durch die Freymüthigkeit einiger neuerlichen Federn ſo ſehr in Angſt geſezt; alles iſt jezt ſo argwöhniſch über dieſem Punkt: daß ein Schriftſteller, ſo viel er auch zum Vortheil der Religion ſagen mag, ſich wenig Beyfall verſprechen darf, wenn er irgend einem andern Grundſaze den geringſten Nuzen einräumt. Auf der andern Seite iſt den Wizlingen und Spöttern, deren größte Luſt es iſt, die ſchwachen Seiten der Religion bloßzuſtellen, ſo ſchrecklich bange, man werde ſie verführen, ernſthaft über dieſelbe nachzudenken, daß ſie gleich denken, man gehe nicht ehrlich zu Werke, wenn man mit der Miene eines freyen Schriftſtellers auftritt, und doch

zugleich

zugleich Achtung für die Grundſäze der natürlichen Religion an den Tag legt. Da man ihnen ſo wenig Gnade wiederfahren läßt, ſo machen ſies nicht beſſer, und ſind daher feſt entſchloſſen, von der Moral ihrer Gegner ſo ſchlecht zu denken, als dieſe von der ihrigen nur immer denken können. Keiner von beyden, wie's ſcheint, will dem andern den geringſten Vortheil einräumen. Es hält eben ſo hart, jene zu überreden, daß Tugend mit der Religion verbunden ſeyn müſſe, als dieſe, daß ſich außer den Ringmauren ihrer beſonderen Genoſſenſchaft auch Tugend finden laſſe. Mit beyden alſo iſt ein Schriftſteller übel dran, welcher ſich unterſteht, der Religion und moraliſchen Tugend ſolchergeſtalt das Wort zu reden, daß er weder dieſer noch jener etwas von ihrem Werth entzieht, ſondern vielmehr jeder ihr eignes Gebiet, ihren gebührenden Rang anweiſet, und alſo zu verhindern ſucht, daß Verleumdung ſie nicht entzweye.

Sey dem, wie ihm wolle: wenn es wirklich unſer Ernſt iſt, irgend einen Theil unſrer vorhabenden Unterſuchung in ein neues Licht zu ſtellen, oder befriedigend zu entwickeln; ſo müſſen wir nothwendig etwas tief hineingehen,

gehen, und zuförderſt den Urſprung jeder Meynung über die Gottheit, ſie ſey natürlich oder unnatürlich, in einem kurzen Abriß darzuſtellen ſuchen. Gelingt es uns, dieſes dornigte Revier unſrer Philoſophie glücklich aufzuräumen: ſo werden wir in dem Uebrigen hoffentlich deſto hellere und leichtere Bahn finden.

Zweyter Abſchnitt.

In dem Ganzen, oder dem Weltall, iſt entweder Alles einer guten Ordnung gemäß, Alles zur Beförderung eines allgemeinen Wohls aufs vollkommenſte eingerichtet: oder es findet ſich etwas, welches dem widerſpricht, welches beſſer geordnet, weislicher und vortheilhafter für das allgemeine Wohl der Dinge, oder des Ganzen, hätte eingerichtet ſeyn können.

Iſt Alles, was da iſt, einer guten Ordnung gemäß, und aufs beſte eingerichtet: ſo folgt nothwendig, daß kein wahres Uebel, kein Uebel in Rückſicht auf das Ganze, vorhanden ſey.

Alles demnach, was ſo beſchaffen iſt, daß es wirklich nicht beſſer hätte ſeyn, oder irgend beſſer geordnet werden können, iſt vollkommen

gut.

gut. Soll man aber in der Ordnung der Welt etwas ein Uebel, oder böſe nennen können, ſo muß es ſeiner Natur nach möglich ſeyn, daß es hätte beſſer eingerichtet oder geordnet werden können. Denn fehlet dieſe Möglichkeit; ſo iſt es vollkommen, und ſo, wie es ſeyn ſollte.

Alles nun, was wirklich böſe iſt, muß entweder durch Abſicht (das heiſt, mit Erkänntniß und Verſtand) oder ſonſt durch Ungefähr und bloßen Zufall verurſacht oder hervorgebracht ſeyn.

Findet ſich irgend etwas Böſes in der Welt durch Abſicht, ſo iſt das, welches alle Dinge regiert, nicht Eine gute, mit Abſicht wirkende Grundurſache. Denn entweder iſt die einzige, mit Abſicht wirkende Grundurſache ſelbſt verderbt; oder es giebt außer ihr noch eine andre, die ihr entgegenwirkt, und böſe iſt.

Findet ſich aber etwas Böſes in der Welt durch bloßen Zufall; ſo kann keine mit Abſicht wirkende Grundurſache, kein verſtändiger Geiſt, man denke ihn gut oder böſe, die Urſach aller Dinge ſeyn. Wenn man alſo eine mit Abſicht wirkende Grundurſach annimmt, welche bloß das Gute hervorbringt,

das

das Böſe aber, welches durch Zufall oder durch eine entgegenwirkende böſe Abſicht hervorgebracht wird, nicht verhindern kann; ſo muß man nothwendig auch annehmen, daß dieſer höhere gute Geiſt ohnmächtig und unvollkommen ſey: denn da er das Böſe, welches durch Zufall oder durch eine entgegenwirkende böſe Abſicht entſtehet, nicht verbeſſert oder überall verhindert, ſo muß das nothwendig aus Unvermögen, oder aus böſem Willen herrühren.

Ein Weſen, das über uns und die Welt erhaben iſt, in welchem Grade es auch ſey, oder mit Einſicht und Verſtand in der Natur regiert, das nennen die Menſchen einſtimmig Gott. Giebt es verſchiedne ſolche höhere Weſen, ſo ſind das eben ſo viel Götter: iſt aber di ſes einzige, oder ſind dieſe verſchiednen höheren Weſen ihrer Natur nach nicht nothwendig gut, ſo nennt man ſie eigentlicher Dämonen.

Wer alſo glaubt, daß Alles durch eine mit Abſicht wirkende Grundurſache, oder ein verſtändiges Weſen, welches nothwendig gut und unwandelbar ſey, aufs beſte regiert, geordnet und eingerichtet werde, der iſt ein vollkommner Theiſt.

Wer

Wer gar kein mit Abſicht und Verſtande wirkendes höheres Weſen, noch ſonſt eine Urſach, Richtſchnur oder Einrichtung der Dinge glaubt, als den Zufall; ſo daß, ſeiner Meynung nach, weder das Wohl des Ganzen, noch irgend beſonderer Weſen, in der Natur im geringſten mit Abſicht geſucht oder abgezwecket wird, der iſt ein vollkommner Atheiſt.

Wer nicht ein einziges mit Abſicht und Verſtande wirkendes höchſtes Weſen glaubt, ſondern zwey, drey, oder mehrere, (wenn ſie gleich ihrer Natur nach gut) der iſt ein Polytheiſt.

Wer glaubt, daß das eine, oder die mehreren höheren Weſen, nicht ſchlechterdings und nothwendig gut ſind und das Beſte wählen, ſondern nach bloſſer Willkühr und Phantaſie zu handeln fähig ſind, der iſt ein Dämoniſt.

Wenig Menſchen denken über eine ſo dunkle und verwickelte Materie, als die Urſach aller Dinge und die Oekonomie oder Regierung des Weltganzen, immer übereinſtimmend; oder einer einzigen feſtgeſezten Hypotheſe gemäß. Denn ſelbſt die Allerfrömmſten haben, ihrem eignen Geſtändniß nach, oft Zeiten, wo ihr Glaube ſie kaum in dem Vertrauen

trauen auf eine höchſte Weisheit zu erhalten vermag, und wo ſie in Verſuchung gerathen, an einer Fürſehung und gerechten Regierung des Ganzen zu zweifeln.

Das allein alſo kann man die Meynung eines Menſchen nennen, was ihm vor allem andern am meiſten zur Fertigkeit geworden, und ihm bey den meiſten Gelegenheiten in den Sinn kömmt. Schwerlich kann man daher von Jemanden mit Gewißheit behaupten, er ſey ein Atheiſt. Denn wenn nicht alle ſeine Gedanken, zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten, aller Vorausſezung oder Vorſtellung von Abſicht in den Dingen unverändert entgegen ſind, ſo iſt er kein vollkommner Atheiſt. So auch, wenn Jemandes Gedanken nicht zu allen Zeiten feſt und entſchloſſen aller Vorſtellung Bildung von Zufall, Ungefähr, oder böſer Abſicht in den Dingen, entgegen ſind, ſo iſt er kein vollkommner Theiſt. Glaubt aber Jemand mehr an Zufall und Verwirrung, als an Abſicht; ſo iſt er, weil dieſe Meynung bey ihm herrſchend iſt, oder das Uebergewicht hat, mehr für einen Atheiſten, als für einen Theiſten zu halten. Sollt' er mehr an die Obergewalt eines böſen, als eines guten, verſtän-

digen

digen Weſens glauben, ſo iſt er mehr ein Dämoniſt, und man nennt ihn mit Recht ſo, weil die Wage ſeines Urtheils ſich am ſtärkſten zu der Seite hin neigt.

Alle angeführte Gattungen, nämlich Dämoniſmus, Polytheiſmus, Atheiſmus und Theiſmus, können vermiſcht ſeyn *). Religion ſchließt bloß

*) Nemlich ſo:

1. Theiſmus mit Dämoniſmus; 2. Dämoniſmus mit Polytheiſmus! 3. Theiſmus mit Atheiſmus; 4. Dämoniſmus mit Atheiſmus; 5. Polytheiſmus mit Atheiſmus; 6. Theiſmus (in ſo fern er den Dämoniſmus entgegengeſezt iſt, und ein gutes höchſtes Weſen glaubt) mit Polytheiſmus; 7. der nämliche Theiſmus oder Polytheiſmus mit Dämoniſmus; oder 8. mit Dämoniſmus und Atheiſmus.

1. Wenn das einzige höchſte Weſen (nach der Vorſtellung eines ſolchen Menſchen) gleichſam in zwey Naturen, eine gute und böſe, getheilt iſt, indem es ſowohl das Böſe als das Gute hervorbringt: oder auch, wenn zwo verſchiedne und entgegengeſezte Grundurſachen ſtatt finden, deren die eine alles Gute, die andre alles Böſe wirket.

2. Wenn nicht ein einziger, ſondern verſchiedne böſe Geiſter herrſchen. Dieſe Meynung könnte man Polydämoniſmus nennen.

3. Wenn

bloß den eigentlichen Atheiſmus völlig aus. Vollkommne Dämoniſten giebt es in der Religion ohne Zweifel; denn es iſt bekannt, daß ganze Nationen einen Teufel oder böſen Geiſt verehren, ihm opfern und ihn anbeten; freylich aus keinem andern Grunde, als weil ſie ihn fürchten. Eben ſo bekannt iſts, daß es in gewiſſen Religionen Leute giebt, welche ausdrücklich Gott nicht anders vorſtellen, als ein willkührliches, gewaltſames Weſen, welches Böſes wirkt, und ſeine Geſchöpfe in

3. Wenn der Zufall nicht ausgeſchloſſen wird; ſondern Gott und der Zufall zugleich die Welt beherrſchen.

4. Wenn ein böſer Dämon und der Zufall zugleich die Welt beherrſchen.

5. Wenn viele Geiſter und der Zufall herrſchen.

6. Wenn es mehr höchſte Weſen giebt, als eins, die aber mit gleichem Willen und Vernunft im Guten übereinſtimmen.

7. Wenn eben dieſer Begriff von der Gottheit, oder von mehrern übereinſtimmenden Gottheiten mit dem Glauben an eine oder mehrere entgegenwirkende Grundurſachen, oder herrſchende Geiſter, verbunden wird.

8. Wenn man das leztere annimmt, und zugleich an den Zufall glaubt.

voraus zum Elende beſtimmt; und das heiſt in der That eben ſo viel, als einen Dämon, oder Teufel, an ſeine Stelle ſezen.

Da nun die Meynungen über ein höheres Weſen ſo verſchieden ſind; und es vielleicht nicht wenig Menſchen giebt, die überall keine Meynung über dieſen Punkt bey ſich ausgemacht haben; es ſey aus Skepticiſmus, Gedankenloſigkeit, oder Verwirrung der Begriffe: ſo haben wir zu unterſuchen, in wiefern jede dieſer Meynungen, oder dieſer Mangel einer gewiſſen Meynung, mit Tugend und Verdienſt beſtehen, oder ſich mit einem rechtſchaffenen oder moraliſchen Charakter vertragen könne.

Zwey.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Wenn wir über irgend ein künſtlich zuſammengeſeztes Werk, entweder der Natur, oder der menſchlichen Erfindung nachdenken, und erwägen, wie ſchwer es iſt, ohne hinlängliche Kenntniß des Ganzen, von einem beſondern Theile die geringſte Erklärung zu geben; ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir bey ſo vielen Dingen, welche zur Einrichtung und zum Bau der Natur ſelbſt gehören, verſtummen müſſen. Es iſt wohl kein Menſch auf der Welt, der den eigentlichen Zweck unzähliger Dinge in der Natur, ſelbſt ganzer Gattungen von Geſchöpfen, oder ihren Nuzen, genau beſtimmen könnte: Zu was für Zwecken hingegen die verſchiednen Verhältniſſe und mancherley Formen der Theile bey vielen Geſchöpfen wirklich dienlich ſind, das können wir, durch Hülfe eines fleißigen Nachforſchens und genauer Beobachtung, aufs deutlichſte zeigen. Wir wiſſen, daß jedes Geſchöpf ſein beſonderes Gut und eignes Inte-

Intereſſe hat, und daß die Natur es zwingt, dies durch alle die Vortheile, die ihm der ganze Umfang ſeines Weſens gewährt, zu ſuchen. Wir wiſſen, daß es wirklich einen guten und ſchlechten Zuſtand jedes Geſchöpfs giebt; und daß der erſtere von der Natur befördert, und von ihm ſelbſt begierig geſucht wird. Da alſo jedes Geſchöpf ſein beſtimmtes Intereſſe oder Gut hat; ſo muß auch ein gewiſſer Zweck da ſeyn, auf welchen ſich alles in ſeiner Einrichtung natürlicherweiſe beziehen muß. Iſt irgend etwas, es ſey in ſeinen Begierden, Leidenſchaften oder Neigungen, dieſem Zweck nicht zuträglich, ſondern ihm zuwider; ſo müſſen wir das nothwendig als etwas Böſes für das Geſchöpf anſehen. Und ſolchergeſtalt iſt es böſe, in Abſicht auf ſich ſelbſt; ſo wie es unſtreitig in Abſicht auf Andre ſeiner Art böſe iſt, wenn ſolche Begierden oder Leidenſchaften es irgend veranlaſſen, ihnen Schaden zu thun. Iſt nun die natürliche Einrichtung eines vernünftigen Geſchöpfs von der Beſchaffenheit, daß eben die Unregelmäßigkeit der Begierden, wodurch es in Rückſicht auf Andre böſe wird, es auch in Rückſicht auf ſich ſelbſt böſe; und daß eben die Regelmäßigkeit der Neigungen, wodurch es

in der einen Rückſicht gut wird, es auch in der andern gut macht: ſo iſt dieſe Güte, wodurch es Andern nüzlich wird, ein wahres Gut, ein wahrer Vortheil für ſich ſelbſt. Und ſo fände ſichs dann, daß Tugend und Glückſeligkeit zuſammentreffen.

Doch, dies werden wir in dem lezten Theil unſrer Unterſuchung beſonders in Betrachtung ziehen. Für jezt wollen wir erſt verſuchen, ob wir nicht klar und befriedigend ausmachen können, was das eigentlich für eine Eigenſchaft iſt, welcher wir den Namen Güte oder Tugend beylegen.

Erzählte ein Geſchichtſchreiber oder Reiſender uns, es gebe irgendwo ein Geſchöpf von ſo einſiedleriſcher Gemüthsart, als nie erhört worden; ein Geſchöpf, welches weder einen Gatten, noch irgend einen andern Geſellſchafter um ſich habe; keinen ſeines Gleichen, wogegen es Neigung oder Wohlwollen empfände; noch ſonſt irgend etwas außer ihm ſelbſt, wofür es die geringſte Empfindung oder Theilnehmung äußerte: ſo würden wir vielleicht ohne viel Bedenken ſagen: „Dies „müſſe ohne Zweifel ein ſehr melancholiſches „Geſchöpf ſeyn, und in dieſem ungeſelligen, „öden Zuſtande vermuthlich ein ſehr trauri-

„ges,

„ges, elendes Leben führen.“ Verſicherte man uns aber, dies Geſchöpf ſey ausnehmend vergnügt in ſich ſelbſt, habe ſein Leben ſehr lieb, kurz, an ſeinem Glücke fehle nichts; ſo würden wir vielleicht geſtehen: „daß es „kein Monſtrum, auch in Rückſicht auf ſich „ſelbſt nicht von verkehrter Beſchaffenheit ſey. „Aber ſchwerlich würden wir uns, bey allem, entſchließen können, es für ein gutes „Geſchöpf zu erklären.“ — Wendete man uns dagegen ein: „Dies Geſchöpf ſey doch immer „an und für ſich ſelbſt vollkommen, und da„her auch für gut zu halten; denn was ihm „Andre angiengen?“ So möchten wir freylich, in dieſem Verſtande, genöthigt ſeyn, zu geſtehen: „Es ſey ein gutes Geſchöpf; wo„fern man wirklich annehmen könne, daß es „ganz unabhängig und in ſich ſelbſt vollkom„men ſey, und mit nichts in der Welt, außer „ſich ſelbſt, in Verbindung ſtehe.“ Denn fände ſich irgendwo in der Natur ein Syſtem, von welchem dieſes lebendige Geſchöpf als ein Theil anzuſehen wäre; ſo ließe ſichs unmöglich für gut halten: denn es wäre dann offenbar ein ſolcher Theil, der mehr zum Nachtheil, als zum Vortheil ſeines Syſtems oder Ganzen beytrüge.

Findet

Findet ſich alſo in der Natur dieſes oder eines andern lebendigen Geſchöpfs, nur das Geringſte, was auf irgend etwas außer ihm hinweiſet, und woraus ſich deutlich abnehmen läßt, daß es noch auf irgend ein anderes Weſen oder eine andre Natur, außer ſeiner eignen Beziehung hat; ſo muß dies Geſchöpf unſtreitig für einen Theil irgend eines andern Syſtems gehalten werden. Hat, zum Beyſpiel, ein Thier die Gliedmaßen eines Männchens, ſo beweiſt dies, daß es auf ein Weibchen Beziehung hat. Und aus den beſondern Verhältniſſen des Männchens und Weibchens erhellet wieder offenbar, daß ſie eine gemeinſchaftliche Beziehung auf eine andre Exiſtenz und Klaſſe von Dingen auſſer ſich ſelbſt haben. Beyde alſo ſind als Theile eines andern Syſtems anzuſehen; deſſen nemlich, welches aus einer beſondern Art oder Gattung lebendiger Geſchöpfe beſteht, die eine gemeinſchaftliche Natur haben, oder durch eine beſondere Ordnung und Einrichtung zuſammenbeſtehender Dinge, die zu ihrer Erhaltung gemeinſchaftlich wirken, verſorgt werden.

Gleichergeſtalt, wenn eine ganze Gattung von lebendigen Geſchöpfen zu der Exi-

ſtenz oder dem Wohl irgend einer andern beyträgt; dann iſt dieſe ganze Gattung wieder nur ein Theil eines andern Syſtems.

Zum Beyſpiel: Zur Exiſtenz der Spinne iſt die Exiſtenz der Fliege durchaus nothwendig. Der ſorgloſe Flug, der ſchwache Bau und zarte Körper der leztern, macht und beſtimmt ſie eben ſo eigentlich zu einer Beute, als der rauhe Körper der erſteren, ihre Wachſamkeit, Grauſamkeit und Argliſt, ſie zu Raub und Nachſtellung geſchickt macht. Gewebe und Flügel ſind ganz für einander gemacht. Und in dem Bau dieſer Thiere iſt die Beziehung des einen aufs andre ſo ſichtbar und vollkommen, als in unſerm Körper die wechſelſeitige Beziehung der Gliedmaßen und Organen, oder in den Zweigen und Blättern eines Baums, ſowohl ihre Beziehung einander als aller gemeinſchaftlich auf Eine Wurzel und Einen Stamm.

Auf gleiche Weiſe ſind die Fliegen auch zur Exiſtenz andrer Geſchöpfe, ſowohl gewiſſer Vögel als Fiſche, nöthig. Und ſo iſt immer eine Gattung von Geſchöpfen zum Nuzen der andern da; denn alle ſind Theile eines gewiſſen Syſtems, und gehören zu einer und ebenderſelben Klaſſe von Weſen.

So

So giebt es alſo ein Syſtem aller Thiere; eine Ordnung oder Oekonomie des Thierreichs, welcher Alles, was dahin gehört, gemäß eingerichtet und angeordnet iſt.

Wenn nun das ganze Syſtem der Thiere, nebſt dem Syſtem der Pflanzen und aller andern Dinge in dieſer ſublunariſchen Welt, mit Recht in Ein Syſtem der Erde zuſammengefaßt wird; und wenn dieſe Erde ſelbſt wieder von etwas anderm außer ihr, wie z. B. von ihrer Sonne, von der Milchſtraße, oder von ihren Nebenplaneten abhängt: dann iſt ſie wirklich nur ein Theil irgend eines andern Syſtems. Und wenn man endlich zugeſteht, daß es ein Syſtem aller Dinge, und eine allgemeine Natur giebt; ſo kann kein beſonderes Weſen oder Syſtem vorhanden ſeyn, welches nicht, in Abſicht auf dieſes allgemeine Syſtem des Weltalls, entweder gut oder böſe wäre: denn wär es auch nur unbedeutend und ohne Nuzen, ſo iſt das ſchon ein Fehler, oder eine Unvollkommenheit, und folglich in dem allgemeinen Syſtem etwas Böſes.

Iſt daher ein Weſen gänzlich und wahrhaftig böſe, ſo muß es in Beziehung auf das Ganze böſe ſeyn; und dann iſt das Syſtem des Ganzen böſe, oder unvollkommen. Iſt aber

aber das Böſe irgend eines beſondern Syſtems ein Gut für andre Syſteme; gereicht es zum Wohl des allgemeinen Syſtems, (zum Beyſpiel, wenn ein Geſchöpf ohne Zerſtörung eines andern nicht leben kann; wenn ein Ding aus der Verweſung eines andern erzeugt wird; oder wenn ein Planetenſyſtem oder Wirbel einen andern verſchlänge) dann iſt das Uebel dieſes beſondern Syſtems an ſich ſelbſt kein wahres Uebel; eben ſo wenig, als der Schmerz beym Zahnen ein Uebel iſt, in einem Syſtem oder Körper, welcher ſo eingerichtet worden, daß er ohne dieſe Urſach des Schmerzes mangelhaft, und alſo noch übler dran ſeyn würde.

Von keinem Weſen alſo können wir ſagen, daß es gänzlich und durchaus böſe ſey, wofern wir nicht ausdrücklich zeigen und erweiſen können, daß dasjenige, was wir böſe nennen, ſonſt nirgendwo, in keinem andern Syſtem, in Rückſicht auf keine andre Ordnung oder Oekonomie, ſie ſey welche ſie wolle, gut ſey.

Gäb' es aber in der Welt irgend ein ganzes Geſchlecht von Thieren, welches zur Zerſtörung aller andern gereichte, ſo könnte man das mit Recht ein böſes Geſchlecht nennen; denn in dem thieriſchen Syſtem wär' es wirk-

lich

lich böſe. Und wenn in irgend einem beſonderen Geſchlecht von lebendigen Geſchöpfen (unter den Menſchen zum Beyſpiel) ein Menſch von Natur das Verderben der Uebrigen ſucht, ſo heißt er in dieſer Rückſicht mit Recht ein böſer Menſch.

Aber nie nennen wir Jemanden einen böſen Menſchen, weil er mit der Peſt behaftet iſt, oder weil er konvulſiviſche Paroxiſmen hat, in denen er um ſich ſchlägt und Jeden verwundet, der ihm zu nahe kömmt. Eben ſo wenig ſagen wir von Jemanden, er ſey ein guter Menſch, wenn ſeine Hände gebunden ſind, daß er das Unheil, welches er im Sinne hat, nicht anrichten kann; oder (was gewiſſermaßen einerley iſt) wenn er, aus Furcht vor der Strafe, oder aus Hoffnung einer Belohnung, ſeinen böſen Vorſaz nicht ausführt.

Was alſo bey einem vernünftigen Geſchöpf ganz und gar nicht aus Neigung entſpringt, iſt in der Natur dieſes Geſchöpfs weder gut noch böſe; weil es nur dann für gut oder böſe gehalten werden kann, wenn das Wohl oder Uebel des Syſtems, womit es in Verbindung ſteht, der unmittelbare Gegenſtand einer Leidenſchaft oder Neigung in ihm iſt.

Da

Da alſo bloß wegen der inneren Nei-gung ein Geſchöpf für gut oder böſe, natür-lich oder unnatürlich gehalten wird; ſo ha-ben wir jezt zu unterſuchen, welche Neigun-gen gut und natürlich, und welche hingegen böſe und unnatürlich ſind.

Zweyter Abſchnitt.

Fürs erſte alſo können wir bemerken, daß jede Neigung zu irgend einem Dinge, das für ein Privatgut gehalten wird, aber kein wirkliches, ſondern nur ein eingebildetes Gut iſt, daß dieſe Neigung, weil ſie überflüſſig iſt, und andere nothwendige und gute Nei-gungen ſchwächet, an ſich ſelbſt verkehrt und böſe iſt, ſelbſt in Rückſicht auf das Privatin-tereſſe oder die Glückſeligkeit des Geſchöpfs.

Wär' es möglich, bey einem Geſchöpf ei-ne ſolche Neigung für ſein beſonderes Wohl anzunehmen, welche wirklich, in ihrem natür-lichen Grade, ſein Privatintereſſe beförderte, zu gleicher Zeit aber mit dem allgemeinen Wohl nicht beſtehen könnte; ſo wäre das al-lerdings auch eine verkehrte Neigung: und in dieſem Fall könnte ein Geſchöpf, in Rück-ſicht auf ſeine Geſellſchaft und das Ganze, nicht wahrhaftig gut und natürlich ſeyn, ohne

böſe und unnatürlich gegen ſich ſelbſt zu ſeyn. Wird aber die Neigung nur dann der Geſellſchaft ſchädlich, wenn ſie übermäßig, nicht aber, wenn ſie gemäßigt, gehörig eingeſchränkt und gemildert iſt; ſo iſt freylich der übermäßige Grad der Neigung wirklich böſe, nicht aber der gemäßigte. Findet ſich alſo bey einem Geſchöpf eine mehr als gewöhnliche Zuſammenziehung in ſich ſelbſt, oder Sorge für ſein Privatintereſſe, wobey das Intereſſe ſeiner Gattung, oder des Ganzen nicht beſtehen kann, ſo iſt das in aller Abſicht eine böſe und verkehrte Neigung. Und dies iſt es, was wir gewöhnlich Selbſtſucht nennen, und an jedem Geſchöpf, wo wir es irgend wahrnehmen, ſo ſehr mißbilligen.

Wenn, auf der andern Seite, die Neigung für unſer Privatwohl, man mag ſie für ſo ſelbſtſüchtig halten, als man immer will, nicht allein wirklich mit dem allgemeinen Wohl beſtehen kann, ſondern gewiſſermaßen dazu beyträgt; wenn ſie von der Art iſt, daß das Wohl des ganzen Geſchlechts befördert wird, wenn ſie ſich bey jedem Individuum befindet: ſo iſt ſie nicht allein auf keinerley Weiſe böſe oder tadelnswürdig, ſondern vielmehr ſchlechterdings nothwendig, wenn ein

Geſchöpf

Geſchöpf gut ſeyn ſoll. Denn wenn der Mangel einer ſolchen Neigung, wie zum Beyſpiel des Triebes der Selbſterhaltung, dem ganzen Geſchlecht zum Nachtheil gereicht; ſo macht der Mangel dieſer Neigung ein Geſchöpf eben ſowohl böſe und unnatürlich, als der Mangel irgend einer andern natürlichen Neigung. Niemand würde Bedenken tragen, ſo zu urtheilen, wenn er einen Menſchen ſähe, der keinem Abgrunde aus dem Wege gienge, dem jede Speiſe, Lebensordnung, Kleidung, und was ſonſt zur Geſundheit und Erhaltung gehört, ganz gleichgültig wäre. Eben das würde man von Jemanden behaupten, der eine Abneigung gegen allen Umgang mit Frauenzimmern hätte, und alſo wegen verkehrter Gemüthsart, (nicht bloß aus körperlicher Unvollkommenheit) untauglich wäre, ſein Geſchlecht fortzupflanzen.

So kann alſo die Neigung zu unſerm eignen Wohl gut oder böſe ſeyn. Denn, iſt dieſe Privatneigung zu ſtark (wenn zum Beyſpiel übermäßige Liebe zum Leben Jemanden zu edelmüthigen Handlungen unfähig macht); ſo iſt ſie unſtreitig böſe und verkehrt; folglich handelt derjenige, der ſich von ihr lenken läßt, verkehrt, und kann ſelbſt, wenn dieſe Neigung

gung ihn lenkt, in gewiſſem Grade nicht anders als verkehrt oder böſe ſeyn. Wenn daher eine ſo heftige Liebe zum Leben Jemanden zufälligerweiſe veranlaßt, Gutes zu thun (da er durch die nemliche Triebfeder eben ſo leicht hätte veranlaßt werden können, Böſes zu thun); ſo iſt er, wegen dieſes Guten, eben ſo wenig ein gutes Geſchöpf, als derjenige ein rechtſchaffener und guter Menſch iſt, der vor Gericht, oder im Felde, bloß ſeiner Bezahlung oder ſeines Soldes wegen, eine gerechte Sache verficht.

Alles daher, was wir aus bloßer Neigung für unſer eignes Beſtes thun, ſey es noch ſo vortheilhaft für die ganze Gattung, zeugt nicht weiter von unſrer Güte, als in ſo fern die Neigung ſelbſt gut iſt. Wir mögen, in irgend einem beſondern Falle, noch ſo gut handeln; beherrſcht uns in Grunde bloß dieſe ſelbſtſüchtige Neigung, ſo ſind wir dabey an uns ſelbſt noch immer laſterhaft. Eben ſo verhält ſichs, wenn dieſe Selbſtſucht, ſey ſie auch noch ſo gemäßigt, bey Jemanden die Triebfeder ſolcher Handlungen iſt, welche eigendlich aus einer natürlichen Neigung gegen ſeines Gleichen entſpringen ſollten.

Und in der That, was für äußerliche Hülfsmittel oder Bewegungsgründe auch ein übelgeſinntes Geſchöpf antreiben mögen, irgend eine gute Handlung zu thun; ſo kann doch eher keine Güte in ihm entſtehen, als bis ſeine Gemüthsart in ſo weit geändert wird, daß endlich eine unmittelbare Neigung es wirklich zum Guten hinzieht, und vom Böſen abhält.

Wird, zum Beyſpiel, eines von den Geſchöpfen, die zahm und freundlich gegen den Menſchen ſind, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit zuwider, grauſam und wild; ſo bemerken wir augenblicklich die Zerrüttung ſeiner Gemüthsart, und erkennen es für unnatürlich und verderbt. Legt eben dieſes Geſchöpf nachher von ungefähr, oder durch vernünftige Behandlung, ſeine Wildheit ab, wird zahm, freundlich und folgſam, wie andre ſeines gleichen; ſo halten wir ein ſolchergeſtalt wiederhergeſtelltes Geſchöpf aufs neue für gut und natürlich. Geſezt nun das Geſchöpf beträgt ſich wirklich zahm und freundlich; aber bloß aus Furcht vor ſeinem Herrn; ſo, daß ſeine herrſchende Leidenſchaft augenblicklich ausbricht, ſo bald dieſe Furcht wegfällt: dann iſt ſeine Freundlichkeit nicht ſeine wahre Gemüths-

müthsart; ſondern ſeine wahre und ächte Natur bleibt, was ſie war, und alſo das Geſchöpf ſelbſt ſo böſe, als je.

Da alſo in jedem Geſchöpf nichts eigentlich Güte oder Bosheit iſt, als was aus natürlicher Gemüthsart entſpringt; „ſo iſt das „ein gutes Geſchöpf, das durch ſeine natür„liche Gemüthsart oder den Trieb ſeiner „Neigungen, urſprünglich und unmittelbar, „und nicht nebenher und zufällig zum Guten „hingezogen, und vom Böſen abgehalten wird:“ Und ein böſes Geſchöpf iſt gerade das Gegentheil, nemlich: „ein ſolches, dem es an rich„tigen Neigungen fehlt, die Kraft genug ha„ben, es geradeswegs zum Guten hinzutrei„ben, und es vom Böſen abzuziehen; oder „welches durch andre Neigungen gerades„wegs zum Böſen angetrieben, und vom Gu„ten abgezogen wird.“

Wenn überhaupt alle Neigungen oder Leidenſchaften auf oben erwähnte Art dem allgemeinen Wohl, oder dem Wohl der ganzen Gattung gemäß ſind; dann iſt die natürliche Gemüthsart vollkommen gut. Fehlt es hingegen an einer erfoderlichen Neigung; oder iſt irgend eine vorhanden, welche überflüſſig, oder ſchwach, oder auf einige Weiſe nachtheilig,

theilig, oder jenem Hauptzweck entgegen iſt; dann iſt die natürliche Gemüthsart, und folglich das Geſchöpf ſelbſt, gewiſſermaßen verderbt und böſe.

Es wäre überflüſſig, hier des Neides, der Bosheit, des mürriſchen Weſens, oder andrer ſolcher häßlichen Leidenſchaften zu erwähnen, und zu zeigen, wie ſie an ſich böſe ſind, und ein Geſchöpf böſe machen. Vielleicht aber iſt es nöthig, zu bemerken, daß ſelbſt Wohlwollen und Liebe von der natürlichſten Art (z. B. die, welche ein Geſchöpf für ſeine Jungen hegt) ſo bald ſie übermäßig wird, und einen gewiſſen Grad überſteigt, ohne Zweifel fehlerhaft iſt. Denn ſolche übergroße Zärtlichkeit zerſtört die Wirkung der Liebe, und übermäßiges Mitleiden macht uns unfähig, zu helfen. Daher hält man durchgehends das Uebermaß der mütterlichen Liebe, für verkehrte Verzärtelung; übergroßes Mitleiden, für weibiſche Schwäche; übergroße Liebe zum Leben, für Niederträchtigkeit und Feigheit; zu geringe, für verwegne Unbeſonnenheit; und ganz und gar keine, oder das Gegentheil (eine Leidenſchaft nemlich, die zum Selbſtmorde verleitet) für Raſerey und Verkehrtheit im höchſten Grade.

Dritter Abſchnitt.

Laßt uns jezt von bloßer Güte, deren jedes mit Gefühl begabte Geſchöpf fähig iſt, zu dem, was man Tugend oder Verdienſt nennt, und bloß dem Menſchen zuſchreibt, hinaufſteigen.

Bey einem Geſchöpf, welches fähig iſt, ſich allgemeine Begriffe der Dinge zu machen, ſind nicht bloß die äußerlichen in die Sinne fallenden Dinge Gegenſtände der Neigung; ſondern auch die Handlungen ſelbſt, und die innern Neigungen, als Mitleiden, Wohlwollen, Dankbarkeit, und ihr Gegentheil, wenn die Seele ſie wahrnimmt, werden Gegenſtände derſelben. Solchergeſtalt entſpringt aus dieſer reflektirten Empfindung eine Art von Neigung gegen diejenigen Neigungen ſelbſt, die man ſchon ſelbſt empfand, und jezt der Gegenſtand eines neuen Wohlgefallens oder Mißfallens werden.

Es verhält ſich hier mit den geiſtigen oder moraliſchen Gegenſtänden nicht anders, wie mit den Körpern und gemeinen Gegenſtänden der Sinne. Bemerkt unſer Auge die Figur, die Bewegung, die Farbe, die Verhältniſſe dieſer leztern; ſo bemerken wir auch

nothwendig zugleich Schönheit oder Häßlichkeit, je nach der verſchiednen Abmeſſung, Anordnung und Zuſammenſezung ihrer Theile. Eben ſo müſſen wir, wenn ſich Geſinnungen und Handlungen unſerm Verſtande darſtellen, nothwendig einen offenbaren Unterſchied, je nach der Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Gegenſtände, wahrnehmen.

Da unſre Seele die Zuſchauerinn und Zuhörerinn andrer Seelen iſt, ſo muß ſie auch ihr Auge und Ohr haben; ſie muß Verhältniſſe wahrnehmen, Töne unterſcheiden, und jede Empfindung, jeden Gedanken, der ihr vorkömmt, beurtheilen. Alles muß ſich ihrer Kritik unterwerfen. Sie fühlt das Sanfte und Rauhe, das Angenehme und Widrige in den Neigungen; und findet ein Häßliches und Schönes, eine Harmonie und Diſſonanz, eben ſo eigentlich hier, als in muſikaliſchen Tönen, oder in der äußern Form oder Darſtellung ſinnlicher Dinge. Auch kann ſie ihre Bewunderung und ihr Entzücken, ihren Abſcheu und ihre Verachtung, bey der einen Art von Gegenſtänden ſo wenig zurückhalten, als bey der andern. Jeder alſo, der die Sache gehörig erwägt, wird es für nichts anders, als Affektation halten, wenn Jemand das ge-

meine

meine und natürliche Gefühl des Erhabnen und Schönen leugnet.

Wie nun, bey ſinnlichen Gegenſtänden, die Geſtalten oder Bilder der Körper, Farben und Töne beſtändig, ſelbſt im Schlaf, vor unſern Augen ſchweben, und auf unſre Sinne wirken; ſo ſind auch die Geſtalten und Bilder der moraliſchen und intellektuellen Dinge, zu allen Zeiten, ſelbſt wenn die Gegenſtände abweſend ſind, in der Seele wirkſam und gegenwärtig.

Bey dieſen vor uns herumſchwebenden Charakteren oder Gemälden der Sitten, welche die Seele ſich nothwendig vorbildet, und immer mit ſich herumträgt, kann das Herz unmöglich neutral bleiben; es muß immer auf eine oder andre Art Parthey nehmen. So verkehrt oder verderbt es an ſich ſelbſt ſeyn mag, ſo bemerkt es doch den Unterſchied an Schönheit und Liebenswürdigkeit zwiſchen einem Herzen und dem andern, zwiſchen einer Richtung der Neigung, einem Verhalten, einer Empfindung und der andern; und muß alſo in allen Fällen, wo es ſelbſt nicht intereſſirt iſt, gewiſſermaßen das Rechtſchaffene und Natürliche billigen, das Verkehrte und Verderbte aber mißbilligen.

Da

Da ſich alſo die verſchiednen Bewegungen, Neigungen, Leidenſchaften, Geſinnungen, und das daraus erfolgende Betragen und Verhalten eines Geſchöpfs in den mancherley Theilen ſeines Lebens, der Seele in verſchiednen Geſichtspunkten oder Perſpektiven darſtellt, und ſie das Gute und Böſe, in Beziehung auf die Gattung oder das Ganze, ſehr ſchnell unterſcheidet; ſo entſteht dadurch eine neue Probe oder Uebung des Herzens.

Denn dies muß entweder in ſeinem wahren und geſunden Zuſtande, das, was recht und gut iſt, lieben, und das Gegentheil haſſen; oder, wenn es verderbt iſt, das Böſe lieben, und dem Edlen und Guten abgeneigt ſeyn.

Und in dieſem Fall allein können wir ein Geſchöpf rechtſchaffen oder tugendhaft nennen, wenn es des Begriffs von einem Wohl des Ganzen, und der Theorie oder Wiſſenſchaft des moraliſchen Guten und Böſen, des Bewunderungswürdigen und Tadelnswerthen, des Rechts und Unrechts, fähig iſt. Denn ſagen wir gleich von einem ſchlechten Pferde im gemeinen Leben, daß es Untugenden beſize, ſo nennen wir doch nie ein gutes, ſo wenig als irgend ein anderes Vieh, einen Idioten

oder

oder albernen Tropf, wären ſie auch noch ſo gut geartet, rechtſchaffen oder tugendhaft.

Ein Geſchöpf ſey alſo ſo edelmüthig, wohlwollend, treu, mitleidig, als es immer will; fehlt ihm dabey das Vermögen, über das, was es ſelbſt thut, oder Andre thun ſieht, nachzudenken, und dadurch zu erkennen, was rechtſchaffen und anſtändig iſt; und dieſen Begriff des Rechtſchaffenen und Anſtändigen zum Gegenſtande ſeiner Neigung zu machen: ſo kann man nicht ſagen, daß es tugendhaft ſey. Denn nur ſo, und nicht anders, kann es Begriffe von Recht und Unrecht haben; nur ſo iſt es fähig, zu fühlen, oder zu beurtheilen, ob etwas aus gerechter, billiger, und guter Neigung, oder aus dem Gegentheil, geſchehen ſey.

Alles, was aus unbilliger Neigung geſchieht, iſt unrecht, verkehrt und böſe. Iſt die Neigung billig, richtig und gut, und ihr Gegenſtand ſolcher Art, daß es zum Vortheil der Geſellſchaft gereicht, wenn er immer auf gleiche Weiſe geſucht und geliebt wird; ſo iſt dies nothwendig das, was wir Recht und Billigkeit in einer Handlung nennen. Denn Unrecht beſteht nicht in ſolchen Handlungen, welche bloß Schaden verurſachen (denn auf

die

die Art würd' es Unrecht ſeyn, wenn ein recht-ſchaffner Sohn, der auf einen Feind zielte, aus Verſehen, oder durch unglücklichen Zu-fall ſeinen Vater tödtete); ſondern nur dann iſt etwas Unrecht, wenn es aus mangelhaf-ter oder verkehrter Neigung geſchieht; als wenn z. B. ein Sohn keine Bekümmerniß für die Erhaltung ſeines Vaters bezeigt, oder wenn er bey einer Gefahr lieber einem gleich-gültigen Menſchen, als ihm, zu Hülfe eilt.

Eben ſo wenig kann Schwäche oder Un-vollkommenheit der Sinne Unrecht oder Uebel-that veranlaſſen; wenn nur der Gegenſtand der Seele ſelbſt nicht von verkehrter Beſchaf-fenheit, oder ſonſt ungeziemend, ſondern viel-mehr ihrer Meynung und Zuneigung ange-meſſen und würdig iſt. Denn ſezen wir den Fall, ein Menſch von geſunder, unverdorbner Vernunft und Neigung, habe eine ſo verderbte Konſtitution des Körpers, daß die natürli-chen Gegenſtände, durch die Organe ſeiner Sinne, wie durch falſche Gläſer, ihm ver-kehrt und unrichtig vorgeſtellt werden; ſo wird man bald ſehen, da der Fehler in die-ſem Falle nicht in dem herrſchenden oder Haupttheile ſeines Weſens liegt, daß man

ihn

ihn an ſich ſelbſt nicht für verkehrt oder ungerecht halten kann.

Anders verhält ſichs in Abſicht auf Meynungen, Glaubenslehren, oder Theorien. Die Ausſchweifungen des menſchlichen Urtheils oder Glaubens gehen bekanntermaßen ſo weit, daß man in einigen Ländern ſo gar Affen, Kazen, Krokodillen und andre garſtige und ſchädliche Thiere für heilig gehalten, und als Gottheiten verehrt hat. Sollte nun ein Glaubensgenoſſe ſolcher Länder ſich einbilden, es ſey Recht, lieber einer Kaze das Leben zu retten, als einem Vater; und andre Menſchen, die nicht der nemlichen Religionsmeynung zugethan ſind, müßten ſo lange, bis ſie ſich bekehrt hätten, als Feinde behandelt werden; ſo wäre dies bey einem ſolchen Gläubigen ohne Zweifel unrecht und böſe; und jede Handlung, die ſich auf dieſen Glauben gründete, eine verkehrte, böſe und laſterhafte Handlung.

Und ſo muß Alles, was falſche oder irrige Begriffe von dem Werth oder Unwerth eines Dinges hervorbringt, und dadurch eine rechtſchaffene Neigung vermindert, eine verkehrte, unregelmäßige, oder ungeſellige Neigung aber erregt, nothwendig Unrecht veran-

laſſen.

laſſen. Wer alſo Jemanden wegen einer Eigenſchaft liebt, die für rühmlich gehalten wird, in der That aber verkehrt iſt, der iſt ſelbſt verkehrt und böſe. Der Urſprung dieſer Verderbniß iſt in manchen Fällen ſichtbar: wenn, zum Beyſpiel, ein Ehrſüchtiger, durch den Ruf ſeiner großen Unternehmungen, ein Eroberer oder Seeräuber durch ſeine kühnen Thaten, bey einem Menſchen gegen dieſen unmoraliſchen und unmenſchlichen Charakter, der nur Abſcheu verdient, Hochachtung und Bewunderung erwecket; dann muß derjenige, welcher das Böſe, ſo er hört, ins geheim billiget, verderbt werden. Wer hingegen einen Andern liebt und hochſchäzt, weil er glaubt, daß er eine Tugend beſitze, die er doch wirklich nicht beſizt, ſondern bloß nachäffet, der iſt deßwegen keineswegeſ verderbt oder böſe.

Irrthum in Anſehung der wahren Beſchaffenheit einer Sache, iſt daher weder Urſach noch Zeichen einer böſen Neigung, und kann alſo auch keine Urſach des Laſters ſeyn. Aber Irrthum in Anſehung der Rechts oder Unrechts verurſacht immer, bey jedem vernünftigen Weſen, verkehrte Neigungen, und alſo nothwendig auch laſterhafte Handlungen.

Da es indeſſen viele Fälle giebt, wo dem ſcharfſinnigſten Menſchen Schwierigkeiten und Zweifel aufſtoßen, wenn er entſcheiden ſoll, was recht oder unrecht iſt, ſo kann ein geringer Irrthum dieſer Art immer noch bey dem Charakter eines tugendhaften oder rechtſchaffnen Mannes beſtehen. Allein, wenn Aberglaube oder böſe Gewohnheit ſehr grobe Irrungen in der Beſtimmung oder Anwendung der Neigung verurſachen; wenn die Irrungen entweder ihrer Natur nach ſo grob, oder ſo zuſammengeſezt und häufig ſind, daß Jemand nicht in ſeinem natürlichen Zuſtande bleiben kann, und die zum Wohl der menſchlichen Geſellſchaft und des bürgerlichen Lebens erforderlichen Neigungen darunter leiden müſſen; dann geht der Charakter der Tugend allerdings verloren.

Sonach finden wir nun, in wie fern Rechtſchaffenheit und Tugend von Erkenntniß deſſen, was recht und unrecht iſt, und von ſolchem Gebrauch der Vernunft abhangen, welcher hinreicht, uns eine richtige Anwendung der Neigungen zu ſichern; ſo daß nichts Scheußliches oder Unnatürliches, nichts Unanſtändiges, nichts auf die Zerſtörung der natürlichen Neigung, wodurch die

Gattung oder die Geſellſchaft erhalten wird, abzielendes, auf irgend eine Art, oder durch irgend einen Grundſaz oder Begriff von Ehre oder Religion, jemals als ein guter und würdiger Gegenſtand der Hochachtung geliebt oder geſucht werden darf. Denn ein ſolcher Grundſaz oder Begriff iſt ſchlechterdings verkehrt und böſe; und Alles, was demſelben gemäß gehandelt wird, kann nichts anders als Verkehrtheit und Laſter ſeyn. Giebt es alſo etwas in der Welt, welches die Menſchen, unter dem Vorwande einer göttlichen Vollmacht, oder irgend eines gegenwärtigen oder künftigen Guts, zu Verrätherey, Undankbarkeit oder Grauſamkeit anhält; giebt es etwas, welches die Menſchen lehrt, ihre Feinde aus Liebe zu verfolgen; oder Kriegsgefangene zur Luſt zu peinigen; oder Menſchen zu opfern, oder ſich ſelbſt, aus Religionseifer, vor ihrem Gott zu quälen, abzumergeln und zu verſtümmeln, oder irgend eine barbariſche und viehiſche That, als etwas Verdienſtliches und Löbliches, zu begeheu; ſollte auch allgemeine Gewohnheit es billigen und Religion es zum Geſez machen: ſo iſt und kann es doch nie, auf welche Art und in welchem Sinne man es nehmen mag, Tugend

ſeyn,

ſeyn, ſondern iſt und bleibt abſcheuliche Verderbniß; Mode, Geſez, Gewohnheit oder Religion mögen es noch ſo ſehr gut heißen: denn dieſe können ſelbſt verkehrt und böſe ſeyn; nie aber die ewigen Regeln, die unwandelbare, unabhängige Natur der Rechtſchaffenheit und Tugend umändern.

Vierter Abſchnitt.

Aus allem dem ergiebt ſichs nun: daß diejenigen Geſchöpfe, welche bloß durch ſinnliche Gegenſtände bewegt oder gerührt werden können, entweder gut oder böſe ſind, je nach dem ihre ſinnlichen Neigungen beſchaffen ſind. Ganz anders aber verhält ſichs mit Geſchöpfen, welche vernünftige Gegenſtände des moraliſchen Guten zu faſſen fähig ſind. Denn ſtünd' es bey Jemanden dieſer Art um die ſinnlichen Neigungen auch noch ſo ſchlecht; ſie hätten aber, wegen jener vorhin erwähnten vernünftigen Neigungen, nicht die Oberhand: ſo bleibt offenbar die Gemüthsart in der Hauptſache gut; und ein ſolcher wird mit Recht von allen Menſchen für tugendhaft gehalten.

Noch mehr. Wenn Jemand aus Temperament hizig, verdrüßlich, furchtſam, verliebt

liebt iſt; aber dieſen Leidenſchaften widerſteht, und, ungeachtet ihres gewaltigen Drangs, feſt an der Tugend hängt; ſo urtheilen wir gewöhnlich in dieſem Fall, ſeine Tugend ſey deſto größer; und wir urtheilen recht. Nur dann, wenn er nicht aus Neigung für die Güte oder Tugend ſelbſt, ſondern bloß für ſein Privatwohl zurückgehalten und zu einem tugendähnlichen Verhalten angetrieben wird, iſt er im Grunde um nichts tugendhafter; wie wir oben gezeigt haben. So viel aber bleibt unwiderſprechlich: wenn Jemand ſein zorniges oder verliebtes Temperament freywillig und ohne fremden Zwang ſo ſehr bändiget, daß er ſich weder zu einer grauſamen noch unzüchtigen Handlung hinreißen läßt, ſo ſehr ſeine Konſtitution ihn auch reizen mag; ſo ſchäzen wir ſeine Tugend höher, als wir ſonſt würden gethan haben, wenn ſie dieſe Verſuchungen und dieſen Hang nicht zu überwinden gehabt hätte. Uebrigens aber wird wohl keiner ſagen, ein Hang zum Laſter ſey ein Ingredienz der Tugend, oder irgend nothwendig, einen tugendhaften Charakter vollkommen zu machen.

Es ſcheint alſo, als ob ſich hier eine Schwierigkeit fände; allein die Sache verhält

ſich

ſich ſo: Wenn ſich in einem Theile der Gemüthsart böſe Leidenſchaften oder Neigungen feſtgeſezt haben, unterdeß in einem andern Theile die Neigungen zum moraliſchen Guten ſo mächtig ſind, daß ſie jene Bemühungen ihrer Gegenparthey völlig überwinden; ſo iſt dies der gröſte mögliche Beweis, daß ein ſtarkes Principium von Tugend zum Grunde liegt, und ſich der natürlichen Gemüthsart völlig bemächtigt hat. Wo ſich hingegen keine böſe Leidenſchaften regen, da kann ein Menſch wohlfeileren Kaufs tugendhaft ſeyn; das heiſt, er kann den bekannten Regeln der Tugend gemäß leben, ohn' ein ſo ſtarkes Principium von Tugend zu haben, als der Andre. Wenn aber dieſer Andre, bey dem die Tugend ſo ſtarke Wurzeln geſchlagen hat, endlich alle jene innern Hinderniſſe aus dem Wege ſchafft, ſo verliert er gewiß nichts an Tugend; vielmehr, da er bloß das verliert, was ſeine Gemüthsart befleckte, iſt ſeine Tugend dann um ſo viel reiner, höher und vollkommner.

Es giebt alſo verſchiedne Grade der Tugend bey vernünftigen Geſchöpfen; bey denen wenigſtens, die man zwar vernünftig nennet, denen aber noch viel an jener geſunden, wohlbefeſtigten Vernunft fehlt, die allein eine rich-

tige

tige Neigung, einen gleichförmigen, ſtandhaften Willen und Entſchluß hervorbringen kann. Und ſo findet man Laſter und Tugend mannichfaltig vermiſcht, und abwechſelnd herrſchend in den verſchiednen Charakteren der Menſchen. Denn ſo viel ſcheint aus unſrer Unterſuchung klar zu folgen: Gemüthsart oder Leidenſchaften mögen, in Beziehung auf ſinnliche oder moraliſche Gegenſtände, noch ſo verkehrt; ein Geſchöpf mag noch ſo zornmüthig, rachſüchtig, wollüſtig oder grauſam; eine Seele mag noch ſo verdorben, oder die Grundſäze, nach welchen ſie handelt, noch ſo böſe ſeyn: ſo iſt doch, ſo lange ſich noch einige Biegſamkeit oder günſtige Neigung gegen den geringſten moraliſchen Gegenſtand, der kleinſte Schein von moraliſchem Guten (als Gefälligkeit, Dankbarkeit, Güte oder Mitleiden); noch immer etwas von Tugend vorhanden, und das Geſchöpf iſt nicht ganz unnatürlich und laſterhaft.

Ein Spizbube alſo, der aus Gefühl von Treue und Ehre, von welcher Art es auch ſey, ſich weigert, ſeine Gehülfen anzugeben, und lieber Folter und Tod erdulden, als ſie verrathen will; der hat gewiß noch nicht alle Tugend verloren, ſo verkehrt er ſie auch anwenden

wenden mag. Eben das war der Fall mit jenem Miſſethäter, der ſeinen Mitſchuldigen lieber im Tode Geſellſchaft leiſten, als das Amt eines Henkers an ihnen vollziehen wollte.

Kurz: ſo ſchwer es iſt, von Jemanden zu behaupten, er ſey ein vollkommner Atheiſt; eben ſo ſchwer muß es ſeyn, Jemanden für durchaus verderbt oder laſterhaft zu erklären; indem es ſehr wenige, ſelbſt unter den abſcheulichſten Böſewichtern, giebt, die nicht noch etwas von Tugend, in dieſer unvollkommnen Bedeutung, beſizen ſollten. Nichts iſt wahrer, als der bekannte Saz: es ſey eben ſo ſchwer einen vollkommen böſen, als einen vollkommen guten Menſchen zu finden: denn wo noch irgend eine gute Neigung übrig iſt, da iſt auch gewiß noch etwas von Güte oder Tugend vorhanden.

Nachdem wir alſo unterſucht haben, was die Tugend an ſich ſelbſt ſey; wollen wir jezt ſehen, wie ſie ſich gegen die oben erwähnten Meynungen von der Gottheit verhalte.

Dritter

Dritter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Da die Natur der Tugend (wie oben ausgeführt worden) in einer gewiſſen richtigen Geſinnung, oder angemeſſenen Neigung eines vernünftigen Geſchöpfs gegen die moraliſchen Gegenſtände des Rechts und Unrechts beſtehet; ſo kann nichts bey einem ſolchen Geſchöpf die Tugend zerſtören, oder ſie unwirkſam machen, als was

1. Entweder das natürliche und richtige Gefühl von Recht und Unrecht zerſtört;
2. Oder ein verkehrtes Gefühl deſſelben hervorbringt;
3. Oder verurſacht, daß ſich dem richtigen Gefühl widerſtrebende Neigungen entgegenſezen.

Auf der andern Seite kann nichts das Principium der Tugend unterſtüzen oder befördern, als was entweder das Gefühl von Recht und Unrecht nähret und ſtärket; oder es ächt und unverdorben erhält; oder, in dieſem

ſem leztern Falle, daſſelbe durch Unterdrückung und Ueberwältigung der entgegengeſezten Neigungen, herrſchend macht.

Wir haben alſo zu unterſuchen, auf welche Art die oben erwähnten Meynungen von der Gottheit betreffend, in dieſen Fällen Einfluß haben, und eine oder andre dieſer drey Wirkungen hervorbringen.

I. Der erſte Fall war: die Zerſtörung des natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht.

Nun wird gewiß keiner denken, daß hiedurch die Zerſtörung des Begriffs von dem, was für die ganze Gattung, oder Geſellſchaft gut oder böſe iſt, verſtanden werde. Denn daß ein ſolches Gutes und Böſes wirklich ſtatt finde, muß nothwendig jedes vernünftige Geſchöpf erkennen. Keiner zweifelt, daß es ein allgemeines Beſtes gebe, daß ſeiner Geſellſchaft in manchen vortheilhaft, in manchen nachtheilig ſey. Sagen wir daher von Jemanden, „er habe alles Gefühl von Recht „und Unrecht verloren;“ ſo iſt unſre Meynung, daß er, ungeachtet ſeiner Fähigkeit das Gute und Böſe, in Beziehung auf ſeine Gattung, zu unterſcheiden, doch für beydes ganz gleichgültig iſt, das Vortreffliche oder Schänd-

liche einer moraliſchen Handlung, in Rückſicht auf das eine oder andre, nicht fühlt. Außer den engen Schranken ſeines eignen Privatintereſſe alſo, nehmen wir an, daß bey einem ſolchen kein Wohlgefallen oder Mißfallen an Sitten, keine Bewunderung oder Liebe gegen irgend etwas moraliſch Gutes; kein Haß gegen irgend etwas moraliſch Böſes, ſey es noch ſo unnatürlich oder ſchändlich, ſtatt finde.

In der That giebt es durchaus kein vernünftiges Geſchöpf, welches nicht wiſſen ſollte, daß, wenn es vorſezlich Jemanden beleidigt oder Schaden thut, dadurch nothwendig Beſorgniß vor gleicher Beleidigung, und folglich auch Unwillen und Feindſeligkeit bey jedem Andern, der es beobachtet, entſtehen müſſe. Der Beleidiger muß ſich alſo nothwendig bewußt ſeyn, daß er von Jedem eine gleiche Behandlung zu gewarten habe, gleich als hätt' er gewiſſermaßen Alle beleidigt.

Solchergeſtalt wird Beleidigung und zugefügtes Unrecht immer von Jedermann für ſtrafbar, und ein billiges Verhalten (welches daher Verdienſt genannt wird) für allgemein verbindlich und belohnenswerth erkannt. Hiervon muß ſelbſt das allerverderbteſte Geſchöpf

ſchöpf ein Gefühl haben. Soll alſo dies Gefühl von Recht und Unrecht noch etwas mehr ſagen; giebt es in der That ein Gefühl dieſer Art, welches ein durchaus verderbtes Geſchöpf nicht hat; ſo muß es in einer wahren Antipathie oder Verabſcheuung gegen Unbilligkeit oder Unrecht, und in einer wahren Zuneigung und Liebe gegen Billigkeit und Recht, und zwar um ihrer ſelbſt, ihrer eignen natürlichen Schönheit und Würde willen, beſtehen.

Unmöglich kann man ſich ein bloß empfindendes Geſchöpf denken, welches urſprünglich ſo verkehrt und unnatürlich eingerichtet worden, daß es von dem erſten Augenblick an, da ſinnliche Gegenſtände auf daſſelbe wirken, ganz und gar keine gute Neigung gegen ſeines gleichen, keine Anlage zu Mitleiden, Liebe, Wohlgewogenheit oder Geſelligkeit haben ſollte. Eben ſo unmöglich läßt ſichs denken, daß ein vernünftiges Geſchöpf, wenn es zuerſt von vernünftigen Gegenſtänden gerührt wird, und die Bilder oder Vorſtellungen von Gerechtigkeit, Edelmuth, Dankbarkeit oder andern Tugenden in ſeiner Seele aufnimmt, gar kein Wohlgefallen an dieſen, oder Mißfallen an den entgegengeſezten Laſtern fühlen, ſondern gegen Alles, was es von dieſer Art

wahrnimmt, durchaus gleichgültig bleiben ſollte. Es ließe ſich wirklich eben ſo gut annehmen, daß eine Seele die Dinge, welche ſich ihr darſtellen, gar nicht empfände, als daß ſie gleichgültig dabey bliebe. So bald ſie alſo fähig wird, auf dieſe neue Art zu ſehen und zu fühlen, ſo muß ſie nothwendig eben ſowohl in Handlungen, Geſinnungen und Gemüthsarten, Schönheit und Häßlichkeit finden, als in Figuren, Tönen oder Farben. Gäb' es keine wirkliche Liebenswürdigkeit oder Häßlichkeit in moraliſchen Handlungen, ſo giebt es doch wenigſtens eine eingebildete darinn, welche ſtark genug auf uns wirkt. Geſezt, die Sache ſelbſt fände ſich nicht in der Natur, ſo kann man doch nicht leugnen, daß die Vorſtellung oder Einbildung davon bloß aus der Natur herrühre. Auch vermag nichts, außer Kunſt und ſtarkes Beſtreben, vermittelſt langer Uebung und Meditation, dieſes natürliche Vorurtheil, wovon die Seele zu Gunſten dieſes moraliſchen Unterſchiedes eingenommen iſt, zu überwältigen.

Da alſo Gefühl von Recht und Unrecht uns eben ſo natürlich iſt, als natürliche Neigung ſelbſt, und ein Hauptprincipium unſ-

rer

rer ganzen Konſtitution und Einrichtung ausmacht; ſo giebt es keine ſpekulative Meynung, Ueberredung oder Glaubenslehre, welche vermögend wäre, es unmittelbar oder geradezu aufzuheben oder zu vertilgen. Was urſprüngliche, reine Natur iſt, kann durch nichts, als entgegengeſezte Fertigkeit und Gewohnheit (dieſe andre Natur) verdrängt werden. Und da dies Gefühl eine urſprüngliche Neigung iſt, die ſich am früheſten im Herzen regt, ſo vermag nur entgegengeſezte Neigung, durch häufigen Zwang und Widerſtand, ſo ſtark auf ſie zu wirken, daß ſie dadurch, entweder zum Theil vermindert, oder gänzlich ausgerottet wird.

Bey unſerm Körper iſt es offenbar, daß keine ungereimte Miene oder Gebehrte, ſie ſey uns natürlich oder zufällig, und aus Gewohnheit entſtanden, alſobald durch unſer Mißfallen, oder ein entgegengeſeztes Beſtreben unſers Willens, ſollt' es auch noch ſo ernſtlich ſeyn, abgelegt werden kann. Eine ſolche Veränderung wird nicht anders, als durch außerordentliche Mittel, durch Kunſt und Uebung, ſtrenge Wachſamkeit und wiederholten Zwang, bewirkt. Und ſelbſt dann hält es noch hart, der Natur ganz Meiſter

zu

zu werden; ſie liegt noch immer tückiſch im Hinterhalt, und iſt bereit, bey der erſten Gelegenheit ſich zu empören. Viel mehr verhält ſichs ſo mit der Seele, in Anſehung jener natürlichen Neigung und anticipirenden Empfindung, die das Gefühl von Recht und Unrecht ausmacht. Unmöglich kann man dies mit einemmal, und ohne ihr die größte Gewalt anzuthun, aus dem Herzen vertilgen. Selbſt der ausſchweifendſte Glaube, die ungereimteſten Meynungen vermögen dieſes nicht.

Da nun weder Theiſmus, noch Atheiſmus, noch Dämoniſmus, noch ſonſt irgend ein religiöſer oder irreligiöſer Glaube, fähig iſt, in dieſem Fall unmittelbar oder gerade zu zu wirken, ſondern nur mittelbar, in ſo fern nemlich ein ſolcher Glaube zufälliger Weiſe entgegengeſezte oder vortheilhafte Neigungen einflößt; ſo können wir die Prüfung dieſer Wirkung bis dahin verſparen, wo wir die Uebereinſtimmung oder Nichtübereinſtimmung andrer Neigungen mit dieſer natürlichen und moraliſchen Neigung, in Abſicht auf Recht und Unrecht, unterſuchen werden.

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.

II.

Der zweyte Fall war: Ein verkehrtes Gefühl, oder eine falſche Einbildung von Recht und Unrecht.

Dieſe kann bloß von der Macht einer widernatürlichen Gewohnheit oder Erziehung herrühren; wie in denjenigen Ländern, wo, aus herrſchender Gewohnheit oder politiſcher Anordnung, gewiſſe ihrer Natur nach ſchändliche und garſtige Handlungen beſtändig mit Wohlgefallen angeſehen und für löblich gehalten werden. Denn in dieſem Fall iſts möglich, daß ein Menſch ſich zwingen kann, ſeinem Magen und ſeiner Natur zum Troz, das Fleiſch ſeiner Feinde zu eſſen, und es doch für recht und löblich hält; weil er glaubt, daß er dadurch ſeiner Nation einen anſehnlichen Dienſt erweiſe, und ihren Namen berühmt und furchtbar machen helfe.

Doch wir haben hier mit den Meynungen von der Gottheit, und ihren Wirkungen in dieſem Falle, zu thun. Was nun den Atheiſmus betrifft, ſo ſcheint es nicht, daß er unmittelbar im geringſten falſche Begriffe von Recht oder Unrecht verurſachen

könne.

könne. Denn wiewohl ein Menſch durch Gewohnheit oder durch ein laſterhaftes Leben, wozu ihm Atheiſmus die Hände bietet, mit der Zeit viel von ſeinem natürlichen moraliſchen Gefühl verlieren mag; ſo iſt doch wohl ſchwerlich der Atheiſmus in ſich ſelbſt Urſach, daß man irgend etwas als ſchön, edel und verdienſtlich liebe und ſchäze, was wirklich das Gegentheil iſt. Nie, zum Beyſpiel, kann er machen, daß es für etwas an ſich gutes und vortreffliches gehalten werde, Menſchenfleiſch zu eſſen, oder viehiſche Grauſamkeiten zu verüben. Aber das iſt gewiß, daß vermittelſt verderbter Religion, oder Aberglaubens, die unnatürlichſten, abſcheulichſten, unmenſchlichſten Dinge oft als etwas an ſich ſelbſt vortreffliches, gutes und löbliches angeſehen werden.

Und das iſt kein Wunder. Denn ſo oft die Religion, etwas ſeiner Natur nach häßliches und abſcheuliches, als den vorgeblichen Willen und das Wohlgefallen einer höchſten Gottheit anpreiſet, und es dem Anhänger dieſer Religion darum nichts deſtoweniger böſe und haſſenswerth vorkömmt: ſo muß dann die Gottheit nothwendig die Schuld tragen, und als ein ſeiner Natur nach böſes

und haſſenswürdiges Weſen angeſehen werden, ſo ſehr man übrigens, aus Mißtrauen oder Furcht, vor ihr kriechen und um ihre Gunſt betteln mag. Ueberhaupt aber verbietet uns die Religion dergleichen Gedanken von der Gottheit. Immer befiehlt ſie, neben der Verehrung und Anbetung, auch Liebe, Hochachtung. So oft ſie alſo Liebe und Bewunderung einer Gottheit lehrt, deren Charakter irgend etwas Böſes zeigt; ſo lehrt ſie zu gleicher Zeit Liebe und Bewunderung dieſes Böſen, und macht alſo, daß etwas für gut und liebenswürdig gehalten wird, das an ſich ſelbſt haſſenswerth und abſcheulich iſt.

Zum Beyſpiel: wenn Jupiter der Gott iſt, welcher angebetet und verehrt wird; und wenn ſeine Geſchichte ihn als einen verliebten Ritter vorſtellt, der ſeinen Begierden dieſer Art die zügelloſeſten Ausſchweifungen verſtattet; ſo iſt gewiß nichts anders zu erwarten, als daß ſeine Anbeter, die dieſe Geſchichte nach dem genaueſten Wortverſtande für wahr halten, natürlicher Weiſe eine ſtärkere Neigung zur Wolluſt und Unzucht bekommen werden. Gäb' es eine Religion, welche Liebe und Anbetung eines Gottes lehrte, welcher tückiſch, zum Zorne geneigt, grimmig und rach-

rachgierig wäre, und ſich, wenn er beleidiget worden, an andern als ſeinen wirklichen Beleidigern rächete; käme noch zu dem Charakter dieſes Gottes, daß er Hinterliſt und Falſchheit liebte, und alſo Betrug und Verrätherey unter den Menſchen aufmunterte, daß er einigen wenigen, aus nichtsbedeutenden Urſachen, günſtig, gegen die übrigen aber grauſam wäre: ſo müßte unfehlbar eine ſolche Religion, wenn ſie ſtark eingeſchärft würde, Wohlgefallen und Ehrerbietung gegen die Laſter dieſer Art einflößen, und alſo natürlicher Weiſe das Gemüth ihrer Anhänger, argliſtig, partheyiſch, rachgierig und betrüglich machen. Denn ſelbſt die abſcheulichſten Ausſchweifungen und ſchwärzeſten Verbrechen müſſen dem, in manchen Fällen edel und vortrefflich dünken, der ſie an einem Weſen findet, welches er mit tiefſter Ehrerbietung bewundert und betrachtet.

Iſt indeſſen der Dienſt und die Verehrung einer ſolchen Gottheit nichts weiter als äußerliche Form, nichts weiter, als was bloß durch Beyſpiel, Gewohnheit, Zwang oder Furcht bewirkt wird; iſt im Grunde keine wahre herzliche Theilnehmung, Hochachtung oder Liebe damit verknüpft: ſo kann freylich

der

der Begriff von Recht und Unrecht dabey vielleicht ziemlich unverdorben bleiben. Wird der Anhänger einer ſolchen Religion, in dem Gehorſam gegen die Gebote ſeiner vermeynten Gottheit, oder in der Ausübung deſſen, was er zu Befriedigung derſelben für nöthig hält, bloß durch Furcht getrieben, und thut, ſeiner Neigung zuwider, etwas, das er innerlich als barbariſch und unnatürlich verabſcheuet: ſo hat er noch Gefühl von Recht und Unrecht, und empfindet, unſern obigen Bemerkungen zufolge, das Böſe in dem Charakter ſeines Gottes; ſo ſehr er ſich auch in Acht nehmen mag, ſich darüber auszulaſſen, oder nur für ſich ſelbſt darüber nachzudenken, und eine entſchiedne Meynung bey ſich feſtzuſezen. Verſöhnt er ſich aber unmerklich, ſo wie ſein Religionsglaube und ſeine Andachtsübungen zunehmen, immer mehr und mehr mit dem Eigenſinn, der Bosheit, Partheylichkeit und Rachſucht ſeiner geglaubten Gottheit: ſo wird er ſich verhältnißmäßig auch mit dieſen Eigenſchaften ſelbſt immer mehr ausſöhnen; und endlich werden die grauſamſten, ungerechteſten, und barbariſchſten Handlungen, durch den mächtigen Einfluß dieſes Vorbildes, ihm nicht allein gerecht und er-

laubt, ſondern göttlich und nachahmungswürdig vorkommen.

Denn wer einen Gott glaubt, und ausdrücklich behauptet, daß er ihn für gerecht und gut halte, der muß auch annehmen, daß Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Wahrheit und Falſchheit, Recht und Unrecht, als die Begriffe, nach welchen er behauptet, daß Gott gerecht, wahr und gut ſey, unabhängige, für ſich beſtehende Dinge ſind. Sagt man, es komme bloß auf Gottes Willen, Rathſchluß oder Geſez an, was recht oder unrecht ſeyn ſolle, ſo haben dieſe lezteren Worte ganz und gar keinen Sinn. Denn auf die Art würden zween widerſprechende Säze, wenn ſie von der höchſten Macht für Wahrheit erklärt würden, beyde wahr werden. Auf die Art würd' es gerecht und billig heißen müſſen, wenn Jemand verurtheilt würde, für das Verbrechen eines Andern zu leiden; oder wenn bloß, nach Willkühr und ohne Grund, einige Geſchöpfe zu ewigen Elende, und andre zu ewiger Glückſeligkeit beſtimmt wären. Auf ſolche Gründe ſie aber etwas für gerecht oder ungerecht erklären, das heiſt gerade nichts ſagen, oder ohne Sinn und Verſtand in den Tag hinein reden.

Hieraus

Hieraus ſehen wir alſo, daß da, wo man mit wahrer Frömmigkeit und herzlicher Andacht ein höchſtes Weſen verehrt, das in ſeiner Geſchichte oder in ſeinem Charakter anders, als wahrhaftig gerecht und gut vorgeſtellt wird, bey dem Gottesverehrer nothwendig die Rechtſchaffenheit verloren gehen, die Begriffe verwirrt, die Gemüthsart und die Sitten verdorben werden müſſen. Seine natürliche Tugend kann unmöglich gegen ſeinen Religionseifer Stand halten, ſo lang' eine ſo verkehrte, unmoraliſche Gottesfurcht Einfluß auf ihn hat.

Wie aber der böſe Charakter eines Gottes die Neigungen der Menſchen verdirbt, und das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht zerrüttet und ſchwächet; ſo iſt hingegen nichts wirkſamer, richtige Begriffe, und ein geſundes Urtheil von Recht und Unrecht zu befeſtigen, als der Glaube an einen Gott, welcher immer, und in allem Betracht, als ein wahres Muſter und Beyſpiel der genaueſten Gerechtigkeit, der höchſten Güte und Vortrefflichkeit vorgeſtellt wird. Eine ſolche Vorſtellung der göttlichen Fürſehung und Güte, die ſich über Alles erſtreckt, und ſich in

unwan-

unwandelbaren Wohlwollen gegen das Ganze äußert, muß uns nothwendig mächtig anreizen, in unſrer Sphäre nach gleichen Grundſäzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens zu handeln. Und haben wir einmal das Wohl unſerer Gattung oder des Ganzen, als Zweck und Ziel vor Augen; ſo iſt es unmöglich, daß wir irgend zu falſchen Begriffen oder einem irrigen Gefühl von Recht und Unrecht verleitet werden.

Was alſo dieſen zweyten Fall betrifft; ſo kann die Religion, je nachdem ſie beſchaffen iſt, großen Vortheil oder Schaden ſtiften; die Atheiſterey aber, an und für ſich, eigentlich keins von beyden. Denn ob ſie gleich mittelbar Gelegenheit ſeyn kann, daß Jemand ein richtiges und hinreichendes Gefühl, von Recht und Unrecht, verliert; ſo wird ſie doch, bloß als Atheiſterey betrachtet, nie eine falſche Art deſſelben veranlaſſen; denn dies kann nur durch falſche Religion oder phantaſtiſche Meynungen, die gewöhnlich aus Aberglauben und Leichtgläubigkeit entſpringen, bewirkt werden.

Dritter Abſchnitt.

III.

Der lezte Fall war: der Widerſtand andrer Neigungen gegen das natürliche Gefühl von Recht und Unrecht.

Es iſt offenbar, daß ein Geſchöpf, welches dieſe Art von Gefühl oder guter Neigung in einigem Grade beſizt, ihr auch gemäß handeln muß; falls ihr nicht irgend eine eingewurzelte, feſtgeſezte, Neigung gegen ein vermeyntes Privatgut, oder irgend eine plözliche, gewaltſame Leidenſchaft, als Wolluſt oder Zorn, entgegenwirkt; denn dieſe ſind vermögend, nicht allein das Gefühl von Recht und Unrecht, ſondern auch von Privatvortheil und die ſtärkſte herrſchendſte Ueberzeugung, daß das Gegentheil zu unſerm wahren Beſten gereiche, zu überwältigen und übern Haufen zu werfen.

Doch es iſt hier nicht der Ort, die verſchiednen Mittel und Arten, wodurch dieſe Verderbniß angerichtet oder vermehrt wird, zu unterſuchen. Es iſt uns hier bloß um den Einfluß zu thun, den die Meynungen über die Gottheit auf die eine oder die andre Seite äußern können.

Daß

Daß ein Geſchöpf, welches der Ueberlegung fähig iſt, Wohlgefallen oder Mißfallen an moraliſchen Handlungen, und folglich ein Gefühl von Recht und Unrecht haben könne, eh' es noch einen feſtgeſezten Begriff von einem Gott erlangt, daran wird wohl Niemand zweifeln: denn es iſt wohl nicht zu erwarten, ja nicht möglich, daß ein Geſchöpf wie der Menſch, der von ſeiner Kindheit an allmählig und ſtufenweiſe zu verſchiednen Graden von Vernunft und Nachdenken hinaufſteigt, ſich gleich anfangs mit ſo ſubtilen und tiefſinnigen Spekulationen, als die Unterſuchung über das Daſeyn Gottes erfodert, beſchäftigen ſollte.

Laßt uns ſezen: ein Geſchöpf, welches keine Vernunft hat, und zum Nachdenken unfähig iſt, habe, dem ungeachtet, viele gute Eigenſchaften und Neigungen; als Liebe zu ſeines gleichen, Muth, Dankbarkeit oder Mitleiden. Nun gebe man dieſem Geſchöpf die Fähigkeit nachzudenken, ſo wird es gewiß alſobald an Dankbarkeit, Gefälligkeit und Mitleiden Wohlgefallen finden; von jeder Vorſtellung oder Wahrnehmung geſelliger Neigungen wird es eingenommen werden, nichts wird ihm ſo liebenswürdig dünken, als dieſe,

nichts

nichts ſo häßlich, als das Gegentheil. Und dies heißt, der Tugend fähig ſeyn, und ein Gefühl von Recht und Unrecht haben.

Ehe alſo noch ein Geſchöpf irgend einen klaren oder poſitiven Begriff von Gott hat, kann man ſicher annehmen, daß es eines Begriffs oder Gefühls von Recht und Unrecht fähig ſey, daß es Tugend und Laſter, in verſchiednen Graden, beſitzen könne. Auch die Erfahrung lehrt dies an denen, die an ſolchen Orten und in einem ſolchen Zuſtande leben, daß ihnen nie ein ernſtlicher Gedanke an Gott oder Religion in den Sinn kommt, aber demungeachtet, in Abſicht ihres moraliſchen Charakters, ſich ſehr von einander unterſcheiden: einige ſind von Natur beſcheiden, liebreich, freundſchaftlich, und lieben folglich Handlungen der Art; andre hingegen ſind ſtolz, rauh, grauſam, und folglich mehr geneigt, Handlungen der Gewaltthätigkeit und bloßen Macht zu bewundern.

Was nun den Glauben an eine Gottheit und den Einfluß derſelben auf die Menſchen anbetrifft; ſo müſſen wir zuerſt darauf ſehen, aus welchem Grunde man einem ſolchen höchſten Weſen gehorcht, und ſeinem Willen gemäß handelt. Es geſchieht entwe-

der wegen ſeiner Macht, weil man Belohnung oder Strafe von ihm erwartet; oder wegen ſeiner Vortrefflichkeit und Güte, weil man glaubt, es ſey die Vollkommenheit unſrer Natur, ihm nachzuahmen und ähnlich zu ſeyn.

Glaubt Jemand an einen Gott, welcher, ſeiner Vorſtellung nach, bloß unumſchränkte Macht über ſeine Geſchöpfe beweiſt, und vermittelſt beſonderer Strafen und Belohnungen, blinden Gehorſam gegen ſeinen unbedingten Willen fodert; und wird er dem zufolge, bloß durch Hoffnung der Belohnung, oder Furcht vor der Strafe, angetrieben, das Gute zu thun, welches er haſſet, oder ſich des Böſen zu enthalten, wogegen er ſonſt nicht die geringſte Abneigung hat; ſo findet in dieſem Falle, wie bereits gezeigt worden, nichts von Tugend oder Güte ſtatt. Ein ſolcher hat, ungeachtet ſeines guten Verhaltens, ſo wenig einer Tugend, als wenn er, frey von aller Beſorgniß, ſeiner natürlichen Neigung gemäß handelte. Die Rechtſchaffenheit, Frömmigkeit, oder Heiligkeit eines ſolchergeſtalt bekehrten Menſchen iſt gerade ſo viel werth, als die Sanftmuth oder Freundlichkeit eines Tiegers an der Kette, oder die

Unſchuld

Unſchuld und Zůchtigkeit einer Meerkaze unter der Peitſche. Denn ſo ordentlich und gut ein ſolches Thier, oder der Menſch ſelbſt, in gleichem Falle, ſich immer verhalten mag; ſo lange weder der Wille gewonnen, noch die Neigung verändert iſt, ſondern Furcht allein Gehorſam erzwingt, ſo lange iſt der Gehorſam ſklaviſch, und alles, was durch ihn geſchieht, bloß ſklaviſch. Je grőßer eine ſolche Unterwerfung, ein ſolcher Gehorſam iſt, deſto grőßer iſt auch die Sklaverey; der Gegenſtand ſey, welcher er wolle. Denn ein ſolcher Menſch habe einen guten oder bőſen Herrn, ſo iſt er darum ſeiner Natur nach nichts mehr und nichts weniger Sklave. Sein Oberherr ſey noch ſo vortrefflich, noch ſo vollkommen, eben dann iſt die tiefere Unterwerfung, die bloß durch den vorhin gedachten Grund oder Antrieb verurſachet wird, eine um ſo viel niederträchtigere Sklaverey, und ſezt eine deſto grőßere Nichtswůrdigkeit und Niederträchtigkeit bey dem Menſchen voraus, der ſo ſehr von Selbſtſucht beherrſcht wird, und deſſen Gemůthsart ſo verderbt und fehlerhaft iſt, als wir gezeigt haben.

Was den zweyten Fall betrifft: Wenn wir einen Gott glauben, den wir fůr liebens-

würdig

würdig und gut halten, und ihn als ſolchen bewundern und verehren; wenn wir ihm, außer bloßer Macht und Erkenntniß, die höchſte Vortrefflichkeit der Natur, die ihn mit Recht zum würdigſten Gegenſtande allgemeiner Liebe und Hochachtung macht, zuſchreiben; und wenn aus allem, was uns von ihm erzählt und gelehrt wird, hohe und vorzügliche Achtung gegen das, was gut und vortrefflich iſt, Sorgfalt für das Wohl Aller, Wohlwollen und Liebe gegen das Ganze, hervorleuchtet: ſo muß ein ſolches Muſter unſtreitig viel dazu beytragen (wie ſchon oben gezeigt worden) die Neigung zur Tugend zu erwecken und zu ſtärken, und uns nicht wenig behülflich ſeyn, alle andere Neigungen dieſer einzigen zu unterwerfen und dienſtbar zu machen.

Aber nicht bloß das Beyſpiel wirkt dieſes Gute. Denn, wo der theiſtiſche Glaube ächt und vollkommen iſt, da herrſcht auch die feſte Ueberzeugung, daß das höchſte Weſen über Alles die Oberaufſicht habe, ein Zeuge und Zuſchauer des menſchlichen Lebens ſey, und um Alles, was in der ganzen Welt empfunden, gedacht oder gethan wird, wiſſe: ſo, daß in der vollkommenſten Abſonderung,

in

in der tiefſten Einſamkeit, noch immer Einer bey uns bleibt, deſſen Gegenwart allein unendlich wichtiger für uns iſt, als die erhabenſte Verſammlung auf Erden. In einer ſolchen Gegenwart muß nothwendig die Schaam wegen einer ſtrafbaren Handlung größer ſeyn, als jede andre; aber dagegen muß dann auch die Ehre wegen guter Thaten alles überwiegen, und uns ſelbſt für den ungerechten Tadel einer ganzen Welt ſchadlos halten. In dieſem Fall alſo iſt es ſehr einleuchtend, wie ſehr ein vollkommner Theiſmus die Tugend befördern müſſe, und wie mangelhaft hingegen der Atheiſmus ſey.

Jezt wollen wir etwas genauer unterſuchen, was die Tugend etwa noch weiter dabey gewinnet, wenn Furcht vor künftigen Strafen, und Hoffnung künftiger Belohnungen mit dieſem Glauben verbunden wird. So viel läßt ſich inzwiſchen aus dem bisher geſagten ſchon ſchließen: daß weder dieſe Furcht noch Hoffnung unter die guten Neigungen, diejenigen nämlich, die wir für Quellen und Triebfedern aller wahrhaftig guten Handlungen erkennen, gerechnet werden können. Auch kann dieſe Furcht oder Hoffnung im Grunde nicht mit der Tugend oder

Güte

Güte beſtehen, wenn ſie entweder als etwas Weſentliches beym moraliſchen Verhalten, oder als ein Hauptbewegungsgrund zu einer Handlung angeſehen wird, von welcher eine beſſere Neigung, für ſich allein, hinreichende Urſach hätte ſeyn ſollen.

Zugleich können wir hier bemerken, daß, da bey dieſer religiöſen Art von Erziehung der Grundtrieb der Selbſtliebe, welcher ſchon von Natur ſo ſehr mächtig bey uns iſt, auf keine Weiſe gemäßigt oder eingeſchränkt, ſondern vielmehr, durch die Uebung unſrer Neigungen an einem Gegenſtande von weit ausgedehnterem Selbſtintereſſe, täglich erhöhet und geſtärkt wird; nicht ohne Grund zu befürchten ſtehet, dieſe eigennüzige Gemüthsart werde ſich über alle unſre Geſinnungen und Handlungen ausbreiten. Denn iſt die Fertigkeit einmal ſo groß, daß ſie in jedem Fall eine genauere Aufmerkſamkeit auf eignen Vortheil und Privatintereſſe verurſacht; ſo muß das unvermerkt die Neigungen gegen das allgemeine Wohl, oder das Intereſſe der Geſellſchaft vermindern, und eine gewiſſe Verengerung des Geiſtes, eine Zuſammenziehung des Herzens hervorbringen, die man vornehmlich bey den Andächtigen und Zeloten

faſt

faſt jeder Religionsparthey bemerkt haben will.

Beſteht ferner, wahre Frömmigkeit darinn, daß man Gott um ſein ſelbſt willen liebe; ſo kann man nicht leugnen, daß übergroße Bekümmerniß um Privatvortheil, den man von ihm erwartet, nothwendig die Frömmigkeit vermindern müſſe. Denn ſo lange wir Gott bloß als die Urſach unſers Privatvortheils lieben, ſo lieben wir ihn nicht anders, als ein laſterhaftes Geſchöpf irgend ein Werkzeug oder Mittel des Vergnügens liebt. Je mehr ſich nun von dieſer heftigen Neigung gegen unſer Privatwohl bey uns findet, je weniger Raum behalten wir für die andre Art von Neigung gegen die Güte ſelbſt, oder gegen einen guten und würdigen Gegenſtand, der um ſein ſelbſt willen Liebe und Bewunderung verdient; und ein ſolcher Gegenſtand iſt Gott, nach dem Geſtändniß aller Menſchen, wenigſtens des größten Theils geſitteter und aufgeklärter Gottesverehrer.

In dieſer Rückſicht kann auch die ſtarke Begierde und Liebe zum Leben, ſowohl der Frömmigkeit, als der Tugend und dem allgemeinen Wohlwollen hinderlich werden. Denn je ſtärker dieſe Neigung bey Jemanden

iſt,

iſt, deſto weniger wird er zu der wahren Reſignation, oder Unterwerfung unter die Regierung und Fügung der Gottheit, fähig ſeyn. Und wenn das, was er Reſignation nennet, bloß auf der Erwartung einer unendlichen Wiedervergeltung oder Belohnung beruhet, ſo zeigt er darinn nicht mehr Verdienſt oder Tugend, als bey jedem andern vortheilhaften Tauſch oder Handel. Denn was heißt dieſe Reſignation anders, als, „er giebt ſein Leben und ſeine Vergnügungen „auf die Bedingung hin, daß er dafür Et„was erhalte, wovon er ſelbſt bekennet, daß „es weit mehr als Erſaz ſey; nemlich, ein „ewiges Leben voll höchſter Glückſeligkeit „und Wonne.“

So nachtheilig aber die Verſtärkung der eigennüzigen Neigungen, auf dieſe Weiſe, für die Tugend ſeyn mag; ſo iſt es doch, auf der andern Seite, eben ſo gewiß, daß die Furcht vor künftiger Strafe, und die Hoffnung künftiger Belohnung, ſo lohnſüchtig oder ſklaviſch ſie auch ſcheinen mag, doch in vielen Fällen der Tugend ungemein viel Vortheil, Sicherheit und Stüze verſchafft.

Wir haben bereits bemerkt, daß, wenn uns gleich ein wahres Gefühl von Recht und Unrecht, ein wahres Wohlwollen gegen unſer Geſchlecht, oder gegen die Geſellſchaft ins Herz gepflanzt iſt; dennoch die Gewalt des Zorns, der Wolluſt, oder irgend einer andern entgegenwirkenden Leidenſchaft, dieſe gute Neigung unterdrücken und überwinden kann. Iſt nun in der Seele nichts vorhanden, welches vermögend wäre, ſolche böſe Leidenſchaften zum Gegenſtande ihres Abſcheues zu machen, und ſie zu einem ernſtlichen Widerſtande gegen dieſelben anzuhalten; ſo iſt offenbar, wie ſehr eine gute Gemüthsart darunter leiden, wie ſehr der Charakter allmählig dadurch verſchlimmert werden müſſe. Kömmt nun aber die Religion dazu, und giebt uns den Glauben, daß die böſen Leidenſchaften dieſer Art, ſowohl als die daraus erfolgenden Handlungen, der göttlichen Ahndung unterworfen ſind; ſo muß unleugbar ein ſolcher Glaube ein ſehr heilſames Mittel gegen das Laſter werden, und der Tugend zum beſondern Vortheil gereichen. Denn man begreift leicht, daß ein Glaube dieſer Art nicht wenig dazu beytragen müſſe, den Tumult in der Seele zu dämpfen, und den Menſchen geneigt

neigt und fähig zu machen, daß er ſich beſſer beſinne, und jenen guten und tugendhaften Principium feſter anhange, welches bloß ſeiner Aufmerkſamkeit bedarf, um ſeine ganze Zuthätigkeit und Folgſamkeit zu gewinnen.

Wie nun dieſer Glaube an künftige Belohnungen und Strafen vermögend iſt, diejenigen aufrecht zu erhalten, welche in Gefahr ſtehen, durch böſe Neigungen zum Abfall von der Tugend bewogen zu werden; ſo kann auch, wenn eine Seele durch falſche Meynungen und verkehrte Grundſäze gegen einen rechtſchaffenen Wandel abgeneigt gemacht, und dagegen verleitet iſt, ein laſterhaftes Leben hochzuachten und vorſezlich jenem vorzuziehen, eben dieſer Glaube in dieſem Fall das einzige Hülfs- und Rettungsmittel werden.

Wenn, zum Beyſpiel, einem Menſchen, welcher viel Güte und natürliche Rechtſchaffenheit beſizt, dabey aber ſo zärtlich und weibiſch iſt, daß Armuth, Noth und Widerwärtigkeiten ihm unerträglich ſind, viele Leiden dieſer Art zuſtoßen; ſo muß das nothwendig Verdruß und Unmuth bey ihm erwecken, und ihm die äußerſte Abneigung gegen alles das beybringen, was er, vielleicht fälſchlich, für

die

die Urſach ſolches Elendes oder Uebels hält. Geſezt nun ſeine eignen Gedanken, oder die verkehrten Vorſtellungen Andrer wollen ihn oft bereden: „Seine Rechtſchaffenheit ver„urſache dieſes Elend, und er würde viel „glücklicher ſeyn, wenn er dieſes Zwanges „der Tugend und Rechtſchaffenheit überho„ben wäre:“ ſo ſieht man leicht, daß ſeine Hochachtung gegen dieſe guten Eigenſchaften in eben dem Verhältniß von Tage zu Tage abnehmen muß, wie ſeine Unbehaglichkeit und Uneinigkeit mit ſich ſelbſt zunimmt. Sezt er aber dieſen Gedanken die Betrachtung entgegen: „daß die Rechtſchaffenheit, wo nicht „eine gegenwärtige, doch wenigſtens eine „künftige Belohnung mit ſich führe, welche „den Verluſt des Privatvortheils, der ihm „ſo ſchmerzhaft iſt, reichlich vergüten werde:“ ſo kann dadurch aller Nachtheil für ſeine gute Gemüthsart und rechtſchaffene Geſinnungen verhütet und ſeine Liebe zur Rechtſchaffenheit und Tugend unverſehrt erhalten werden.

Gleichergeſtalt, wenn Jemand, ſtatt Hochachtung und Liebe, vielmehr einen Widerwillen gegen das, was gut und tugendhaft iſt, hegt — wenn er z. B. Sanftmuth und Vergebſamkeit für etwas Verächtliches,

Rache hingegen, für etwas Großes und Liebenswürdig ſ hält, — und er überlegt dann, „daß Sanftmuth, wegen ihrer Belohnung, „größere Vortheile und Freuden nach ſich „ziehe, als Rache gewähren kann:“ ſo kann ihn das bewegen, eben dieſe Sanftmuth und Verſöhnlichkeit aufs ſorgfältigſte bey ſich zu befördern, und die entgegengeſezte Leidenſchaft zu unterdrücken. Auf ſolche Weiſe kanns geſchehen, daß man Mäßigkeit, Beſcheidenheit, Aufrichtigkeit, Gutthätigkeit, und andre gute Neigungen, ſo ſehr man ſie anfangs verachten mogte, endlich um ihrer ſelbſt willen hochachtet, das Engegengeſezte verwirft, und das wahre Gute liebt und zu erlangen wünſcht, ohne an Belohnung oder Strafe nur zu denken.

Eben ſo finden wir, daß in bürgerlichen Staaten eine tugendhafte Verwaltung, und eine billige und gerechte Austheilung der Belohnungen und Strafen, von größtem Nuzen iſt; nicht nur, weil dadurch die Laſterhaften im Zaum gehalten, und gezwungen werden, der Geſellſchaft nüzlich zu ſeyn; ſondern auch weil dadurch die Tugend augenſcheinlich zu eines Jeden Vortheil gemacht wird, indem man alle entgegenſtehende Vorurtheile aus

dem

dem Wege räumt, ſie allenthalben mit Ehre bewillkommt, und die Menſchen auf eine Bahn leitet, die ſie nachher nicht leicht wieder verlaſſen können. Denn wenn ein Volk, welches ſich aus der Barbarey erhoben, oder das Joch des Deſpotismus abgeworfen, welches durch Geſeze civiliſirt und durch die Zucht einer lang ununterbrochenen weiſen und gerechten Regierung tugendhaft geworden; wenn ein ſolches Volk plözlich unter das verkehrte Regiment einer ungerechten und willkührlichen Gewalt verfallen ſollte, ſo wird es eben dadurch noch mehr angefeuert werden, gegen ſolche Gewaltthätigkeit und Verderbniß eine deſto ſtärkere Tugend zu äußern. Ja, würde auch ein ſolches Volk, durch lange fortgeſezte und wiederholte Künſte herrſchender Tyranney, endlich gänzlich unterdrückt, ſo wird doch der ausgeſtreute Saamen der Tugend noch lange lebendig bleiben, und ſich ſelbſt bis auf eine neue Generation fortpflanzen, ehe die äußerſte Gewalt verkehrt angewandter Belohnungen und Strafen, es zu niederträchtig kriechenden Sklaven machen kann.

Wiewohl aber die gerechte Austheilung der Belohnungen und Strafen, in einer Regierung eine ſo weſentliche Urſach der Tugend

 iſt,

iſt, ſo müſſen wir doch bemerken, daß es in dieſem Falle vornehmlich das Beyſpiel iſt, was einen ſo ſtarken Einfluß auf die Menſchen äuſſert, und den Charakter und die Geſinnungen eines Volkes bildet. Denn eine tugendhafte Regierung iſt gewiſſermaßen nothwendig mit Tugend bey der Obrigkeit verknüpft. Sonſt würde ſie von geringer Wirkung und kurzer Dauer ſeyn. Wo aber die Regierung wahrhaftig tugendhaft und dabey wohl befeſtigt iſt, da müſſen Tugend und Geſeze nothwendig verehrt und geliebt werden. Die Wirkſamkeit der Strafen und Belohnungen beruhet alſo nicht ſo ſehr auf der Furcht oder Hoffnung, welche ſie erregen, als auf der natürlichen Hochachtung gegen die Tugend und dem natürlichen Abſcheu gegen das Laſter, welche durch ſolche öffentliche Bezeugungen des Wohlgefallens und Haſſes der Menſchen, in jedem Falle erwecket und rege gemacht werden. Denn, bey öffentlichen Hinrichtungen der größten Böſewichter, ſehen wir faſt durchgängig, daß das Schändliche und Abſcheuliche ihres Verbrechens, und ihre Schaam vor den Menſchen ſie elender macht, als alles übrige; und, daß weder der Schmerz, noch der Tod ſelbſt, ſo viel Grauſen und Entſezen

ſezen bey dem Miſſethäter oder den Zuſchauern erregt, als das Schimpfliche und Schmähliche der Todesart, womit öffentliche Verbrechen, und Verlezungen der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit beſtraft werden.

Nicht anders verhält ſichs mit den Strafen und Belohnuugen in einzelnen Familien. Sklaven und Lohndiener können zwar durch Strafen und Strenge ihres Herrn in Zucht und Ordnung erhalten, aber nicht gut oder rechtſchaffen gemacht werden. Bedient ſich aber eben dieſer Hausvater ſchicklicher Belohnungen und gelinder Strafen gegen ſeine Kinder, ſo gewöhnt er ſie dadurch zum Guten, und bringt ihnen eine Tugend bey, die ſie nachmals aus andern Gründen, und ohne weiter an Vergeltung oder Züchtigung zu denken, ausüben. Und dieß nennen wir eine gute, freye Erziehung, einen freyen Gehorſam; da hingegen der entgegengeſezte Gehorſam und Dienſt, es ſey gegen Gott oder Menſchen, knechtiſch und niederträchtig iſt, weder Achtung noch Lob verdient.

Um aber wieder auf die Religion zu kommen, ſo müſſen wir bemerken, daß, wenn Hoffnung der Belohnung nichts anders iſt, als Liebe und Sehnſucht nach dem reinen Ge-

nuß

nuß der Tugend, oder nach der Ausübung ſelbſt in einem künftigen Leben; eine Erwartung oder Hoffnung dieſer Art ſo weit entfernt iſt, der Tugend nachtheilig zu ſeyn, daß ſie vielmehr eine deſto aufrichtigere Liebe derſelben, eine Liebe die bloß ſie ſelbſt zum Zweck hat, beweiſet. Selbſtſüchtig kann man dieſes Principium mit Recht nicht nennen: denn wenn Liebe zur Tugend nicht bloß Selbſtintereſſe zum Grunde hat, ſo gilt eben das, wenn man bloß um der Tugend willen das Leben liebt und ewig zu leben wünſcht. Gründet ſich aber die Begierde zu leben, bloß auf einen übermäßigen natürlichen Abſcheu vor dem Tode; auf Liebe zu etwas andern als tugendhafter Neigung, oder auf Widerwillen gegen irgend etwas anders, als dieſe Neigung, zu verlieren: denn iſt ſie nicht länger ein Merkmal wahrer Tugend.

Solchergeſtalt kann alſo ein Menſch, der das Leben bloß um des Lebens willen, und die Tugend ganz und gar nicht liebt, durch Verheißung oder Hoffnung des Lebens, und durch Furcht vor dem Tode oder einem andern Uebel, dahin gebracht werden, die Tugend auszuüben, ja ſich beſtreben, durch Liebe deſſen, was er ausübt, wahrhaftig

tugendhaft zu ſeyn. Doch iſt dies Beſtreben ſelbſt noch für keine Tugend zu halten. Er will zwar gerne tugendhaft ſeyn; aber er iſt es darum noch nicht, weil dieſer Wille bloß Liebe zur Belohnung bey ihm zur Triebfeder hat. So bald er aber ſo weit kömmt, daß er wirklich gegen das moraliſche Gute einige Neigung empfindet, und es bloß um ſein ſelbſt willen, als liebenswürdig und gut an ſich ſelbſt, ſchäzen und lieben kann; dann, und nicht eher, iſt er in einigem Grade gut und tugendhaft.

Dies ſind die Vortheile und Nachtheile, die der Tugend aus der Rückſicht auf ihr Privatwohl oder Selbſtintereſſe zuwachſen. Denn wiewohl habituelle Selbſtſucht und Vervielfältigung eigennüziger Abſichten, wenig zur Beförderung des wahren Verdienſtes oder der Tugend beytragen; ſo iſt es doch zur Erhaltung der Tugend nothwendig, daß man glaube, ſie ſtehe unſerm wahren Privatintereſſe und Selbſtgenuß nicht im Wege.

Wer alſo einmal bey ſich ausgemacht hat, und feſt überzeugt iſt, daß Tugend, überhaupt genommen, glücklich, und Laſter unglücklich mache, der iſt mit der nöthigen Sicherheit und Unterſtüzung der Tugend verſehen.

ſehen. Oder, wenn er dieſe Ueberzeugung nicht hat, auch nicht glauben kann, daß die Tugend, entweder in Abſicht auf ſeine eigne Natur und Einrichtung, oder in Betracht der Angelegenheiten des menſchlichen Lebens, ſein wahrer Vortheil ſey; dabey aber doch glaubt, daß eine höhere Macht ſich um die gegenwärtigen Angelegenheiten der Menſchen bekümmert, und ſich des Rechtſchaffenen und Tugendhaften gegen den Ruchloſen und Ungerechten unmittelbar annimmt; ſo wird dies immer dazu dienen, die gebührende Hochachtung gegen die Tugend, welche ſonſt gar zu ſehr abnehmen könnte, bey ihm zu erhalten. Sollt' ihm aber auch die unmittelbare Theilnehmung der Fürſehung, an den Angelegenheiten dieſes Lebens, nicht ſonderlich wahrſcheinlich ſeyn; er glaubt aber doch an einen Gott, welcher in einem künftigen Leben das Laſter beſtrafen und die Tugend belohnen würde: ſo fehlt es ihm auch dann nicht an Stüze und Sicherheit; ſo lange nur ſein Glaube feſt und nicht wankend oder zweifelnd iſt. Denn wir müſſen hier bemerken, daß Erwartungen und Bewegungsgründe, die ſo groß und wunderbar ſind, als dieſe natürlicher Weiſe andern geringeren Bewegungsgründen und Antrieben Abbruch

thun

thun müſſen. Wo unendliche Belohnungen ſolchergeſtalt eingeſchärft, und die Einbildungskraft ganz auf dieſelben gelenkt wird, da kann es leicht geſchehen, daß die andern gewöhnlichen und natürlichen Bewegungsgründe zur Rechtſchaffenheit vernachläßigt werden, und aus Mangel des Gebrauchs viel verlieren. Andre Vortheile kommen kaum nur in Anſchlag, ſo lange die Seele, außer ſich von Entzücken, einem hohen Vortheil und Selbſtintereſſe, wobey ſie ſich ſo enge in ſich ſelbſt zurückzieht, nachjagt. Daher kömmt es dann, daß man oft alle andre Neigungen gegen Freunde, Verwandten und das menſchliche Geſchlecht, als irdiſchgeſinnt und von geringer Erheblichkeit zum Heil unſrer Seele, geringſchäzt. Man denkt da ſo wenig auf die unmittelbare Beruhigung und Freude, die aus der Ausübung ſolcher wohlwollenden Neigungen entſpringt, daß es bey frommen Leuten nur gar zu gewöhnlich iſt, alle zeitlichen Vortheile der Güte, alle natürliche Seligkeit und Wonne, womit die Tugend ſich ſelbſt belohnt, voll heiligen Eifer herunterzumachen, dagegen aber die entgegengeſezte Glückſeligkeit eines laſterhaften Lebens zu erheben, und demnach zu verſichern,

„daß

„daß ſie, wenns nicht aus Rückſicht auf „künftige Belohnungen, und aus Furcht vor „künftiger Strafe geſchähe, ſogleich aller „Tugend und Güte entſagen, und ſich gänz„lich dem Laſter ergeben würden.“ Dies beweiſt offenbar, daß nichts gefährlicher für die Tugend ſeyn kann, als der ſchwache und ungewiſſe Glaube künftiger Belohnungen und Strafen. Denn, wenn das ganze Gewicht bloß hierauf ruhet und dann dieſer Grund einmal zu ſinken anfängt, ſo hat die Sittlichkeit weiter keine Stüze oder Sicherheit; und dann iſts um alle Tugend geſchehen.

Was nun den Atheiſmus betrifft, ſo iſt er zwar in dem Fall, wenn man ſich verkehrte und nachtheilige Begriffe von der Glückſeligkeit der Tugend macht, offenbar mangelhaft und hülflos; giebt aber keinesweges, an und für ſich ſelbſt, Anlaß zu ſolchen falſchen Begriffen. Denn auch ohne allen Glauben an eine Gottheit iſt es doch möglich, die Vortheile der Tugend zu erkennen, und eine unwandelbare hohe Meynung von ihr zu hegen. Indeſſen kann man nicht leugnen, daß natürlicher Weiſe der Atheiſmus ganz andre Wirkungen äußert.

Es iſt gewiſſermaßen unmöglich, ſich vortheilhafte Begriffe von der Glückſeligkeit der Tugend zu machen, wenn man nicht von dem Vergnügen, welches aus der edelmüthigen Bewunderung und Liebe derſelben entſpringt, eine hohe Meynung hegt; und ſchwerlich kann irgend etwas anders, als eigne Erfahrung einer ſolchen Liebe, dieſes Vergnügen, dieſe Beruhigung uns glaublich machen. Der Hauptgrund dieſes Glaubens an die Seligkeit der Tugend muß ſich alſo auf ein mächtiges Gefühl dieſer edlen moraliſchen Neigung, auf die Erkenntniß ihrer Kraft und Stärke gründen. Nun kann aber gewiß die moraliſche Neigung nicht ſehr geſtärkt, die reine Liebe der Güte und Tugend nicht ſehr befördert werden, wenn man glaubt, es finde ſich in dem Ganzen ſelbſt weder Güte noch Schönheit, kein Muſter oder Vorbild guter Neigungen in einem höhern Weſen. Ein ſolcher Glaube muß vielmehr darauf abzwecken, die Neigungen von allem dem, was an ſich ſelbſt Liebe und Hochſchäzung verdient, zu entwöhnen, und ſelbſt eine ſchon erlangte Fertigkeit, natürliche Schönheiten und alles, was in der Einrichtung der

Dinge

Dinge von weiſer Abſicht, Harmonie und Ebenmaß zeugt, zu bewundern unterdrücken. Denn wie kann ein Menſch etwas, als ordentlich, in der Welt lieben oder bewundern, der die Welt ſelbſt für ein Muſter von Unordnung hält? Wie unfähig muß er ſeyn, die untergeordnete Schönheit irgend eines beſondern Theils zu ſchäzen, wenn er ſogar in den Ganzen ſelbſt keine Vollkommenheit, nichts als ein ungeheures, unendliches Wirwarr zu finden glaubt?

Wahrlich, nichts kann melancholiſcher ſeyn, als der Gedanke, daß man in einer zerrütteten Welt lebe, von welcher man mancherley Uebel zu beſorgen Urſach hat, wo ſich aber nichts Gutes oder liebenswürdiges findet, nichts, was den nachforſchenden Geiſt befriedigen und vergnügen, oder andre Leidenſchaften, als Verachtung, Haß und Widerwillen, erwecken könnte. Eine ſolche Meynung kann gar leicht unſre Gemüthsart nach und nach verbittern, und nicht allein das Gefühl der Liebe zur Tugend entkräften, ſondern auch die Quelle der Tugend ſelbſt, die natürlichen und wohlwollenden Neigungen verſtopfen oder vergiften.

Kurz:

Kurz: wenn Jemand, der mit feſter Ueberzeugung an einen Gott glaubt, welchen er nicht bloß gut nennet, ſondern von dem er auch nichts denkt, als was wahrhaftig gut, nichts, als was dem vollkommenſten Charakter des Wohlwollens und der Güte wahrhaftig gemäß iſt, wenn ein ſolcher Menſch Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben glaubt; ſo muß er auch glauben, daß dieſelben an wahre Güte und Verdienſt, an wahre Bosheit und Niederträchtigkeit, und nicht an zufälligen Eigenſchaften oder Umſtände gebunden ſind; denn im leztern Falle wären ſie nicht eigentlich Strafen und Belohnungen, ſondern eigenſinnige, willkührliche Austheilungen des Glücks oder Elendes; bloß unter dieſer Bedingung kann der Glaube einer künftigen Welt einen glücklichen Einfluß auf den Glaubenden haben. In dieſem Falle, und kraft dieſes Glaubens, kann ein Menſch vielleicht ſeine Tugend und Rechtſchaffenheit unverſehrt erhalten, ſelbſt bey den nachtheiligſten Gedanken von der Menſchennatur; wenn er etwa durch widerwärtige Schickſale oder verkehrte Lehren zu der unſeligen Meynung verleitet worden: Die Tugend ſey na-

türlicher

türlicher Weiſe eine Feindinn der Glückſelig- keit in dieſem Leben.

Dies iſt indeß eine Meynung, die mit dem geſunden, ächten Theiſmus durchaus nicht beſtehen kann. Denn man halte von einem künftigen Leben, oder von den Belohnungen und Strafen jener Welt, was man will; ſo muß doch der, welcher als ein ächter Theiſt einen herrſchenden Geiſt, ein über die Natur erhabnes Weſen glaubt, welches alle Dinge mit höchſt vollkommner Güte, Weisheit und Macht regiert, auch nothwendig glauben, daß die Tugend ihrer Natur nach gut und vortheilhaft ſey. Denn nichts wäre wohl ein ſtärkerer Beweis von ungerechter Anordnung, von Mängeln und Unvollkommenheiten in der allgemeinen Einrichtung der Dinge, als wenn die Tugend natürlicher Weiſe ein Geſchöpf unglücklich, Laſter aber es glücklich machte.

Endlich iſt uns nun noch ein Vortheil für die Tugend zu betrachten übrig, den der theiſtiſche Glaube vor dem atheiſtiſchen voraus hat. Vielleicht wird man ihn beym erſten Blick für gar zu weit hergeholt, für übertriebene

triebene philoſophiſche Subtilität halten. Allein, wer das bereits geſagte wohl gefaßt hat, wird ihn hoffentlich ohne Schwierigkeit für wahr erkennen.

Es giebt kein Geſchöpf, wenn wir anders in vorigen richtig geſchloſſen haben, welches nicht nothwendig in einigem Grade böſe ſeyn muß, wenn irgend eine Neigung oder Abneigung ſtärker bey ihm iſt, als ſein Privatwohl, oder das Wohl des Syſtems, von dem es ein Theil iſt, es leidet. Denn in jedem Fall iſt die Neigung böſe und laſterhaft. Hat nun ein vernünftiges Geſchöpf den Grad von Abneigung, welcher nöthig iſt, es gegen irgend ein beſonderes Uebel zu waffnen, und gegen ein herannahendes Unglück in Harniſch zu jagen; ſo iſt das regelmäßig und gut. Dauert aber, nachdem das Unglück geſchehen iſt, ſein Abſcheu noch fort, wird gar die Leidenſchaft immer noch ſtärker, ſo, daß es wüthet und tobt, und ſein Schickſal für unerträglich hält; ſo iſt das offenbar laſterhaft, ſowohl in Abſicht aufs Gegenwärtige, als aufs Künftige; denn es verdirbt die Gemüthsart, und ſtört jenes natürliche Ebenmaaß Zug der Neigungen, wovon Tugend

und Güte ſo ſehr abhangen. Auf der andern Seite iſt geduldige Ertragung des Unglücks, und Aufrichtung des Geiſtes unter Leiden; unmittelbar tugendhaft, und zugleich ein Bewahrungsmittel der Tugend. Nun müſſen diejenigen, welche kein höchſtes Weſen annehmen, nothwendig zugeſtehen, daß ſich in dem natürlichen Lauf der Dinge nichts zutragen könne, was entweder Bewunderung und Liebe, oder Zorn und Abſcheu verdiene. Allein, da wir nicht einmal in glücklichen Tagen bey dem Gedanken an Dinge, welche durch Atomen und Zufall hervorgebracht werden, Vergnügen empfinden können; ſo iſt es bey widrigen Umſtänden, unter dem Druck harter Trübſale und Leiden, kaum möglich, einen gewiſſen natürlichen Abſcheu und Unmuth zu vermeiden, welcher durch die Vorſtellung einer ſo verkehrten Ordnung der Dinge immer lebendig erhalten und geſtärkt werden muß. Der ächte Theiſt hingegen glaubt: „daß alles, was ſich in der Ordnung der Welt ereignet, im Ganzen gerecht und gut ſey.“ So groß alſo auch die Trübſale und Leiden ſeyn mögen, die in dem Lauf der Dinge einen Menſchen treffen, und ihn zu zwingen ſchei=

ſcheinen, von ſeinem beſondern Zuſtande oder Schickſal das Schlimmſte zu denken; ſo kann ers doch durch Ueberlegung dahin bringen, ſich mit Geduld und Gelaſſenheit darein zu ergeben. Noch mehr: Er kann ſich noch genauer mit ſeinem Schickſal ausſöhnen, und es an ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Zuneigung machen; denn er hegt eine ſo hohe Meynung von den Geſezen und der Regierung ſeines höhern Vaterlandes, daß er ſeine Treue, ſeine willige Unterwerfung gegen Gott immer zu veredlen und zu ſtärken ſucht.

Solche Neigungen müſſen nothwendig in jeder Art von Leiden die höchſte Standhaftigkeit wirken, und uns fähig machen, alle mögliche Widerwärtigkeiten, die uns um der Tugend willen treffen mögen, auf die beſte Art zu ertragen. Und wie dieſe Neigung nothwendig eine größere Gelaſſenheit und Duldſamkeit in Rückſicht auf böſe Vorfälle, böſe Menſchen, und Beleidigungen hervorbringen muß; ſo kann es nicht fehlen, ſie muß natürlicher Weiſe auch unſre Gemüthsart viel billiger, ſanftmüthiger, wohlwollender machen. Folglich muß dies eine wahr-

haftig gute Neigung, und das Geſchöpf, bey dem ſie ſich befindet, deßwegen um ſo viel mehr wahrhaftig gut und tugendhaft ſeyn. Denn Alles, was Veranlaſſung oder Mittel iſt, daß ein vernünftiges Geſchöpf ſeine Rolle in der Geſellſchaft einiger lieb gewinnt, und das allgemeine Beſte, oder das Wohl ſeines Geſchlechts, mit wärmeren Eifer und ſtärkerer Begierde, als gewöhnlich iſt, zu befördern ſucht, das iſt unſtreitig auch eine Urſach mehr als gewöhnlicher Tugend bey einem ſolchen Geſchöpf.

Ferner iſt auch dies außer Zweifel: daß die Bewundrung und Liebe der Ordnung, der Harmonie und des Ebenmaßes, wo man ſie auch finde, natürlicher Weiſe die Gemüthsart verbeſſere, die geſelligen Neigungen ſtärke, und die Tugend mächtig befördern helfe; welche leztere ſelbſt nichts anders iſt, als Liebe der Ordnung und Schönheit in der Geſellſchaft. Bey den geringſten Dingen in der Welt nimmt der Anblick der Ordnung uns ein, und zieht unſre Neigung an ſich. Sehen wir nun aber in der Ordnung der Welt ſelbſt nichts, als Regelmäßigkeit und Schönheit; ſo

ſo muß die Bewunderung und Hochſchätzung der Ordnung nothwendig höher ſteigen, und der edle Enthuſiasmus, oder die Liebe zur Schönheit, welche der Tugend ſo beförderlich iſt, muß um deſto mehr zunehmen, je größer und herrlicher der Gegenſtand iſt, an dem ſie ſich übt. Denn unmöglich läßt ſich eine ſolche göttliche Ordnung ohne Begeiſterung und Entzücken betrachten; da ſchon in den gemeinen Gegenſtänden der Wiſſenſchaft, und der freyen Künſte, Alles, wo ſich Harmonie und Ebenmaß findet, für Jeden, welcher die Sache verſteht, oder ſelbſt ausübt, ſo hinreißend und entzückend iſt.

Wäre nun auch der Gegenſtand und Grund dieſer göttlichen Leidenſchaft, nicht wirklich wahr, oder ihr entſprechend; das heißt: wäre der theiſtiſche Glaube falſch; ſo iſt doch die Leidenſchaft an ſich ſelbſt in ſo fern natürlich und gut, als ſie zur Beförderung der Tugend und Güte gereicht. Iſt aber, auf der andern Seite, der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft wirklich wahr und ihr entſprechend; das heiſt: iſt der theiſtiſche Glaube gegründet, und nicht eingebildet? dann iſt auch die Leidenſchaft angemeſſen,

meſſen, und unumgängliche Pflicht für jedes vernünftige Geſchöpf.

Hieraus läßt ſich nun das Verhältniß der Tugend zur Religion richtig beſtimmen: die erſtere wird nur durch die leztere vollkommen; denn wo dieſe fehlt, da kann nimmer ſo viel Wohlwollen, Standhaftigkeit, unerſchütterliche Beharrlichkeit im Guten; nie ſo viel Ordnung und Uebereinſtimmung der Neigungen, oder Gleichförmigkeit der Geſinnungen und Grundſäze, ſtatt finden.

Die höchſte Vollkommenheit der Tugend, beruhet alſo auf dem Glauben an einen Gott.

Zweytes Buch.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Wir haben nun geſehen, was die Tugend iſt, und wem dieſer Charakter zukömmt. Es iſt alſo noch übrig, zu unterſuchen: Was für Verbindlichkeit wir haben, oder was für Gründe uns bewegen ſollten, tugendhaft zu ſeyn.

Wir haben gefunden, daß ein Geſchöpf nicht anders gut oder tugendhaft heißen kann, als wenn alle ſeine Neigungen und Triebe, ſeine Gemüthsart und Geſinnungen, dem Wohl ſeiner Gattung, oder des Syſtems, wozu es als ein Theil gehört, gemäß und zuträglich ſind. Eine ſolche richtige und gute Beſchaffenheit der Neigungen und Geſinnungen, nicht bloß in Beziehung auf ſich ſelbſt, ſondern auf die Geſellſchaft und das Ganze, iſt Rechtſchaffenheit, oder Tugend. Der Mangel hingegen, irgend einer von dieſen Neigungen

gungen und Geſinnungen, oder ihr Gegentheil, iſt Verkehrtheit, Verderbniß, oder Laſter.

Wir haben bereits gezeigt, daß in den Leidenſchaften und Neigungen beſonderer Geſchöpfe eine beſtändige Beziehung auf das Intereſſe einer Gattung, oder einer gemeinſchaftlichen Natur, ſtatt finde. Wir bewieſen dies in Anſehung der natürlichen Neigungen, als Liebe der Aeltern und Kinder gegen einander, Trieb zur Fortpflanzung und Ernährung der Jungen, Sorge für die Nachkommenſchaft, Geſelligkeit, Mitleiden, Hülfsbegierde, und was ſonſt dahin gehört. Auch wird wohl Niemand leugnen, daß dieſe Neigung eines Geſchöpfs zu dem Wohl der Gattung oder der gemeinſchaftlichen Natur, ihm eben ſo angemeſſen und natürlich ſey, als es einem Organ, Theil oder Gliede eines animaliſchen oder bloß vegetabiliſchen Körpers angemeſſen und natürlich iſt, ſeiner Lebensart und Beſtimmung oder ſeinem gehörigen Wachsthum gemäß zu wirken. Gewiß iſts nicht natürlicher, daß der Magen verdauet, die Lunge athmet, die Drüſen Säfte abſondern, oder andre innere Theile ihre verſchiednen Geſchäfte verrichten; wiewohl ſie zuweilen durch

beſon-

beſondere Hinderniſſe in ihren Verrichtungen aufgehalten und geſtört werden können.

Da alſo offenbar jedes Geſchöpf ſolche Neigungen gegen die gemeinſchaftliche Natur, oder das Syſtem der ganzen Art hat, außer denen andern, die ſich bloß auf ſeine eigne Natur, oder das Selbſtſyſtem, beziehen; ſo ſiehet man leicht, daß ein Geſchöpf, wenn es der erſten Art dieſer Neigungen folgt, in vielen Fällen den letztern entgegen handeln müſſe. Wie könnte ſonſt das Geſchlecht erhalten werden? Oder was bedeutete ſonſt jene eingepflanzte natürliche Neigung, vermöge welcher ein Geſchöpf mit ſo großer Beſchwerlichkeit und Gefahr ſeine Brut erhält, und ſeines gleichen Hülfe leiſtet?

Vielleicht wird man ſich alſo einbilden, dieſe beyderley Fertigkeiten oder Neigungen ſtünden offenbar im Widerſpruch gegen einander. Man wird vielleicht glauben, man könne dem gemeinſchaftlichen Intereſſe, oder dem Wohl des Ganzen, durch die Neigungen der einen Art nicht nachſtreben, ohne dadurch der Erreichung ſeines Privatwohls, welches die Neigungen der andern Art zum Zwecke haben, hinderlich zu ſeyn. Denn ſobald man es für ausgemacht hält, daß Beſchwerlichkeiten und

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gefahren, von welcher Art ſie ſeyn mögen, natürlicher Weiſe ein Uebel unſers Privatzuſtandes ſind; und zu gleicher Zeit gewiß iſt, daß jene auf das Wohl des Ganzen abzweckende Neigungen uns ihrer Natur nach oft den größten Beſchwerlichkeiten und Gefahren jeder Art ausſezen, ſo folgt daraus offenbar: „daß es eines Jeden Vortheil iſt, gar keine „auf das Wohl des Ganzen abzweckende Nei„gungen zu haben.“

So viel wiſſen wir gewiß: daß alle geſellige Liebe, Freundſchaft, Dankbarkeit, oder was ſonſt zu dieſer edlen Art von Neigungen gehört, ſeiner Natur nach, die eigennüzigen Leidenſchaften verdränget, uns aus uns ſelbſt hinauszi ehet, und unſrer eignen Vortheile und Sicherheit vergeſſen macht. Nach der bekannten Art alſo, immer nur nach ſeinem Selbſtintereſſe zu urtheilen, ſollten wir billig alles, was wir Geſelliges an uns haben, verbannen. Wohlwollen, Nachſicht, Zärtlichkeit, Mitleiden, kurz, alle natürlichen Neigungen ſollten wir dem zufolge ſorgfältig unterdrücken, und als bloße Thorheit und Schwachheit der Natur bekämpfen und ausrotten; damit ſolchergeſtalt nichts in uns übrig bliebe, was der unmittelbaren Beziehung

hung auf uns ſelbſt zuwider wäre; nichts was einer unveränderlichen, überlegten Verfolgung des allereingeſchränkteſten, engſten Selbſtintereſſe im Wege ſtehen könnte.

Nach dieſer außerordentlichen Hypotheſe muß man als ausgemacht annehmen: „daß „in dem Syſtem einer Art oder Gattung das „Intereſſe der Privatnatur dem der gemein„ſchaftlichen, das Intereſſe der beſonderen „Glieder dem des Ganzen überhaupt, gerade „zuwider ſey.“ — Seltſame Einrichtung! in welcher unleugbar große Unordnung und Zerrüttung herrſchen müßte; ganz das Entgegengeſezte von dem, was wir ſonſt in der Natur wahrnehmen. Als ob in einem vegetabiliſchen oder animaliſchen Körper ein Theil oder Glied, für ſich ſelbſt genommen, in einem guten und glücklichen Zuſtande ſeyn könnte, wenn es ſich, in Rückſicht auf ſein Ganzes, in einem verkehrten oder unnatürlichen Zuſtande befindet.

Daß es ſich aber hiermit in der That ganz anders verhalte, wollen wir jezt zu beweiſen ſuchen. Wir werden dann ſehen: „daß das„jenige, was man als eine üble Ordnung „und Einrichtung in der Welt vorſtellt, in„dem man moraliſche Rechtſchaffenheit für

„ein Uebel, und Laſter für das Wohl oder „den Vortheil eines Geſchöpfs ausgiebt, in „der Natur gerade das Gegentheil ſey; — „daß Neigung für das allgemeine und Pri= „vatwohl, nicht nur bey einander beſtehen „können, ſondern unzertrennlich ſind; und „daß folglich moraliſche Rechtſchaffenheit, „oder Tugend, der Vortheil, und die Glück= „ſeligkeit, Laſter hingegen der Schaden und „das Unglück jedes Geſchöpfs ſeyn müſſe.“

Zweyter Abſchnitt.

Es giebt vielleicht wenige, die ein Geſchöpf, dem es an natürlichen Neigungen, an allen ſich mittheilenden oder geſelligen Trieben fehlt, entweder für ſich ſelbſt, oder in Beziehung auf ſeine Nebengeſchöpfe, für glücklich halten ſollten. Vielmehr hält man allgemein dafür, daß ein ſolches Geſchöpf ſeines Lebens wenig froh werde, und in dem Genuß bloß ſinnlicher Vergnügungen, die ihm nach dem Verluſt der geſelligen Freuden und alles deſſen, was Menſchlichkeit und Gutartigkeit heißen kann, allein übrig bleiben, wenig Befriedigung finden könne. Wir wiſſen, daß es bey einem ſolchen Geſchöpfe nicht bloß zufällig oder gewöhnlich iſt, mürriſch, tückiſch und

boshaft zu ſeyn; ſondern daß eine Seele, die von Güte und Menſchlichkeit entblößt iſt, nothwendig einen entgegengeſezten Charakter annehmen, und von ganz andern Leidenſchaften regiert werden muß. Ein ſolches Herz muß ein unaufhörlicher Tummelplaz verkehrter Neigungen, und bitterer Abneigungen ſeyn, die aus beſtändiger übler Laune, Verdrüßlichkeit, und Unbehaglichkeit entſpringen. Das Bewußtſeyn einer ſolchen Natur, die dem menſchlichen Geſchlecht, und allen Weſen, mit denen man zu thun hat, ſo nachtheilig iſt, muß die Seele mit finſterem Argwohn und Eiferſucht umwölken, ſie mit Furcht und Schrecken beunruhigen, und beſtändigen Unmuth in ihr erregen, ſollte ihr Zuſtand auch noch ſo heiter und glücklich ſcheinen, ſollte ihrem äußerlichen Wohlſtande auch gar nichts mangeln.

Bey einem im höchſten Grade unmoraliſchen Charakter leuchtet dies Jedem von ſelbſt deutlich genug ein Wo ſich eine ſo völlige Verderbniß, ein ſo gänzlicher Abfall von aller Redlichkeit, Billigkeit, Zuthätigkeit, Geſelligkeit, oder Freundſchaft findet; da wird gewiß Jeder das Elend, welches daraus erfolgt, bemerken und zugeſtehen. Selten wird

man

man in dieſem Falle irrig urtheilen. Das Unglück iſt nur, daß wir dieſe Verderbniß und ihre Folgen in geringeren Graden nicht genug in Betrachtung ziehen. Der Grad des Elendes, denken wir, ſtehe mit dem Grade der Ungerechtigkeit oder Bosheit nicht nothwendig in genauem Verhältniß. Als ob ein durchaus unmoraliſcher und unmenſchlicher Charakter zwar freylich das größte Unglück und Elend wäre; aber ein geringerer Grad deſſelben uns gar nicht ſchade oder unglücklich mache! Eben ſo vernünftig wärs, wenn man behaupten wollte, es ſey zwar das größte Uebel für einen Körper, im höchſten Grade zerrüttet und verſtümmelt zu ſeyn; aber der Verluſt oder die Verderbniß eines einzigen Gliedes ſey gar kein Uebel oder Nachtheil für den Körper zu nennen.

Die Theile und Verhältniſſe der Seele, ihre gegenſeitige Beziehung und Abhängigkeit, die Verbindung und Harmonie der Leidenſchaften, welche die Seele oder Gemüthsart ausmachen, laſſen ſich leicht von Jedem verſtehen, der es der Mühe werth hält, dieſe innere Anatomie zu ſtudieren. Es iſt gewiß, daß dieſes Innere eine nicht weniger wahre und genaue Ordnung oder Symetrie hat, als

der Körper. Gleichwohl geben ſich nur wenig Menſchen Mühe, Anatomiſten dieſer Art zu werden. Niemand ſchämt ſich der tiefſten Unwiſſenheit in dieſem Stück. Wir ſehen zwar Alle ein, daß das größte Elend und Uebel aus der Gemüthsart und Beſchaffenheit unſrer Geſinnungen entſpringet; wir geſtehen zwar Alle, daß die Gemüthsart ſich oft ändern kann, und in manchen Fällen ſich wirklich zu unſerm großen Nachtheil ändert; und doch bekümmern wir uns nicht darum, wie dies eigentlich zugehe. Nichts iſt uns gleichgültiger, als genau zu wiſſen, durch was für Urſachen, oder auf welche Art unſer innerer Zuſtand zuweilen verſchlimmert wird. Die Solutio continui, wie die Aerzte des Körpers es nennen, kömmt in dieſem Fall bey den Aerzten einer andern Art niemals in Betrachtung. Der Begriff von einem Ganzen und ſeinen Theilen iſt in dieſer Wiſſenſchaft unerhört. Wir wiſſen nicht, was daraus erfolgt, wenn man irgend eine Begierde anſtrenget, einer verkehrten Leidenſchaft nachgiebt, oder eine geziemende und natürliche Fertigkeit oder gute Neigung erſchlaffen läßt. Eben ſo wenig können wir begreifen, wie irgend eine beſondere Handlung

lung einen ſo plözlichen Einfluß auf die ganze Seele haben könne, daß man alſobald dadurch verſchlimmert werde. Vielmehr glauben wir, ein Menſch könne wohl Treu und Glauben brechen, eine ihm ſonſt ungewöhnliche Bosheit begehen, ein Laſter oder eine Niederträchtigkeit ausüben, ohne den geringſten Nachtheil für ſich ſelbſt, oder ohne daß irgend ein Elend natürlicher Weiſe aus der böſen Handlung für ihn entſpringe.

So hören wir oft ſagen: „Dieſer Menſch „hat freylich böſe gehandelt; aber was ſchadet es ihm?" Und doch, wenn von einem durchaus verderbten, abſcheulichen und boshaften Menſchen die Rede iſt, ſagen wir mit Recht: „Der Menſch iſt ſeine eigne Hölle, „ſein eigner Teufel:" und wir räumen gern ein: „daß gewiſſe Launen und Leidenſchaften, „und bloß die innere Gemüthsbeſchaffenheit, „einen Menſchen vollkommen elend machen „kann; ſeine äußeren Umſtände mögen auch „noch ſo glücklich ſeyn." Was beweiſen dieſe verſchiednen Urtheile anders, als daß wir eben nicht gewohnt ſind, über dieſe moraliſchen Gegenſtände zuſammenhängend zu denken; und daß in unſern Begriffen über

dieſe Sache nicht wenig Verwirrung, und Widerſpruch herrſche?

Suchen wir den ganzen Bau unſrer Seele oder Gemüthsart, in ihrer wahren Geſtalt und Beſchaffenheit; ſähen wir, wie unmöglich es iſt, irgend eine gute oder ordentliche Neigung auszurotten, eine böſe oder unordentliche ihr einzupflanzen, ohne ſich, in gewiſſem Grade, dem zerrütteten Zuſtande zu nähern, deſſen höchſter Grad von Jedermann für ſo elend erkannt wird: ſo würden wirs ohne Zweifel als ausgemacht annehmen, — da keine böſe, unmoraliſche oder ungerechte Handlung begangen werden kann, ohne einen neuen Bruch und Eingriff in die Gemüthsart und Leidenſchaften, oder ohne Vergrößerung der bereits angefangenen Verheerung — daß Jeder, welcher Böſes thut, oder zum Nachtheil ſeiner Rechtſchaffenheit, Gutartigkeit, oder Tugend handelt, nothwendig eine größere Grauſamkeit gegen ſich ſelbſt begehe, als derjenige, welcher ſich kein Bedenken machen würde, Gift zu verſchlucken, oder freywillig und mit eigner Hand ſeine äußere Geſtalt oder ſeinen Körper zu verſtümmeln und zu verwunden.

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Wir haben oben gezeigt, daß man eigentlich nur dann von einem lebendigen Weſen ſagen kann, es handle, wenn es durch die Neigungen oder Leidenſchaften geſchieht, die einem lebendigen Weſen eigen ſind. Denn in konvulſiviſchen Zufällen, wo ein Geſchöpf entweder ſich ſelbſt oder Andre ſchlägt, iſt es ein bloßer Mechaniſmus, eine Maſchiene, eine Art von Uhrwerk, und nicht das lebendige Weſen ſelbſt, was handelt.

Was alſo ein lebendiges Weſen, als ſolches betrachtet, thut oder handelt, das kann bloß aus Antrieb irgend einer Neigung oder Leidenſchaft, als Furcht, Liebe, oder Haß geſchehen.

Und da es unmöglich iſt, daß eine ſchwächere Neigung eine ſtärkere überwiege, ſo muß nothwendig ein Geſchöpf ſich auf diejenige Seite neigen, wo die Neigungen oder Leidenſchaften überhaupt am ſtärkſten ſind, und entweder durch ihre Kraft oder Anzahl die mächtigſte Parthey ausmachen: und dies Uebergewicht iſt es, was ſeine Handlungen lenkt und beſtimmt.

Die

Die Neigungen und Leidenſchaften, welche die Handlungen eines lebendigen Weſens nothwendig lenken und beſtimmen, ſind entweder,

1. Die natürlichen Neigungen, welche das Wohl des Ganzen zum Zweck haben;
2. Oder die Selbſtneigungen, welche bloß auf das Privatwohl abzwecken;
3. Oder ſolche, die zu keiner von beyden Arten gehören; die weder auf das allgemeine, noch auf das Privatwohl abzielen, ſondern beyden entgegenwirken; und die daher mit Recht unnatürliche Neigungen heißen können.

Je nachdem es nun bey Jemanden um dieſe Neigungen ſteht, muß er tugendhaft oder laſterhaft, gut oder böſe ſeyn.

Die leztere Art derſelben iſt offenbar durchaus laſterhaft. Die beyden erſteren können, ihrem Grade nach, bald tugendhaft, bald laſterhaft ſeyn.

Vieleicht befremdet hier Manchen dieſe Aeußerung, das natürliche Neigungen zu ſtark, oder Selbſtneigungen zu ſchwach ſeyn könnten. Dieſe Schwierigkeit zu heben, dürfen wir uns nur erinnern, was ſchon vorhin ge-

zeigt

zeigt worden: „daß nemlich natürliche Nei„gung, in beſonderen Fällen, ausſchweifen, „und einen widernatürlichen Grad erreichen „kann.“ Zum Beyſpiel, wenn das Mitleiden uns ſo ſehr überwältigt, daß es ſeinen eignen Zweck zerſtört, und die nöthige Hülfleiſtung hindert; oder wenn die Liebe gegen unſre Kinder ſo hoch ſteigt, daß wir uns ſelbſt, und folglich auch unſre Kinder ins Verderben ſtürzen. Und ſo hart es uns auch dünken mag, dasjenige unnatürlich und laſterhaft zu nennen, was bloß der höchſte Grad einer natürlichen und wohlwollenden Neigung iſt; ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß eine einzelne gute Neigung dieſer Art, ſo bald ſie übermäßig hoch ſteigt, den übrigen Abbruch thun, und ihnen gewiſſermaßen etwas von ihrer Kraft und natürlichen Wirkſamkeit entziehen müſſe. Denn ein Geſchöpf, bey dem ſich ein ſo übermäßiger Grad von Leidenſchaft findet, muß nothwendig dieſer einen zu viel, und andern von derſelben Art, die in Anſehung ihres Zweckes eben ſo natürlich und nützlich ſind, zu wenig einräumen. Und dies muß nothwendig Partheylichkeit und Ungerechtigkeit veranlaſſen, indem man bloß eine Pflicht, oder Vorſchrift der Natur ernſtlich

befolgt,

befolgt, andre Vorſchriften oder Pflichten aber, welche jene begleiten, vielleicht ſie verdrängen und ihr vorgezogen werden ſollten, verabſäumt.

Eben dies giebt in jedem andern Falle. Selbſt die Religion, als eine Leidenſchaft, nicht von der eigennüzigen ſondern von der edleren Art, betrachtet, kann bey gewiſſen Gemüthern überſpannt, über ihr natürliches Verhältniß hinausgetrieben, und ebenfalls in einem zu hohen Grade ſtatt finden. Der Zweck der Religion iſt, uns in allen moraliſchen Neigungen und Geſinnungen, in der Ausübung aller Pflichten, vollkommner und fertiger zu machen. Werden wir nun durch die Gewalt andächtiger Entzückungen und Betrachtungen hieran gehindert, werden wir dadurch unfähiger zu den weſentlichen Pflichten der Geſellſchaft: dann kann man mit Wahrheit ſagen, unſre Religion ſey zu ſtark. Denn Aberglaube läßt ſichs unmöglich nennen, ſo lange der Gegenſtand der Frömmigkeit der wahre, und der Glaube orthodox iſt. Es iſt bloß Uebermaß eines heiligen Eifers, der in dieſem Falle ſo ſehr hinreißt, daß der Fromme in weltlichen Dingen nachläſſiger wird, ſich um die geringeren und zeitlichen

Ange-

Angelegenheiten der Menſchen weniger bekümmert.

Wie nun in beſondern Fällen, auf der einen Seite, gemeinnützige Neigungen zu ſtark ſeyn können, ſo können, auf der andern, Privatneigungen zu ſchwach ſeyn. Wenn, zum Beyſpiel, ein Geſchöpf ſich ſelbſt nicht achtet, und gegen Gefahr unempfindlich iſt; oder wenn es ihm an dem Grade von Leidenſchaft irgend einer Art fehlt, welcher nöthig iſt, ſich ſelbſt zu erhalten, oder zu vertheidigen; ſo iſt das, in Betracht der Abſicht und des Zwecks der Natur, unſtreitig laſterhaft. Sie ſelbſt lehrt uns dies durch ihre bekannte Wirkungsart, und unwandelbare Verhaltungsregeln. Gewiß muß doch ihre Fürſorge für das ganze Geſchöpf, ihrer Fürſorge für einen einzelnen Theil oder ein Glied deſſelben, wenigſtens gleich ſeyn. Nun bemerken wir, bey den verſchiednen Theilen, die ſie uns gegeben hat, angemeſſene Triebe, die das Wohl und die Sicherheit derſelben befördern; ſo, daß ſie, ſelbſt ohne unſer Bewußtſeyn, zu ihrer Vertheidigung, zu ihrer Wohlfahrt und Erhaltung wirkſam ſind. So unterläßt ein Auge, in ſeinem natürlichen Zuſtande, niemals, ſich von ſelbſt, ohne unſer Bewußtſeyn,

ſeyn, aus einer beſonderen Vorſicht und Furchtſamkeit zuzuſchließen; ohne dieſen Trieb möchten wir uns die Erhaltung unſers Auges noch ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, alle unſre Aufmerkſamkeit und Vorſicht würde vergebens ſeyn. Ein Mangel alſo an dieſen Hauptneigungen, in Beziehung auf das Wohl des Ganzen, muß bey dem Haupttheile (der Seele oder Gemüthsart) gewiß eine eben ſo große Unvollkommenheit ſeyn, als es bey einem der geringern und untergeordneten Theil ſeyn würde, wenn ihm die eigenthümlichen Triebe der Selbſterhaltung mangelten.

Solchergeſtalt werden die Neigungen für das Privatwohl zur Tugend nothwendig und weſentlich. Freylich kann kein Geſchöpf bloß darum tugendhaft oder gut heißen, weil es dieſe Neigungen beſizt; aber da doch ohne dieſelben das Wohl des Ganzen oder des Syſtems nicht erhalten werden kann; ſo folgt daraus, daß demjenigen Geſchöpf, welches wirklich Mangel daran leidet, nothwendig ein gewiſſer Grad von Tugend und natürlicher Rechtſchaffenheit fehle; und daß es alſo mit Recht für laſterhaft und mangelhaft gehalten werden könne.

So machen wir oft Jemanden den Vorwurf, er ſey zu gut; wenn ſeine Neigung gegen Andre ſo warm und eifrig iſt, daß ſie ihn über die gehörigen Schranken fortreißt; oder auch wenn er, nicht aus zu großer Wärme einer Leidenſchaft von dieſer, ſondern aus gar zu großer Kälte einer Leidenſchaft von andrer Art, oder aus Mangel einer eigennüzigen Leidenſchaft, die ihn in den Schranken halten könnte, zu weit gehet.

Man wird hier vielleicht den Einwurf machen: die gar zu große Stärke der natürlichen Neigungen, wenn die Privatneigungen ebenfalls zu ſtark ſind; oder die Mangelhaftigkeit oder Schwäche der Privatneigungen, wenn die natürlichen Neigungen auch ſchwach ſind, könne oft die einzige Urſach ſeyn, daß Jemand rechtſchaffen und nach moraliſchen Ebenmaß handle. Denn ſolchergeſtalt könne Jemand, der ſein Leben gar zu gering ſchäzt, mit dem kleinſten Grade natürlicher Neigung alles das ausrichten, was ſich ſonſt nur von dem höchſten Grade der geſelligen Liebe und des Freundſchaftsenthuſiasmus erwarten läßt. Und eben ſo könne, auf der andern Seite, ein übertrieben Furchtſamer, durch einen eben ſo übermäßigen Grad natürlicher Neigung,

Dinge

Dinge vollbringen, wozu ſonſt nur die höchſte Tapferkeit anſpornen kann.

Hierauf dient zur Antwort: daß wir nicht anders, als in Beziehung auf eine gewiſſe Einrichtung oder Oekonomie eines beſondern Geſchöpfs oder einer ganzen Gattung ſprechen können, wenn wir behaupten, daß irgend eine Leidenſchaft zu ſtark, oder eine andre zu ſchwach ſey. Denn wenn eine Leidenſchaft, die auf einen guten Zweck führt, nur um deſto nützlicher und wirkſamer iſt, je mehr Stärke ſie hat; wenn wir verſichert ſind, daß die Stärke derſelben keine innere Zerrüttung, kein Mißverhältniß zwiſchen ihr ſelbſt und andern Neigungen veranlaſſen werde; ſo können wir eine ſolche Leidenſchaft, ſo ſtark ſie immer ſeyn mag, nicht als laſterhaft verdammen. Leidet es aber die Einrichtung des Geſchöpfs nicht, alle Leidenſchaften in gleichem Verhältniß zu beſitzen; ſo daß nur einige Leidenſchaften zu dieſer Höhe getrieben werden, andre aber das gleiche Verhältniß nicht haben, noch erreichen können; dann kann man jene ſtarken Leidenſchaften, ſollten ſie auch von der beſſern Art ſeyn, mit Recht übermäßig nennen. Denn da ſie in einem unrichtigen Verhältniß gegen die übrigen ſtehen,

und eine Verrückung des Gleichgewichts unter den Neigungen überhaupt hervorbringen, ſo müſſen ſie nothwendig eine Ungleichheit in dem Verhalten, und alſo leicht verkehrte moraliſche Handlungen, veranlaſſen.

Einige Beyſpiele, die ich aus den geringeren Gattungen der Geſchöpfe hernehmen will, werden noch deutlicher zeigen, was ich unter der Oekonomie der Leidenſchaften verſtehe: Diejenigen, welchen die Natur gar keine Kräfte oder Mittel verliehen hat, ſich gegen gewaltſame Angriffe zu vertheidigen, oder ſich ihren Feinden furchtbar zu machen, müſſen nothwendig einen außerordentlichen hohen Grad von Furcht beſitzen, aber wenig oder gar keinen Muth, welcher ſie zur Gegenwehr verleiten; oder ihre Flucht verzögern könnte. Denn auf der Flucht beruht ihre Sicherheit, und dieſe wird durch die Furcht befördert, indem ſie die Sinnen wachſam, und die Lebensgeiſter beſtändig zum Sprunge in Bereitſchaft erhält.

Solchergeſtalt kann alſo Feigheit und eine habituelle ſtarke Furcht der Oekonomie eines beſonderen Geſchöpfs, ſowohl in Rückſicht auf ſich ſelbſt, als auf ſein ganzes Geſchlecht, gemäß; Herzhaftigkeit hingegen ſei-

ner Oekonomie zuwider, und daher fehlerhaft ſeyn. Selbſt in einer und eben derſelben Gattung iſt dies von der Natur, nach der Verſchiedenheit des Geſchlechts, des Alters, und der Leibesbeſchaffenheit, verſchieden eingerichtet. Die zahmern grasfreſſende Geſchöpfe, die in Heerden leben, ſind von ganz anderer Natur, als die wilderen, die ſich nicht in Heerden halten, ſondern, ihrem räuberiſchen Leben gemäß, bloß paarweiſe und von andrer Geſellſchaft abgeſondert leben. Doch findet man auch bey der erſteren Art von harmloſen Geſchöpfen eine Herzhaftigkeit, die ihrem Bau und ihrer Stärke gemäß iſt. Zur Zeit der Gefahr, wenn die ganze Heerde fliehet, bietet der Stier allein dem Löwen, oder jedem andern angreifenden Raubthier, die Spize, und zeigt, daß er ſich ſeiner Stärke bewußt iſt. Selbſt das Weibchen dieſer Art iſt, wie wir ſehen, von der Natur einigermaßen gegen Gewaltthätigkeiten bewaffnet; und entflieht nicht gleich vor jeder kleinen Gefahr. Bey einem Reh aber, oder irgend einem andern ganz wehr- und harmloſen Geſchöpf, iſt es im geringſten nicht unnatürlich oder fehlerhaft, bey Annäherung eines Feindes ſeine Jungen zu verlaſſen, und ſein Leben in der

Flucht

Flucht zu ſuchen. Für andre Geſchöpfe aber, welche im Stande ſind, ſich zu vertheidigen, und welche die Natur zum Angriff gewaffnet hat, — ſollten es auch nur ſchwache Inſekten, als Bienen oder Weſpen, ſeyn, — iſt es natürlich, in Wuth zu gerathen, und ſich mit Gefahr ihres Lebens jedem Feinde zu widerſezen. Denn durch dieſe bekannte Leidenſchaft des Geſchöpfs wird die Gattung ſelbſt geſichert; weil man aus der Erfahrung weiß, daß ein ſolches Geſchöpf, ſo unvermögend es auch ſeyn mag, Beleidigungen mit Gewalt abzutreiben, doch freywillig ſein Leben wagt, den Beleidiger zu züchtigen, und die Seinigen nicht ungeſtraft angreifen läßt. Unter allen Geſchöpfen aber iſt der Menſch in dieſer Abſicht am furchtbarſten: denn ſo bald er es für gerecht und rühmlich hält, iſt er im Stande, um ſein ſelbſt oder um ſeines Vaterlandes willen, an Jedem, er ſey wer er wolle, eine Beleidigung zu rächen; und durch Aufopferung ſeines eignen Lebens (wenn er einen ſo hohen Grad von Entſchloſſenheit hat) ſteht faſt immer unfehlbar das Leben eines Andern, ſo ſtark er auch bewacht ſeyn mag, in ſeiner Gewalt. Beyſpiele dieſer Art haben oft mächtige Herrſcher im Zaum gehalten,

ſich ihrer Gewalt nicht in ihrem grőßten Umfange zu bedienen, und ihre Unterthanen nicht aufs Aeußerſte zu treiben.

Ueberhaupt laſſen ſich die Neigungen oder Leidenſchaften eines Geſchőpfs gar fűglich mit den Saiten eines muſikaliſchen Inſtruments vergleichen. Werden dieſe, auch mit Beobachtung des richtigſten Verhåltniſſes unter einander, űber einen gewiſſen Grad hinaus zu hoch geſpannt, ſo iſt das mehr, als das Inſtrument leidet: man hőrt nicht mehr die Laute oder die Leyer, alle Wirkung geht verloren. Sind hingegen zwar einige Saiten gehőrig geſpannt, andre aber nicht im gehőrigen Verhåltniſſe aufgezogen: ſo iſt auch dann das Inſtrument in Unordnung, und macht eine widrige Muſik. Die verſchiednen Gattungen von Geſchőpfen ſind gleichſam ſo viel verſchiedne Arten von Inſtrumenten: und ſelbſt in der nemlichen Gattung von Geſchőpfen (wie in der nemlichen Art von Inſtrumenten) iſt nie das eine vollkommen ſo, wie das andre, und die nemlichen Saiten paſſen nicht fűr jedes. Derſelbe Grad von Stårke, womit man das eine aufziehet, und die verſchiednen Saiten in richtige Harmonie und Einſtimmung bringt, kann bey einem andern ſowohl

die

die Saiten, als das Inſtrument ſelbſt zerſprengen. So haben Menſchen von ſehr lebhaftem Gefühl, die gegen Schmerz und Vergnügen äußerſt empfindlich ſind, des ſtärkſten und mächtigſten Einfluſſes andrer Neigungen nöthig, als Zärtlichkeit, Liebe, Geſelligkeit, Mitleiden, um das innere Gleichgewicht zu erhalten, welches zu gehöriger Vollbringung ihrer Pflicht nothwendig iſt: dahingegen Andre von kälterem Blut, oder von tieferen Ton, keiner ſo ſtarken Beymiſchung oder Spannung bedürfen; auch von der Natur nicht gemacht ſind, jene zärtlichen und einnehmenden Leidenſchaften in einem ſo ausnehmenden Grade zu fühlen.

Es wäre gewiß keine üble Sache, auf dieſe Art die verſchiednen Stimmungen der Leidenſchaften, die mannichfaltigen Miſchungen und Zuſammenſezungen, wodurch die Menſchen einander ſo unähnlich werden, zu unterſuchen. Denn, ſo wie die höchſten Vervollkommungen der Seele, ſo findet man auch die größten Verderbniſſe und Ausartungen nur unter den Menſchen. Bey den andern Gattungen finden wir überhaupt genaues Ebenmaß, Beſtändigkeit und Regelmäßigkeit aller Leidenſchaften und Neigungen; kein

Man-

Mangel an Fürſorge für ihre Jungen, oder für die Geſellſchaft, zu welcher ſie gehören; keine Schändung ihrer ſelbſt: keine Unmäßigkeit, oder Ausſchweifung, von welcher Art es ſey. Die kleineren Geſchöpfe, welche gleichſam in Städten leben, als Bienen und Ameiſen, ſezen immer ihre einförmige und harmoniſche Lebensart fort, und werden nie den Neigungen ungetreu, welche ſie antreiben, zu Beförderung des allgemeinen Beſten das ihrige beyzutragen. So gar die Raubthiere, welche am weiteſten von aller Geſellſchaft entfernt leben, beobachten doch ein ſolches Verhalten gegen einander, welches dem Wohl ihres Geſchlechts genau angemeſſen iſt. Der Menſch hingegen, ungeachtet des Beyſtandes der Religion und der Vorſchrift der Geſeze, lebt doch zum öftern der Natur weit weniger gemäß; ja, die Religion ſelbſt macht ihn oft noch barbariſcher und unmenſchlicher. Menſchen hat man durch beſondere Kennzeichen abgeſondert; ausſchließende Unterſchiede feſt geſezt; Meynungen unter Androhung der härteſten Strafen ihnen zum Geſez gemacht; Antipathien und Abſcheu gegen den größten Theil ihres eignen Geſchlechts ihnen eingeflößt. So, daß es nicht leicht iſt, irgendwo auf der Erde

eine menſchliche Geſellſchaft zu finden, welche menſchliche Geſeze hat. Kein Wunder, wenn es in ſolchen Geſellſchaften ſo ſchwer iſt einen Menſchen zu finden, welcher natürlich, und als ein Menſch lebt.

Doch, da wir gezeigt haben, was wir unter einem gar zu hohen oder gar zu geringen Grade von Leidenſchaft eigentlich verſtehen; und daß ein gar zu hoher Grad irgend einer natürlichen Neigung oder ein gar zu geringer Grad einer Privatneigung, wiewohl beydes oft für Tugend gehalten wird, doch im Grunde ein Laſter und eine Unvollkommenheit iſt: ſo kommen wir jezt zu den einleuchtendern und weſentlicheren Beſtandtheilen des Laſters, und die allein, wenn vom eigentlichen Laſter die Rede iſt, in Betrachtung kommen. Nemlich,

1. Wenn entweder die gemeinnüzigen Neigungen ſchwach oder mangelhaft ſind;
2. Oder wenn die eigennüzigen oder Privatneigungen zu ſtark ſind;
3. Oder wenn ſolche Neigungen entſtehen, die zu keiner von dieſen beyden Arten gehören, und nicht im Geringſten weder zum Wohl des allgemeinen, noch des Privatſyſtems abzwecken.

Anders,

Anders, als auf dieſe Art, kann unmög- lich ein Geſchöpf das ſeyn, was wir böſe oder laſterhaft nennen. Wenn wir daher bewei- ſen, daß dieſe laſterhaften Neigungen wirklich nicht unſer Vortheil ſind, ſondern vielmehr das Gegentheil; ſo werden wir damit zugleich bewieſen haben: „daß es unſer wahrer Vor- „theil ſey, durchaus gut und tugendhaft zu „ſeyn.“ Denn bey einem geſunden, unver- dorbenen Zuſtande unſrer Neigungen, wie wir ihn beſchrieben haben, können wir, in unſern Handlungen und Verhalten, unmög- lich anders, als geſund, gut und tugend- haft ſeyn.

Es kömmt alſo darauf an, daß wir be- weiſen:

I. „Daß die natürlichen, wohlwollenden „oder edelmüthigen Neigungen, wenn ſie „ſtark und mächtig zu Beförderung des „Wohls des Ganzen wirken, das noth- „wendige Erfoderniß und einzige wah- „re Mittel zum frohen Selbſtgenuß „ſind; und daß Mangel derſelben uns „unfehlbar elend macht.“

II. „Daß

II. „Daß die eigennüzigen oder Privatnei-
„gungen, wenn ſie zu ſtark ſind, oder
„höher ſteigen, als die gehörige Unter-
„ordnung unter die wohlwollenden und
„natürlichen Neigungen es leidet, uns
„ebenfalls elend machen.“

III. Und „daß endlich die unnatürlichen
„Neigungen, (ſolche nemlich, die we-
„der das Wohl der Art oder des Gan-
„zen; noch das Privatwohl oder
„Selbſtintereſſe des Geſchöpfs zum
„Grunde haben) den höchſten Grad des
„Elendes ausmachen.“

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Zuerſt alſo haben wir zu beweiſen: „daß „die natürlichen Neigungen (die ſich „nemlich auf Liebe, Gefälligkeit, Wohlwol„len und Sympathie mit unſers Gleichen „oder unſerer Gattung gründen) das noth„wendige Erfoderniß und einzige wahre Mit„tel zum frohen Selbſtgenuß ſind; und daß „Mangel derſelben uns unfehlbar elend „macht.“

Wir wollen hier zuförderſt unterſuchen, worinn das eigentlich beſtehen, was wir Vergnügen nennen, und wornach wir durchgängig die Glückſeligkeit abmeſſen und ſchäzen. Bekanntermaßen unterſcheidet man das Vergnügen in körperliches und geiſtiges.

Daß das geiſtige Vergnügen größer ſey, als das körperliche, wird faſt allgemein zugeſtanden, und läßt ſich auch daraus beweiſen: daß der Geiſt, wenn er eine hohe Meynung von dem Werth und der Schönheit einer Handlung oder eines Verhaltens gefaßt,

und dadurch den ſtärkſten Eindruck dieſer Art bekommen hat, auf den höchſten Grad des Enthuſiasmus für den Gegenſtand geſpannt iſt, ſich dann über alle körperlichen Schmerzen ſowohl, als Vergnügungen hinwegſezt, und ſich weder durch die ſchmeichelhafteſten, noch durch die ſchrecklichſten Vorſtellungen, von welcher Art ſie ſeyn mögen, von ſeinem Vorhaben abwendig machen läßt. So ſehen wir, daß Wilde, Barbaren, Miſſethäter, ja ſelbſt die abſcheulichſten Böſewichter, um ihrer beſondern Bande oder Geſellſchaft willen, oder aus einem tief eingeſogenen Begriff oder Grundſaz von Ehre oder Tapferkeit, Rache oder Dankbarkeit, ſich den größten Beſchwerlichkeiten willig unterwerfen, der Folter und dem Tode Troz bieten. Auf der andern Seite kann ein Menſch ſich in den allerglücklichſten Umſtänden des äußerlichen Vergnügens befinden, er kann mit allem dem umgeben ſeyn, was ſeine Sinnen ſchmeicheln oder bezaubern kann, er kann wirklich mitten im Genuß der ſüßeſten Wolluſt dieſer Art begriffen ſeyn, und doch, ſobald er merkt, daß es in ſeinem Innern nicht richtig ſteht, ſobald er eine innere Krankheit oder Unordnung, eine innere Unbehaglichkeit oder Zerrüttung verſpürt,

ſpürt, iſt es augenblicklich um alle Wolluſt, um alles Vergnügen der Sinne geſchehen; jedes Mittel dieſer Art verliert ſeine Kraft, und wird mit Ekel und Widerwillen verworfen.

Räumt man alſo den hohen Vorzug der geiſtigen Vergnügungen vor den körperlichen ein, ſo folgt daraus, „daß dasjenige, was „in einem vernünftigen Weſen eine ununter„brochene Folge von geiſtigen Vergnügungen „hervorbringen kann, weit wichtiger für ſeine „Glückſeligkeit iſt, als dasjenige, was ihm „eine gleich ununterbrochene Folge von ſinn„lichen oder körperlichen Vergnügungen ver„ſchaffen könnte.“

Nun ſind die geiſtigen Vergnügungen entweder die natürlichen Neigungen ſelbſt, in ihrer unmittelbaren Wirkſamkeit und Anwendung; oder ſie entſpringen doch gewiſſermasſen gänzlich aus ihnen, und ſind nichts anders, als Wirkungen derſelben.

Hieraus folgt dann weiter, daß die richtige Beſchaffenheit der natürlichen Neigungen bey einem vernünftigen Geſchöpf, da ſie das einzige Mittel iſt, welches ihm eine ununterbrochene Reihe von geiſtigen Vergnügungen verſchaffen kann, auch das einzige Mittel iſt,

ihm eine unfehlbare und dauerhafte Glückſeligkeit zu verſchaffen.

Fürs erſte alſo haben wir zu zeigen: „wie ſehr die natürlichen Neigungen an ſich „ſelbſt das höchſte Vergnügen ſind.“ Nichts wäre wohl unnöthiger, dünkt mich, als dieſes einem Menſchen zu beweiſen, der jemals den Gemüthszuſtand erfahren hat, worein uns ein lebhaftes Gefühl von Liebe, Dankbarkeit, Wohlwollen, Edelmuth, Mitleiden, Wohlthätigkeit, oder andrer geſelligen und freundſchaftlichen Neigungen verſezt. Wer die menſchliche Natur auch noch ſo wenig kennet, wird doch fühlen, welch' ein großes Vergnügen die Seele genießen muß, wenn ſie auf dieſe edle Art gerührt wird. Der Unterſchied, den wir zwiſchen Einſamkeit und Geſellſchaft, zwiſchen gewöhnlicher Geſellſchaft und dem Umgange mit Freunden finden; die Beziehung faſt aller unſrer Vergnügungen auf gemeinſchaftlichen Genuß, und ihre Abhängigkeit von einer entweder gegenwärtigen oder doch eingebildeten Geſellſchaft; alles dies ſind hinreichende Beweiſe für unſern Saz.

Wie groß der Vorzug der geſelligen Vergnügungen vor allen andern ſey, läßt ſich aus ſichtbaren Merkmalen und Wirkungen

ſchließen. Selbſt der Ausdruck der Mienen und Geſichtszüge, bey dieſer Art von Freude, zeugt von einem viel tieferen, reineren und ungetrübteren Vergnügen, als der äußerliche Ausdruck, welcher mit Befriedigung des Hungers, des Durſtes, oder anderer heißen Begierden verknüpft iſt. Noch mehr aber zeigt ſich dieſer Vorzug in der wirklichen Gewalt und Uebermacht dieſer Art von Neigungen über alle übrigen. Allenthalben, wo ſie ſich einigermaßen vortheilhaft zeigen, ſtillen und dämpfen ſie jede andre Regung von Vergnügen. Keine bloß ſinnliche Luſt kann ihnen das Gegengewicht halten. Wer beyde Arten von Vergnügen zu beurtheilen weiß, wird immer der erſteren den Vorzug geben. Um aber beyde richtig beurtheilen zu können, muß man nothwendig für jede Gefühl haben. Der Tugendhafte kann allerdings das ſinnliche Vergnügen beurtheilen, und kennt ſeine ganze Stärke. Denn weder ſein Geſchmack noch ſeine Sinnen ſind darum ſtumpfer; vielmehr ſtärker und feiner, wegen ſeiner Mäßigkeit, und des vorſichtigen Gebrauchs der ſinnlichen Begierden. Aber einen Laſterhaften, in Sinnlichkeit erſoffnen Menſchen kann man auf keine Weiſe für einen gültigen Richter

über

über das geſellige Vergnügen erkennen, weil es ihm ſeiner Natur nach gänzlich fremd iſt.

Der Einwurf, daß bey manchen Naturen die gute Neigung zwar wirklich gegenwärtig, aber nur nicht ſtark genug ſey, kann hier nicht gelten. Denn wo ſie ſich nicht in ihrem natürlichen Grade findet, da iſt es wirklich eben ſo viel, als ob ſie gar nicht da wäre, oder niemals da geweſen wäre. Je weniger ein verkehrtes Geſchöpf von dieſer guten Neigung beſizt, deſto mehr Wunder iſts, wenn ſie jemals das Uebergewicht hat, welches doch bey den aller verdorbenſten Geſchöpfen zuweilen geſchieht. Und hat ſie nur einmal, in einem einzelnen Falle die Oberhand, ſo beweiſt das offenbar, daß ſie immer herrſchend ſeyn würde, wenn man ſie nur von Grund aus erfahren oder kennen gelernt hätte.

Solchergeſtalt übertrift alſo der Reiz der wohlwollenden Neigungen jedes andre Vergnügen; weil er mächtig genug iſt, uns von jeder andern Begierde oder Neigung abzuziehen. So beweiſet, zum Beyſpiel, in dem Fall, wo die älterliche Liebe gegen ihre Jungen nöthig iſt, und in tauſend andern Fällen, dieſer Reiz eine ſo ſtarke Gewalt, daß man, mitten unter andern Verſuchungen, nur dieſer

Leiden-

Leidenſchaft allein fähig iſt; welche ſolchergeſtalt jedes andre Vergnügen verſchmähet und beſiegt, und alſo ſelbſt das höchſte Vergnügen ſeyn muß.

Jeder, der nur ſo weit in den Wiſſenſchaften gekommen iſt, daß er die Grundſäze der Mathematik verſteht, wird gewiß gefunden haben, daß die Beſchäfftigung ſeines Geiſtes mit den Entdeckungen, die er hier macht, wiewohl es bloß ſpekulative Wahrheiten ſind, ihm ein Vergnügen und eine Wonne gewährt, die alle ſinnliche Luſt weit übertrifft. Wenn wir die Natur dieſes ſpekulativen Vergnügens genau unterſuchen, ſo werden wir finden, daß es ſich nicht im geringſten auf irgend ein Privatintereſſe des Geſchöpfs bezieht, noch irgend einen Vortheil des Privatſyſtems zum Gegenſtande hat. Die Bewunderung, Freude oder Liebe trifft hier etwas, das ganz außer uns liegt, und uns ſelbſt nichts angehet. Und wenn gleich das reflektirte Vergnügen, welches aus der Vorſtellung dieſer einmal empfundenen Freude entſpringt, ſich als eine eigennüzige Leidenſchaft auslegen läßt; ſo kann doch das urſprüngliche Vergnügen keinen andern Grund haben, als Liebe zur Wahrheit, Ebenmaß, Ordnung und Symmetrie in den

Dingen außer uns. Wenn dies richtig iſt, ſo gehört dieſe Leidenſchaft wirklich mit in die Klaſſe der natürlichen Neigungen. Denn da ſie in der Sphäre des Privatſyſtems keinen Gegenſtand hat; ſo muß man ſie entweder für überflüſſig und unnatürlich halten (als wenn ſie auf keinen Vortheil, keinen Nuzen irgend eines Dinges in der Natur abzweckte) oder man muß ſie für das erkennen, was ſie wirklich iſt, nämlich: „eine natürliche Freude „bey Betrachtung des Ebenmaßes, der Har„monie und Eintracht, wodurch die allge„meine Natur beſtehet, und welche der Ein„richtung und dem Weſen jeder beſonderen „Art oder Klaſſe der Dinge weſentlich iſt.“

Allein, dieſes ſpekulative Vergnügen, ſo groß und ſchäzbar, ſo weit über jede Regung der bloßen Sinnlichkeit es erhaben ſeyn mag, kömmt doch der tugendhaften Regung, und der Ausübung des Wohlwollens und der Güte bey weitem nicht gleich. Hier iſt mit der ſüßeſten Rührung der Seele zugleich ein angenehmer Beyfall des Verſtandes, eine frohe Billigung deſſen, was in dieſer guten Gemüthsbeſchaffenheit und rechtſchaffenen Neigung gethan wird, verknüpft. Denn wo giebt es wohl auf Erden einen ſchöneren Ge-

genſtand

genſtand der Betrachtung, einen herzerhebendern, herrlicheren Anblick als eine ſchöne, rechtſchaffene und edle That? Oder welch ein Gut können wir beſizen, deſſen Bewußtſeyn und Andenken uns gründlicher und dauerhafter vergnügen könnte?

Wenn in der Leidenſchaft der Liebe zwiſchen beyden Geſchlechtern mit dem gemeinen thieriſchen Triebe zugleich etwas von wohlwollender und freundſchaftlicher Neigung vermiſcht iſt, ſo werden wir finden, daß das Gefühl dieſer leztern wirklich das Gefühl des erſteren weit übertrift; indem es nichts ungewöhnliches iſt, daß Jemand bloß aus dieſer Neigung, und um der geliebten Perſon willen, ſich den größten Beſchwerlichkeiten von der Welt unterwirft, ja dem Tode ſelbſt mit Freuden entgegen gehet, ohne die geringſte Vergeltung dafür zu erwarten. Denn wo ſollte der Grund einer ſolchen Erwartung liegen? Gewiß nicht hier, in dieſer Welt; denn da iſt mit dem Tode Alles aus. Und eben ſo wenig in einem künftigen Leben; denn wer hat ſichs jemals einfallen laſſen, einen Himmel oder eine künftige Belohnung für die leidende Tugend der Verliebten auszumachen?

Noch

Noch eine Bemerkung zum Vortheil der natürlichen Neigungen iſt, daß ſie nicht bloß dann, wenn Freude und Munterkeit damit vermiſcht ſind, ein wahres, alle Sinnlichkeit überwiegendes Vergnügen wirken; ſondern ſelbſt die Bekümmerniſſe, welche mit natürlichen Neigungen verknüpft ſind, ſo ſehr ſie allem Vergnügen zuwider zu ſeyn ſcheinen, eine innere Zufriedenheit und Freude gewähren, welcher kein Vergnügen befriedigter Sinnlichkeit gleich kömmt. Und wo man es dahin bringen kann, daß die zärtlichen und wohlwollenden Neigungen in ununterbrochener Folge, ſelbſt unter Furcht, Schrecken, Kummer und Gram, fortdauern; da iſt die Gemüthsbewegung noch immer angenehm. Selbſt dieſer melancholiſche Anblick, dies traurige Gefühl der Tugend, ergözt uns. Ihre Schönheit ſtrahlt durch die Wolke, und behauptet ſich mitten unter umringenden Trübſalen. Wenn daher, auch bloß durch Täuſchung, wie in einem Trauerſpiel, die Leidenſchaften dieſer Art geſchickt in uns erregt werden; ſo ziehen wir dieſe Unterhaltung jeder andern von gleicher Dauer vor. Wir fühlen in uns ſelbſt, daß dieſe wehmüthige Regung unſrer Leidenſchaften, dieſe Theil-

nehmung

nehmung an den Schickſalen der Tugend, dieſe Aeußerung alles deſſen, was wir von geſelliger Neigung und menſchlicher Sympathie an uns haben, die höchſte Wonne bey ſich führt; und bloß durch Gedanken und Empfindungen ein weit größeres Vergnügen gewährt, als nichts in der Welt durch Sinne oder thieriſche Triebe zu thun vermag. Und ſo ſehen wir alſo, „wie ſehr die geiſtigen Vergnügungen wirklich nichts anders ſind, als „die natürlichen Neigungen ſelbſt.“

Um nun auch zu zeigen, „wie ſie, als „natürliche Wirkungen, aus denſelben entſpringen:“ ſo wollen wir zuvörderſt bemerken, daß die Wirkungen der Liebe, oder der wohlwollenden Neigung, als ein geiſtiges Vergnügen betrachtet, folgende ſind: „Genuß des Guten durch Mittheilung, durch „Reflexion, oder Theilnehmung an dem Guten Anderer.“ — Und „angenehmes Bewußtſeyn der wirklichen Liebe, verdienten „Achtung und Billigung Anderer.“

Welch ein wichtiger Theil der Glückſeligkeit aus der erſten dieſer Wirkungen entſpringe, wird Jeder, der nicht im höchſten Grade bösartig iſt, leicht einſehen. Man darf nur bedenken, welch eine reiche Quelle von Vergnügun-

gnügungen es iſt, wenn man Zufriedenheit und Freude mit Andern theilt; wenn man ſie gemeinſchaftlich und in Geſellſchaft genießt, wenn man ſie aus den frohen und glücklichen Umſtänden Anderer, aus Erzählungen und Beſchreibungen von ſolcher Glückſeligkeit, ja aus den Mienen, Gebehrden, Worten und Tönen, ſelbſt geringerer Geſchöpfe, deren Aeußerungen von Freude und Zufriedenheit wir irgend verſtehen können, gleichſam zuſammen lieſt. So einſchmeichelnd ſind dieſe Vergnügungen der Sympathie, ſo ſehr durch unſer ganzes Leben verwebt, daß ſich kaum eine Freude, eine Annehmlichkeit denken läßt, wovon ſie nicht einen weſentlichen Theil ausmachen.

Was die andre Wirkung der geſelligen Liebe, nämlich das Bewußtſeyn verdienter Zuneigung oder Achtung, betrift; ſo begreift man ohne Mühe, wie viel darauf bey geiſtigen Vergnügungen ankomme, wie ſehr es die höchſte Glückſeligkeit derer ausmache, die im engſten Verſtande wollüſtig ſind. Wie natürlich iſt es nicht auch den Selbſtſüchtigſten unter uns, aus einem guten Namen eine Art von Vergnügen zu ſchöpfen, und uns an der Einbildung verdienter Bewundrung und Hoch-

achtung

achtung zu ergözen? Denn iſt es gleich bloße Einbildung, ſo bemühen wir uns doch, es für Wahrheit zu halten, und ſchmeicheln uns, ſo ſehr wir können, mit der Vorſtellung irgend eines Verdienſts, und mit dem Wahn, daß wir uns mindſtens um einige Wenige, mit denen wir in genauerer Verbindung ſtehen, verdient gemacht haben.

Wo iſt der Tyrann, der Räuber, der offenbarſte Rebell, gegen die Geſeze der Geſellſchaft, der nicht einen oder mehrere Genoſſen, Angehörige, oder wie ers nennt, Freunde hat, mit denen er ſein Glück mit Freuden theilt, an deren Wohlergehen er Vergnügen findet, und deren Freude und Zufriedenheit er zu ſeiner eignen macht? Wo iſt ein Menſch in der Welt, der gegen die Schmeicheley oder Gewogenheit ſeiner Vertrauten gleichgültig wäre? Auf dieſe ſüße Hoffnung und Erwartung der Freundſchaft, haben faſt alle unſre Handlungen einige Beziehung. Dieſe durchſtrömt unſer ganzes Leben, und vermiſcht ſich ſo gar mit den mehrſten unſrer Laſter. Eitelkeit, Ehrgeiz, Schwelgerey, und manche andre Unordnungen haben davon ihren Theil. Selbſt die unzüchtigſte Liebe ſchöpft reichlich aus dieſer Quelle. Wollte

man

man alſo das Vergnügen auf eben die Art, als andre Dinge, berechnen; ſo würde man mit Recht ſagen können, daß aus dieſen beyden Quellen — nämlich, Gemeinſchaft, oder Theilnehmung an den Vergnügungen Anderer, und Glaube, daß man von Andern Liebe und Achtung verdiene — mehr als neun Zehntheile aller Freuden des Lebens entſpringen. Und ſo giebt es alſo in der Hauptſumme der Glückſeligkeit keinen einzigen Artikel, der ſich nicht von der geſelligen Liebe herſchreibt, und unmittelbar von den natürlichen und wohlwollenden Neigungen abhängt.

Wie nun die Urſachen, ſo auch ihre Wirkungen. Je nachdem nämlich die natürliche Neigung oder geſellige Liebe vollkommen oder unvollkommen iſt, wird auch die davon abhängende Zufriedenheit und Glückſeligkeit vollkommen oder unvollkommen ſeyn.

Damit ſich aber nicht Jemand einbilde, ein geringerer Grad natürlicher Neigung, oder eine unvollkommne partielle Rückſicht auf Andre, könne die Stelle einer vollſtändigen, reinen und wahrhaftig moraliſchen vertreten; damit nicht ein kleiner Anſtrich von geſelliger Neigung für hinreichend gehalten werde, den Zweck der geſellſchaftlichen Glückſeligkeit

ſeligkeit zu erreichen, und uns das Vergnügen der Theilnehmung und Gemeinſchaft, ohne welches kein Glück ſtatt findet, zu verſchaffen: ſo bedenke man zuvörderſt, daß die partielle Neigung, oder die geſellige Liebe für einen Theil, ohne Rückſicht auf eine vollſtändige Geſellſchaft, oder auf ein Ganzes, an ſich ſelbſt ein ausdrücklicher Widerſpruch iſt. Jede Neigung gegen etwas außer uns ſelbſt — wenn ſie nicht von der natürlichen Art iſt, und ſich auf das Syſtem oder die ganze Gattung bezieht — muß nothwendig die ungeſelligſte aller Neigungen ſeyn, und alle geſellſchaftliche Glückſeligkeit zerſtören. Iſt ſie aber wirklich von der natürlichen Art, und wird bloß auf irgend einen Theil, nicht auf die Geſellſchaft oder das Ganze ſelbſt angewandt; denn läßt ſich eben ſo wenig Grund davon angeben, als von den meiſten wunderlichen, queerſinnigen Leidenſchaften, deren Menſchen fähig ſind. Wer ſich alſo dieſer Neigung bewußt iſt, kann ſich um deßwillen keines Verdienſtes oder Werths bewußt ſeyn. Und derjenige, auf welchen eine ſo wunderliche Neigung von ungefähr fällt, kann ſich keinesweges auf ihre Dauer und Stärke verlaſſen. Da ſie nicht auf vernünftigen Grün-

den beruhet; ſo muß ſie auch leicht ohne vernünftige Gründe aufhören und verändert werden können. Nun muß aber die Veränderlichkeit einer ſolchen Art von Neigung, welche bloß von Eigenſinn und Laune abhängt, und häufigen Abwechſelungen von Haß und Liebe, von Abſcheu und Zuneigung, unterworfen iſt, nothwendig beſtändigen Verdruß und Unmuth erzeugen, alles unmittelbare Vergnügen der Freundſchaft und Geſelligkeit verderben, und am Ende gewiſſermaßen die Neigung zur Freundſchaft und zum menſchlichen Umgange ſelbſt zerſtören. Die unpartheyiſche, allgemein wohlwollende Neigung hingegen, iſt mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, regelmäßig und vernünftig; folglich auch unveränderlich, gründlich und dauerhaft. Und wie bey der Partheylichkeit, oder fehlerhaften Freundſchaft, die keine feſte Regel oder Ordnung kennt, jedes Nachdenken nothwendig nachtheilig iſt, und das Vergnügen vermindert; ſo ſtellt hingegen, bey einem unpartheyiſchen Wohlwollen, das Bewußtſeyn eines rechtſchaffenen Verhaltens gegen das menſchliche Geſchlecht überhaupt der Seele jede beſondere freundſchaftliche Neigung in dem erfreulichſten Lichte vor, und erhebt das Vergnügen

gnügen der Freundſchaft, vermittelſt der oben erwähnten Gemeinſchaft oder Theilnehmung, nur um deſto höher.

Wie ferner die partheyiſche Neigung nur eines kurzen und ſchwachen Genuſſes jener Freuden der Sympathie oder Theilnehmung mit Andern fähig iſt; ſo iſt ſie auch nicht im Stande aus jener andern Hauptquelle der menſchlichen Glückſeligkeit, nämlich dem Bewußtſeyn der wirklichen oder verdienten Hochachtung Anderer, ein beſonders erhebliches Vergnügen zu ſchöpfen. Woraus ſollte dieſe Hochachtung entſpringen? Das Verdienſt, an ſich ſelbſt, muß wahrhaftig ſehr dürftig ſeyn, ſo lange die Neigung ſo armſelig und ſchwankend iſt. Wer wird auf eine bloß zufällige Neigung, auf ein eigenſinniges Wohlgefallen, Vertrauen ſezen? Wer kann ſich auf eine Freundſchaft verlaſſen, die nicht auf moraliſchen Grundſäzen beruht, ſondern nach phantaſtiſchen Begriffen bloß auf eine einzelne Perſon, oder einen kleinen Theil des Menſchengeſchlechts, mit Ausſchluß der Geſellſchaft und des Ganzen, eingeſchränkt wird?

Ueberdem kann man es als etwas Unmögliches anſehen, daß diejenigen, die nach einer andern Regel, als der Tugend, hoch-

ſchäzen

ſchäzen oder lieben, ihre Neigung auf ſolche Gegenſtände richten ſollten, welche ſie lange hochſchäzen oder lieben könnten. Es wird ihnen ſchwer werden, unter der Zahl ihrer auf ſolche Art geliebten Freunde einen zu finden, deſſen ſie ſich herzlich freuen, oder deſſen gegenſeitige Liebe oder Achtung ihnen wahrhaftig werth und ſchäzbar ſeyn könnte. Eben ſo wenig kann das ein geſundes und dauerhaftes Vergnügen ſeyn, welches man aus Selbſtſchmeicheley, und aus einem falſchen Wahn von der Hochachtung und Liebe Anderer ſchöpft, die keiner wahren Hochachtung und Liebe fähig ſind. Wir ſehen alſo hieraus, wie ſehr ein Menſch von engen und partiellen Neigungen in dieſer Abſicht verlieren, wie ſehr er nothwendig bey dieſem zweyten Haupttheil des geiſtigen Vergnügens zu kurz kommen müſſe.

Aller entgegengeſezten Vortheile genießt die vollſtändige uneingeſchränkte Neigung. Sie iſt gleichförmig, dauerhaft, mit ſich ſelbſt eins, immer beruhigend und vergnügend. Sie erwirbt ſich Beyfall und Liebe bey den Beſten, und in allen gleichgültigen Fällen, ſelbſt bey den ſchlimmſten der Menſchen. Mit Recht können wir von ihr ſagen, ſie genieße

nieße des Bewuſtſeyns, daß ſie von jeder Geſellſchaft, von allen vernünftigen Geſchöpfen, und von dem Urgrunde aller vernünftigen Weſen, Liebe und Beyfall verdiene. Und wenn es einen ſolchen Urgrund in der Natur giebt, ſo können wir hinzuſezen, daß das Vergnügen, welches dieſe allgemeine, vollſtändige Neigung gewährt, nach Verhältniß ihres höchſten Gegenſtandes, des Inbegriffs aller Vollkommenheit, höchſt edel und vollkommen iſt. Denn dies iſt, wie wir gezeigt haben, die Wirkung der Tugend. Und dieſe allgemeine vollſtändige Neigung, dieſe innere Rechtſchaffenheit beſitzen, heißt der Natur, und den Regeln und Vorſchriften der höchſten Weisheit gemäß leben. Dies iſt Moralität, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und natürliche Religion.

Vielleicht aber hat dieſes Argument ein gar zu ſchulmäßiges Anſehen; die Wörter und Redensarten, deren wir uns bedient haben, klingen vielleicht Manchem ſo fremd und ungewöhnlich: wir wollen daher verſuchen, obs uns möglich iſt, die Sache faßlicher und klärer vorzuſtellen.

Man denke alſo einmal recht ernſtlich über das Vergnügen nach, welches man entweder

in

in der Einſamkeit, im Nachdenken, im Studiren und in der Unterhaltung mit ſich ſelbſt, oder in Luſtigkeit, Zeitvertreib, und Umgange mit Andern genießt; ſo wird man finden, daß es gänzlich auf folgenden beyden Stücken beruhet: erſtlich, auf einer heiteren Gemüthsbeſchaffenheit, die von Unmuth, Bitterkeit und Ekel ganz frey iſt; und dann, auf einer wohlgeordneten, ruhigen, mit ſich ſelbſt zufriednen Seele oder Vernunft, die ihren eignen Anblick nicht ſcheuet. — Eine ſolche Seele nun, und eine ſolche Gemüthsbeſchaffenheit, die uns zum Genuß des vorerwähnten Vergnügens fähig macht, können wir nicht anders, als durch die natürlichen und guten Neigungen, erlangen.

In Anſehung der Gemüthsbeſchaffenheit, erwäge man nur Folgendes. Es giebt keinen Zuſtand äußerlicher Glückſeligkeit, oder blühenden Wohlſtandes und Ueberfluſſes, wo Neigung und Begierde immer befriedigt, Fantaſie und Laune immer vergnügt würden. Faſt ſtündlich finden ſich Hinderniſſe, die ſich der Begierde in den Weg ſtellen; äußere Zufälle, oder innere Bedenklichkeiten, die den ungebundenen Strom erhizter Neigungen hemmen. Es iſt nicht genug, um ſie zu befriedi-

gen,

gen, daß man ihnen nachhängt. Und wenn ein Leben bloß durch Fantaſie regiert wird; ſo iſt das Grunds genug zum Verdruß und Widerwärtigkeiten. Selbſt die gewöhnliche Ermattung, Unbehaglichkeit, Unluſt und Unfähigkeit; ein unterbrochner Umlauf der Säfte oder Lebensgeiſter bey den geſundeſten Menſchen; und die zufälligen Unordnungen, die bey jeder Konſtitution gewöhnlich ſind; alles dies iſt, wie Jeder weiß, ſchon hinlänglich, Verdruß, Widerwillen und Eckel hervorzubringen. Hieraus muß dann mit der Zeit eine Fertigkeit entſtehen, wofern nicht etwas ſeinem Fortgange Einhalt thut, und es verhindert, in der Gemüthsart herrſchend zu werden. Nun giebt es kein beſſeres Gegenmittel wider die üble Laune, als natürliche und wohlwollende Neigung. Denn wenn Jemand den Entſchluß faßt, einen ſolchen in ſeiner Gemüthsart bereits entſtandenen Unmuth zu unterdrücken, und dieſe Verbeſſerung mit Muth und wahrem Ernſt angreift; ſo werden wir finden, daß er dieſes Unternehmen nicht anders zu Stande bringen kann, als dadurch, daß er in ſeinem Herzen irgend ein ſanftes Gefühl von der geſelligen und freundſchaftlichen Art erregt; irgend eine erquickende, aufhei-

ternde

ternde Regung von Wohlwollen, Gefällig⸗keit, Freundſchaft oder Liebe, jene entgegen⸗geſezte Regung von Ungeduld und Mißver⸗gnügen zu mildern und umzuändern.

Sollte man etwa ſagen, die religiöſe Neigung, oder die Frömmigkeit, ſey in die⸗ſem Fall ein hinreichendes und ſchickliches Mittel; ſo antworten wir, daß dies, je nach der verſchiedenen Beſchaffenheit derſelben, gel⸗ten könne oder nicht. Denn iſt ſie von der angenehmen und freudigen Art, ſo gehört ſie ſelbſt zu der natürlichen Neigung: iſt ſie aber von der ängſtlichen ſchreckhaften Art; führt ſie irgend eine Neigung bey ſich, die der Mann⸗heit, dem Edelmuth, der Tapferkeit oder der Freyheit im Denken zuwider iſt; ſo wird man bey ihrem Gebrauch nichts gewinnen; und am Ende wird man ſicher erfahren, daß das Mittel ſchlimmer war, als die Krankheit ſelbſt. Das ſtrengſte Nachdenken über unſre Pflicht, und die Betrachtung deſſen allein, was uns als Geſez, und unter harten Stra⸗fen, geboten iſt, wird uns in ſolchen Fällen auf keine Weiſe beruhigen. Je finſterer und ſchreckhafter unſere Gedanken über einen ſol⸗chen Gegenſtand ſind, deſto ſchlimmer wird unſre Gemüthsart werden, deſto geneigter,

ſich

ſich in Härte und Unmuth auszulaſſen. Sollte man auch einmal erzwungener Weiſe, oder durch Furcht gedrungen, ein anderes Betragen erkünſteln, oder andre Grundſäze zu erkennen geben; ſo würde doch das Verhalten im Grunde immer daſſelbe bleiben. Iſt das Geſicht gleich ruhig, ſo iſt das Herz doch damit nicht geändert. Die böſe Leidenſchaft kann auf eine Zeitlang zurückgehalten, am Ausbruch verhindert werden; aber dadurch iſt ſie noch nicht bezwungen, oder im Geringſten geſchwächt, ſo bald ſich ihr eine neue Gelegenheit anbietet. So viel Frömmigkeit ſich alſo in einem ſolchen Herzen immer finden mag, ſo wird es doch wahrſcheinlicher Weiſe bald nicht viel von Ruhe des Geiſtes oder guter Gemüthsart mehr übrig haben; und folglich nur ſehr armſeliger und ſchwacher Geiſtesvergnügungen fähig ſeyn.

Sollte man hiergegen wieder einwerfen: bey traurigen Umſtänden könne zwar wohl eine üble Laune überhand nehmen, aber bey einem ununterbrochenen äußerlichen Wohlergehen, bey einer vollkommnen irdiſchen Glückſeligkeit, könne ſich nicht leicht etwas ereignen, was die Gemüthsart dergeſtalt verſäuren und ſolchen Ekel und Unmuth in ihr erwecken

könnte: ſo bedenke man, daß diejenigen, die am meiſten gewohnt ſind, allen ihren Launen geſchmeichelt, alle ihre Wünſche und Begierden befriedigt zu ſehen, am leichteſten durch jeden widrigen Zufall, durch jede kleinſte Ungemächlichkeit aufgebracht und verdrüßlich gemacht werden. Sind aber in einem ſolchen glücklichen Zuſtande, wo alles nach Herzenswunſche zu gehen pflegt, die Reizungen zum Verdruß und Unmuth am häufigſten, und die Leidenſchaften des Zorns, der Erbitterung und Feindſeligkeit am heftigſten; ſo hat man um ſo viel mehr eines ſtarken Beyſtandes der geſelligen Neigung nöthig, wenn die Gemüthsart nicht in Wildheit und Unmenſchlichkeit ausarten ſoll. Tyrannen und Deſpoten beweiſen und beſtätigen dieſe Wahrheit zur Genüge.

Was nun das zweyte Stück unſrer Betrachtung, nemlich, eine wohlgeordnete und mit ſich ſelbſt zufriedne Seele oder Vernunft, betrifft; ſo dürfen wir nur folgendes erwägen, um einzuſehen, wie ſehr auch dieſe Glückſeligkeit von der natürlichen Neigung abhänge. Man wird zugeben, daß ein ſolches Geſchöpf, wie der Menſch, welcher ſich durch verſchiedne Stufen des Nachdenkens zu der-

jenigen Fähigkeit erhoben hat, die wir Vernunft und Verſtand nennen, eben in dem Gebrauch dieſes ſeines Vermögens nachzudenken nothwendig Wahrnehmungen von demjenigen haben muß, was in ſeinem Verſtande, ſowohl als in ſeinen Neigungen und in ſeinem Willen vorgehet; kurz von allem dem, was ſeinen Charakter, ſein Betragen oder Verhalten gegen ſeine Nebengeſchöpfe und gegen die Geſellſchaft, betrifft. Oder ſollt' er auch ſelbſt unfähig oder nicht aufgelegt dazu ſeyn; ſo ſind immer Andre bey der Hand, ihn daran zu erinnern, nnd ſeinem Gedächtniß in dieſer Art von Kritik fortzuhelfen. Keinem von uns fehlt es an dergleichen Erinnerern. Auch die größten Günſtlinge des Glücks ſind von dieſem Geſchäft der Selbſtbetrachtung nicht frey. Sogar die Schmeicheley ſelbſt, da ſie uns den Anblick unſer ſelbſt ſo angenehm macht, reizt unſre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand, und gewöhnt uns unvermerkt daran. Je eitler ein Menſch iſt, deſto mehr richtet er ſein Auge innerlich auf ſich ſelbſt; er hat kein angelegentlicheres Geſchäft, als dieſe Selbſtbeſchauung. Und wenn auch eine wahre Achtung und Rückſicht auf uns ſelbſt uns zu dieſer Selbſtbetrachtung nicht vermögen

gen kann; ſo erregt doch eine falſche Rückſicht auf Andre und die Begierde ihnen zu gefallen, eine wachſame Eiferſucht, und giebt uns Anlaß genug, über unſern Charakter und unſer Verhalten nachzudenken.

Von welcher Seite wir alſo dies anſehen mögen, ſo werden wir immer finden, daß jedes vernünftige oder denkende Geſchöpf, vermöge ſeiner Natur, genöthigt iſt, ſich der Muſterung ſeiner eignen Seele und Handlungen zu unterwerfen; von ſich ſelbſt und von ſeinem innern Zuſtande Vorſtellungen zu haben, die ihm immer vor Augen ſchweben, ſich immer von ſelbſt ſeiner Seele aufdrängen. Wie nun für denjenigen, der die natürliche Neigung verloren, nichts quälender ſeyn kann, als dieſer Anblick; ſo iſt hingegen nichts erfreulicher und ſeliger für den, der ſie unverdorben erhalten hat.

Es giebt zwey Dinge, die einem vernünftigen Geſchöpf äußerſt peinlich und unausſtehlich ſeyn müſſen; nemlich: „das Bewußtſeyn „einer ungerechten Handlung oder Verhaltens, „welches man für natürlich haſſenswürdig „und ſtrafbar erkennt: oder, das Bewußtſeyn einer thörichten Handlung oder Ver„hal-

„haltens, wovon man einſieht, daß es unſrer „eignen Glückſeligkeit ſchade.“

Das erſtere allein heißt eigentlich Gewiſſen, ſowohl im moraliſchen, als religiöſen Sinne. Denn Furcht und Schrecken vor der Gottheit iſt an ſich ſelbſt noch kein Gewiſſen. Niemand wird deßwegen für gewiſſenhaft gehalten, weil er ſich vor böſen Geiſtern, Beſchwörungen, Zaubereyen, oder dergleichen, was von einem ungerechten, eigenſinnigen oder teufliſchen Weſen gewirkt werden kann, fürchtet. Wer aber Gott anders, als, wegen einer mit Recht ſtrafbaren Handlung, fürchtet, der fürchtet ein teufliſches, nicht ein göttliches Weſen. Eben ſo wenig iſt Furcht vor der Hölle, und tauſend andre Schreckniſſe der Art, Gewiſſen; wofern nicht im Bewußtſeyn von etwas, das unrecht, ſchändlich, moraliſch häßlich und bösartig iſt, dabey zum Grunde liegt. Und wenn das iſt, ſo zeigt ſich erſt das Gewiſſen, und man kann nicht umhin, ſich vor der Strafe zu fürchten, ſollte ſie auch nicht ausdrücklich gedrohet ſeyn.

Solchergeſtalt ſezt das religiöſe Gewiſſen das moraliſche oder natürliche voraus. Und wiewohl man mit dem erſtern den Begriff von Furcht vor der göttlichen Strafe verbin-

 det;

det; ſo hat es doch ſeine Kraft von der wahrgenommenen moraliſchen Häßlichkeit oder Schändlichkeit einer Handlung, bloß, mit Rückſicht, auf die göttliche Gegenwart, und die natürliche Ehrfurcht, die man einem ſolchen Weſen ſchuldig iſt. Denn in einer ſolchen Gegenwart muß die Schaam über Niederträchtigkeit oder Laſter ſchon mächtig wirken, ohne weiter auf die richterliche Gewalt eines ſolchen Weſens, oder auf ſeine Austheilung beſonderer Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben, Rückſicht zu nehmen.

Wir haben bereits geſagt, daß kein Geſchöpf aus Bosheit und Vorſaz Böſes thun kann, ohne ſich zugleich bewußt zu ſeyn, daß es dafür Böſes verdiene. In dieſem Betracht alſo kann man von jedem Geſchöpf, das Bewußtſeyn hat, ſagen, daß es ein Gewiſſen habe. Denn bey allen Menſchen und allen denkenden Geſchöpfen gilt der Saz ohne Ausnahme: „Was man ſich bewußt iſt, um Jeden verdient zn haben, das muß man nothwendig von Allen befürchten und erwarten.“ Und ſo entſteht dann nothwendig Argwohn, Beſorgniß und Schrecken, ſowohl vor Menſchen, als vor der Gottheit. Außerdem aber muß ſich bey jedem vernünftigen Geſchöpf

das Gewiſſen noch weiter äußern; nemlich, durch das Gefühl der Häßlichkeit deſſen, was unnatürlich und ſtrafwürdig iſt; und durch die nachfolgende Schaam und Reue, daß man etwas begangen, was Haß und Abſcheu verdient.

Es giebt wohl ſchwerlich ein Geſchöpf, oder kann wohl keins geben, dem das Bewußtſeyn der Niederträchtigkeit, bloß als ſolche betrachtet, nicht unangenehm und widrig ſeyn ſollte; das bey einer ſchändlichen, abſcheulichen That ganz gelaſſen und unbewegt bleiben könnte. Giebt es ein ſolches Geſchöpf, ſo muß es offenbar gegen das moraliſche Gute oder Böſe durchaus gleichgültig ſeyn. In dieſem Fall iſt es auch unſtreitig ſchlechterdings keiner natürlichen Neigung fähig; und wenn das iſt, auch keines geſelligen Vergnügens, keiner geiſtigen Freuden; hingegen muß es allen Arten von unnatürlichen, quälenden und böſen Neigungen unterworfen ſeyn. Ein Menſch alſo, der kein Gewiſſen, oder kein natürliches Gefühl von der Abſcheulichkeit des Laſters oder der Ungerechtigkeit hat, iſt der Unglückſeligſte auf Erden. Wo aber das Gewiſſen, oder ein ſolches Gefühl noch vorhanden iſt, da muß nothwendig alles, was dagegen

gegen begangen wird, vermittelſt des oben bewieſenen nothwendigen Nachdenkens über ſich ſelbſt, Schaam, Verdruß und Angſt nach ſich ziehen.

Ein Menſch, der in der Hize der Leidenſchaft einen Andern ums Leben bringt, wird gleich beym Anblick deſſen, was er gethan hat, wieder beſänftigt. Seine Rachſucht verwandelt ſich in Mitleiden, und ſein Haß kehrt ſich gegen ihn ſelbſt. Und dies wirkt bloß der Gegenſtand. Dieſer macht ihn voller Unruhe und Angſt: Die Urſach derſelben ſchwebt ihm beſtändig vor Augen, und erregt in ihm unaufhörlich ſchmerzhafte Erinnerung und quälendes Bewußtſeyn. Sezen wir aber, ſeine Leidenſchaft werde nicht beſänftigt, er fühle keine wahre Bekümmerniß oder Schaam; ſo hat er entweder kein Gefühl von der Häßlichkeit des Verbrechens und der Ungerechtigkeit, keine natürliche Neigung, folglich keine Glückſeligkeit, keinen Frieden in ſich ſelbſt, oder, hat er ja noch einiges Gefühl von moraliſchem Werth, von Rechtſchaffenheit oder Güte, ſo muß das von ſehr verworrener und widerſprechender Art ſeyn. Er muß ſich dann in irgend einen ungereimten Begriff verliebt haben, irgend ein falſches Bild von Tugend

zu ſeinem Abgott machen, und dem als edel, rühmlich und verdienſtlich nachſtreben, was unvernünftig und thöricht iſt. Und wie martern dies für ihn ſeyn müſſe, begreift man leicht. Denn nie läßt ſich ein ſolches Fantom in eine unveränderliche Form bringen. Nie läßt ſich dieſer Proteus von Ehre in einer bleibenden Geſtalt feſthalten. Man kann ihn nicht verfolgen, ohne ſich alle Augenblick auf die unangenehmſte Art getäuſcht und angeführt zu ſehen. Nichts als wahre Tugend (wie wir oben bewieſen haben) kann ſich mit Hochachtung, Billigung, oder gutem Gewiſſen vertragen. Und wer, durch falſche Religion oder herrſchende Gewohnheit verleitet, etwas als Tugend hochachten oder bewundern gelernt hat, was nicht wirklich Tugend iſt, der muß entweder wegen des Widerſprechenden und Ungereimten einer ſolchen Hochachtung, und wegen der beſtändigen Vergehungen, die dadurch veranlaßt werden, endlich alles Gewiſſen verlieren, und ſo im höchſten Grade elend werden; oder wenn er noch irgend etwas von Gewiſſen behält, ſo muß das doch von ſolcher Art ſeyn, daß es ihm nie Beruhigung und Vergnügen gewähren kann. Denn unmöglich kann ein grauſamer Schwär-

mer oder Abergläubiger, ein Verfolger, ein Mörder, ein Schläger, ein Seeräuber, oder irgend ein Böſewicht von geringerem Grade, der ein Feind der ganzen menſchlichen Geſellſchaft iſt, und der natürlichen Neigung zuwider handelt; unmöglich kann der irgend einen wahren feſten Grundſaz, einen richtigen Maaßſtab haben, wonach er ſeine Hochachtung oder Billigung irgend einer moraliſchen Handlung beſtimmen und einrichten könnte. Und je mehr er alsdenn auf Ehre hält, je weiter er ſeinen Eifer treibt, deſto mehr verſchlimmert er ſeine Natur, deſto abſcheulicher wird ſein Charakter. Je mehr er eine an ſich ſelbſt moraliſch böſe und laſterhafte Handlung als groß und rühmlich liebt und bewundert, deſto mehr inneren Widerſpruch und Mißbilligung ſeiner ſelbſt wird er erfahren. Denn da nichts gewiſſer iſt, als „daß keiner „natürlichen Neigung widerſtrebt, keiner un„natürlichen Folge geleiſtet werden kann, oh„ne gewiſſermaßen aller natürlichen Neigung „überhaupt Eintrag zu thun:“ ſo folgt daraus nothwendig, „daß, da die innere „Häßlichkeit durch Beförderung der unnatür„lichen Neigung größer wird; man immer „deſto mehr Anlaß zu unangenehmen Selbſt„betrach-

„betrachtungen haben wird, je mehr ein fal„ſches Principium von Ehre, falſche Reli„gion oder Aberglaube, bey uns herrſchet.“

Wer alſo, aus falſchem Gewiſſen, oder verkehrtem Gefühl von Ehre, irgend einen Begriff von dieſer Art hegt; oder irgend einen Charakter hochſchäzt, der der moraliſchen Billigkeit zuwider iſt; und zur Unmenſchlichkeit führt, der ſezt ſich dadurch nur um ſo mehr der Geißel des wahren Gewiſſens, der Schaam und innern Vorwürfen aus. Auch kann keiner, der auf irgend eine vorgebliche Authorität hin eine einzige unmoraliſche Handlung begeht, aus irgend einem Grunde verſichert ſeyn, daß er nicht zu einer andern Zeit noch weiter gehen, und jeder Art von Bosheit, deren bloßen Gedanken er vielleicht jezt verabſcheuet, fähig ſeyn ſollte. Und dies iſt ein Vorwurf, dem die Seele bey der geringſten Verlezung des natürlichen Gewiſſens, bey jeder moraliſch häßlichen und ungerechten Handlung, ſich nothwendig machen muß; ſollte ſie gleich durch Beyſpiele oder Vorgänger unter den Menſchen, oder durch vorgeblichen Befehl höherer Weſen, dazu berechtigt zu ſeyn glauben.

Was nun weiter das andre Stück des Gewiſſens betrifft, nemlich das Bewußtſeyn einer unvernünftigen oder thörichten Handlung zum Nachtheil unſrer wahren Glückſeligkeit: ſo muß dieſe unangenehme Selbſtbetrachtung auch da nothwendig erfolgen und Statt finden, wo ein Gefühl von moraliſcher Häßlichkeit, die man ſich durch Verbrechen und Ungerechtigkeit zugezogen, vorhanden iſt. Denn ſelbſt da, wo kein Gefühl von moraliſcher Häßlichkeit, bloß als ſolche betrachtet, ſich findet, da muß doch noch immer ein Gefühl von der Strafbarkeit derſelben bey Gott und Menſchen vorhanden ſeyn. Oder wär' es auch möglich alle Gedanken oder Beſorgniſſe von einem höheren Weſen auf immer zu verbannen; ſo bedenke man nur, daß dieſe Fühlloſigkeit gegen das moraliſche Gute und Böſe einen gänzlichen Mangel natürlicher Neigung vorausſezt, und daß dieſer Mangel durch keine Verſtellung verhehlt werden kann: dann wird man nicht zweifeln, daß ein Menſch von dieſem unſeligen Charakter einen ſehr empfindlichen Verluſt an der Freundſchaft und dem Vertrauen andrer Menſchen, und alſo auch an ſeiner eignen äußerlichen Glückſeligkeit erleiden müſſe. Auch kann er unmöglich

umhin,

umhin, dieſen großen Nachtheil zu bemerken, ſo oft er, mit Verdruß und Neid wahrnimmt, wie viel mehr Freundſchaft, Liebe und Achtung beſſeren Leuten von Jedermann erwieſen wird, und wie weit glücklicher das ihren Zuſtand macht. Selbſt da alſo, wo die natürliche Neigung mangelt, muß doch unſtreitig das unmoraliſche Verhalten, welches nothwendig aus dem Mangel dieſer Neigung erfolgt, vermittelſt des Gewiſſens dieſer Art, oder des Bewußtſeyns einer thörichten und unſerm wahren Vortheil widerſprechenden Handlung, Verdruß und Unmuth nach ſich ziehen.

Aus alle dem läßt ſich nun leicht der Schluß machen, wie ſehr unſre Glückſeligkeit von der natürlichen und guten Neigung abhange. Denn wenn die größte Glückſeligkeit auf den Vergnügungen des Geiſtes beruhet, und die größten Geiſtesvergnügungen diejenigen ſind, die wir beſchrieben haben, und ſich auf die natürlichen Neigungen gründen; ſo folgt daraus, „daß die natürlichen „Neigungen das vornehmſte Mittel und Erfoderniß des frohen Selbſtgenuſſes, das „größte Gut, und die höchſte Glückſeligkeit „des Lebens ſind.“

Was nun die bloß körperlichen oder ſinnlichen Vergnügungen betrift, ſo iſt es offenbar, daß ſie unmöglich anders rechte Wirkung thun, unmöglich anders mit wahrer Freude genoſſen werden können, als vermittelſt der geſelligen und natürlichen Neigungen.

Gut leben heißt bey gewiſſen Leuten nichts anders, als gut eſſen und trinken. Mich dünkt aber, wir räumen, dieſen ihrem Vorgeben nach, gut lebenden Leuten viel zu viel ein, wenn wir, gleich ihnen, ihre Lebensart mit dem Titel Wohlleben beehren. Als ob diejenigen wohl lebten, die ſich die größte Mühe geben, ſo wenig als möglich, des Lebens zu genießen. Denn wenn es mit unſerm Begriff von der Glückſeligkeit ſeine Richtigkeit hat, ſo ſind das gerade die größten Wollüſte des Lebens, welche dieſe Leute über ihrem Wohlleben vergeſſen, und die ſie kaum jemals Zeit gehabt haben, zu koſten.

Ein ſo wichtiger Theil der Wolluſt aber auf dem Gaumen beruhet; und ſo angeſehen die Wiſſenſchaft iſt, die dieſen Gegenſtand behandelt: ſo möchte man doch wohl nicht ohne Grund vermuthen, daß das Gepränge von Aufwand und Eleganz, und eine gewiſſe Nacheiferung und Bemühung, ſich, in dieſer

koſtbaren

koſtbaren Kunſt zu leben, hervorzuthun, nicht wenig zu der hohen Idee, die man davon hegt, beytrage. Denn man nehme nur die prächtige Tafel, die luſtige Geſellſchaft, die ſchimmernde Equipage, das glänzende Geſchirr, und das übrige Zubehör weg; ſo wird, ſelbſt für den größten Schwelger, nur ein ſehr armſeliges Vergnügen übrig bleiben.

Selbſt der Begriff von Schwelgerey oder Debauche, (welcher einen Ausfall in alles, was ſich von Vergnügen und Wolluſt nur denken läßt, anzeigt) hat offenbar eine Beziehung auf Geſellſchaft oder gemeinſchaftlichen Genuß. Man kann es eine Ueberfüllung oder eine Ausſchweifung im Eſſen und Trinken, aber ſchwerlich Schwelgerey nennen, wenn die Ausſchweifung von aller Geſellſchaft abgeſondert begangen wird. Und denjenigen, der ſich ſelbſt auf dieſe Art ſchändet, nennt man wohl oft ein Vieh, aber niemals einen Schwelger. Die Buhlerinnen, und ſelbſt die gemeinſten Mezen, wiſſen ſehr wohl, wie nöthig es iſt, daß Jeder, den ſie mit ihrer Schönheit unterhalten, ſich einbilde, das Vergnügen ſey gemeinſchaftlich, und werde nicht weniger gegeben, als empfangen. Und fiele dieſe Einbildung gänzlich weg, ſo würde ſich

ſich wohl kaum unter der gröbſten Art von Menſchen Jemand finden, in deſſen Augen das übrige Vergnügen viel werth wäre.

Welcher Menſch würde ſich wohl für ſich allein, und ſelbſt in Gedanken von aller Geſellſchaft vollkommen abgeſondert, an irgend etwas herzlich und lange vergnügen können? Wem würde nicht in dieſem Fall jede ſinnliche Wolluſt bald zum Ekel werden? Wem würde nicht ſelbſt das auserleſenſte Vergnügen zur Laſt fallen, ſo lang' er nicht Mittel gefunden hätte, es mitzutheilen, und es ſich durch gemeinſchaftlichen Genuß, wenigſtens einer einzigen Perſon, erſt recht angenehm zu machen? Man bilde ſich ein, was man wolle; man halte ſich für ſo ſelbſtſüchtig, als möglich, oder gebe ſich noch ſo viel Mühe, den Vorſchriften jenes engen Grundſazes, wodurch man die Natur gern auf ſich ſelbſt einzwängen möchte, zu folgen: Die Natur wird dennoch durchbrechen, und durch Unruhe, Unmuth und Angſt die böſen Folgen einer ſolchen Gewaltthätigkeit, die Ungereimtheit eines ſolchen Grundſazes, und die Strafe die ein ſo unnatürliches, abſcheuliches Beſtreben ſich ſelbſt zuziehet, offenbar an den Tag legen.

Solcher=

Solchergeſtalt hängen alſo nicht nur die geiſtigen, ſondern auch die körperlichen Vergnügungen von der natürlichen Neigung ab: ſo daß ſie, wo dieſe fehlt, nicht nur ihre Kraft verlieren, ſondern ſich auch gewiſſermaßen in Unluſt und Ekel verwandeln. Die Empfindungen, welche natürlicher Weiſe Vergnügen und Freude gewähren ſollten, erzeugen vielmehr Mißvergnügen und Verdruß, Unruhe und Unbehaglichkeit. Dies ſehen wir aus der beſtändigen Veränderlichkeit und Liebe zur Abwechſelung bey allen denen, deren Vergnügungen nichts Theilnehmendes, nichts Freundſchaftliches an ſich haben. Gute Geſellſchaft, im gemißbrauchten Verſtande, ſcheint ſchon etwas Beſtändigeres und Anziehenderes zu haben. Die gemeinſchaftliche Theilnehmung unterhält das Vergnügen länger. Eben das gilt von der Liebe. Eine gewiſſe Zärtlichkeit und edelmüthige, mittheilende Neigung unterhält die Leidenſchaft, die ſonſt gleich ſchwinden würde. Die vollkommenſte Schönheit, für ſich allein, iſt nicht im Stande, ſie feſt zu halten, oder dauerhaft zu machen. Und diejenige Liebe, die keinen andern Grund hat, als bloß dies Aeußerliche, verwandelt ſich bald in Widerwillen. Sätti-

gung, beſtändiger Ekel, und etwas Fieberhaftes der Begierde, findet ſich immer bey denen, welche das Vergnügen mit Leidenſchaft verfolgen. Diejenigen genießen es am beſten, welche darauf ſtudieren, ihre Leidenſchaften in Ordnung zu halten. Und dadurch werden ſie bald einſehen lernen, wie durchaus unmöglich es iſt, daß irgend etwas Sinnliches uns Vergnügen oder Befriedigung gewähre, wenn es nicht von etwas Freundſchaftlichem oder Geſelligen abhängt, nicht mit wohlwollender oder natürlicher Neigung verbunden oder verwandt iſt.

Ehe wir aber dieſe Betrachtung der geſelligen oder natürlichen Neigung beſchließen, wollen wir ſie noch einmal unter einen allgemeinen Geſichtspunkt bringen, und ſie, eins für alle, auf die Wage legen; um zu ſehen, was für ein Gleichgewicht ſie in unſerm Innern hervorbringt; und was daraus erfolgen muß, wenn ſie mangelhaft oder zu leicht iſt.

Wer auch noch ſo wenig von der Natur und Beſchaffenheit unſers Körpers verſteht, der weiß doch, daß er ohne Bewegung, Thätigkeit und Beſchäfftigung ermattet, und ſich ſelbſt zur Laſt wird. Seine Nahrung wird

ihm

ihm zum Uebel und zur Beſchwerde; die Lebensgeiſter, weil ſie äußerlich keine Beſchäfftigung finden, greifen die inneren Theile an; die Natur zerſtört ſich gleichſam ſelbſt. Eben ſo mit der Seele. Fehlt es ihr an ihrer angemeſſenen und natürlichen Uebung und Beſchäfftigung, ſo iſt ſie träge, übel aufgeräumt, und ſich ſelbſt zur Laſt. Ihre Gedanken und Leidenſchaften, da ſie widernatürlich von ihren gehörigen Gegenſtänden abgezogen werden, richten ſich gegen ſich ſelbſt, und erzeugen nichts als Unmuth und üble Laune.

Bey den Thieren, die keiner Vernunft und Ueberlegung, wenigſtens nicht auf die Art wie Menſchen, fähig ſind, hat es die Natur ſo geordnet, daß die tägliche Aufſuchung ihres Unterhalts, und der emſige Fleiß, womit ſie ihre eigne Erhaltung, oder die Angelegenheiten ihrer Gattung beſorgen, faſt ihre ganze Zeit einnimmt; und ſie finden immer hinlängliche Beſchäfftigung für ihre Leidenſchaft, in dem Grade, der ihrer Reizbarkeit angemeſſen, und für ihre Leibesbeſchaffenheit nöthig iſt. Nimmt man nun ein ſolches Geſchöpf aus ſeinem natürlichen arbeitſamen Zuſtande heraus, und ſezt es mitten in einen ſolchen Ueberfluß, der ſeinen Begierden und

Bedürf-

Bedürfniſſen mehr, als nöthig, Genüge thun kann; ſo wird man bemerken, daß mit der wollüſtigen Gemächlichkeit ſeines Zuſtandes auch zugleich ſeine Neigungen und Leidenſchaften ausſchweifender werden. Sobald es den Genuß der Güter des Lebens wohlfeiler und leichter haben kann, als die Natur ſie ihm beſtimmt hatte, ſo muß es, vermöge ſeiner Natur auf andre Art theuer dafür bezahlen; denn es verliert ſeine natürliche gute Beſchaffenheit, die eigenthümliche Regelmäßigkeit ſeiner Gattung oder Art.

Dies bedarf nicht erſt durch beſondere Beyſpiele bewieſen werden. Wer in der Naturhiſtorie nicht ganz ein Fremdling iſt oder die verſchiednen Gattungen der Geſchöpfe, ihre Art zu leben und ſich fortzupflanzen, nur einigermaßen beobachtet hat, wird dieſen Unterſchied der natürlichen Beſchaffenheit zwiſchen wilden und zahmen Thieren von einerley Gattung leicht einſehen. Die leztern nehmen neue Fertigkeiten an, und arten von ihrer urſprünglichen Natur aus. Sie verlieren ſo gar den gemeinen Inſtinkt, und Mutterwiz ihrer Art; können auch nie wieder dazu gelangen ſo lange ſie in dieſem gemäſteten Zuſtande bleiben: kommen ſie aber wieder

ins

ins Freye, ſo nehmen ſie auch den natürlichen Trieb und Scharfſinn ihres Geſchlechts wieder an. Sie lernen, ſich genauer zuſammenhalten, und ſorgen zärtlicher für ihre Brut. Sie ſammlen auf den Winter ein, und machen ſich jeden Vortheil zu Nuze, den die Natur ihnen gegeben hat, ihr Geſchlecht zu erhalten, und gegen Feinde zu ſchüzen. Sobald ſie alſo ihre gehörige Beſchäfftigung wieder bekommen, werden ſie wieder regelmäßig und gut. Ihre Ausgelaſſenheit und Unart verſchwindet mit ihrem Müſſiggange und ihrer Bequemlichkeit.

Unter den Menſchen iſt es einmal ſo, daß Einige durch Noth zur Arbeit gezwungen ſind, unterdeß Andre durch Mühe und Arbeit der Geringeren mit reichem Ueberfluß aller Dinge verſorgt werden. Wenn nun dieſe Vornehmern bey ihrem gemächlicheren Leben, bey dem Mangel gemeiner Arbeit und Handthierung, nicht ſonſt eine ſchickliche und angemeſſene, für die Geſellſchaft nüzliche Beſchäfftigung haben, als Wiſſenſchaften und Künſte, Staatsgeſchäfte, Hauswirthſchaft, und dergleichen; wenn ſie ſtatt deſſen alle ſchuldige Arbeitſamkeit und Beſchäfftigung bey Seite ſezen, und in einem ununterbrochenem

Müßig-

Müßiggange, in Trägheit und Unthätigkeit leben: ſo muß das nothwendig einen höchſt verdorbenen und verkehrten Zuſtand hervorbringen; es muß eine gänzliche Zerrüttung der Leidenſchaften nach ſich ziehen, und in die ſeltſamſten Unordnungen ausbrechen, die ſich nur denken laſſen.

Wir ſehen die ungeheuren Früchte der Ueppigkeit in Hauptſtädten, welche lange der Siz des Reichthums und der Macht geweſen ſind. Wir ſehen, wie weit jede Art von Laſter da getrieben wird, wo eine Menge von Menſchen in trägem Ueberfluß und üppiger Gemächlichkeit beyſammen leben. Ganz anders verhält ſichs mit denen, die eine angemeſſene nüzliche Beſchäfftigung treiben, und von Jugend auf dazu gewöhnt ſind. Dies ſehen wir an den abgehärteten, von der großen Welt entfernten Landleuten, an den Bewohnern kleiner Städte, und an der arbeitſamen Klaſſe des gemeinen Volks; wo man ſelten Beyſpiele jener Unregelmäßigkeit und Zerrüttung der Neigungen und Leidenſchaften findet, die an Höfen und Palläſten und in den reichen Stiftungen gemächlicher und gemäſteter Prieſter ſo gewöhnlich ſind.

Wenn

Wenn nun das, was wir von der innern Beſchaffenheit behauptet haben, wahr und richtig; wenn es gewiß iſt, daß die Natur, ſowohl in den Neigungen und Leidenſchaften, als in den Gliedern und Organen, die ſie bildet, nach einer genauen Ordnung und Regelmäßigkeit wirkt; wenn wir ferner ſehen, daß ſie dieſes Innere offenbar ſo eingerichtet hat, daß nichts ihm ſo weſentlich iſt als Uebung; und keine Uebung ſo weſentlich, als der geſelligen oder natůrlichen Neigung: ſo folgt, daß da, wo dieſe unterdrůckt oder geſchwåchet wird, das Innere nothwendig leiden und verdorben werden muß. Man ſtudiere immerhin die Trågheit, Gleichgůltigkeit, oder Fühlloſigkeit, als eine Kunſt, oder ſuche ſie mit der åußerſten Sorgfalt in Ausůbung zu bringen; die eingezwångten Leidenſchaften werden mit Gewalt ihre Feſſeln zerbrechen, ſich auf eine oder andre Art in Freyheit ſezen, und Beſchåfftigung genug finden. Sie werden gewiß nicht ermangeln, ſich ungewöhnliche und unnatůrliche Uebung zu verſchaffen, wenn ihnen die natůrliche und gute verſagt wird. Und ſo werden, anſtatt der regelmåßigen und natůrlichen Neigungen, neue und unnatůr-

natürliche entſtehen, und alle innere Ordnung und Oekonomie zerrütten.

Derjenige müßte einen ſehr unvollkommnen Begriff von der Ordnung der Natur in der Bildung und Einrichtung lebendiger Geſchöpfe haben, welcher ſich einbilden könnte, ein ſo großes Principium, ein ſo weſentlicher Theil, als die natürliche Neigung iſt, könne verloren gehen oder verdorben werden, ohne gänzliche Zerrüttung oder Zerſtörung der Gemüthsart und der innern Struktur des Geiſtes.

Wer von dieſer moraliſchen Art von Architektur nur einige Kenntniß hat, der wird das innere Gebäude ſo ſorgfältig aufgeführt, und alle Theile des Ganzen ſo genau und künſtlich zuſammengefügt finden, daß eine einzige Leidenſchaft, wenn ſie nur ein wenig zu weit ausgedehnt wird, oder zu lange in dieſem Zuſtande bleibt, unvermeidlichen Umſturz und unerſezliches Verderben nach ſich ziehen kann. Er wird dies bey gewöhnlicher Verrückung und Raſerey durch die Erfahrung beſtätigt finden; da nemlich die Seele, wenn ſie lange bey einem einzigen, entweder angenehmen oder widerwärtigen Gegenſtande zu

lange

lange verweilt, endlich unter dem Gewicht deſſelben erliegt, und alſo die Nothwendigkeit eines gehörigen Gleichgewichts und Ebenmaßes der Neigungen beweiſet. Er wird finden, daß es bey jedem verſchiednen Geſchöpf, bey jeder beſondern Gattung, auch eine verſchiedne Ordnung und Verbindung der Leidenſchaften giebt, die der verſchiednen Lebensart, den verſchiednen Verrichtungen und Fähigkeiten, die jedem angewieſen ſind, gemäß iſt. Wie die Handlungen und Wirkungen, ſo ſind auch die Triebfedern und Quellen in jedem Syſtem verſchieden. Die innere Einrichtung iſt immer dem äußeren Verhalten angemeſſen. Wo alſo Fertigkeiten oder Neigungen verrückt, verkehrt angebracht, oder verwechſelt ſind; wo diejenigen, die der einen Gattung eigenthümlich ſind, mit denen, die einer andern zukommen, vermiſcht werden, da muß ſich nothwendig innere Zerrüttung und Unordnung finden.

Dies Alles werden wir leicht wahrnehmen, wenn wir die vollkommneren mit den unvollkommneren Naturen vergleichen, mit ſolchen zum Beyſpiel, die von ihrer Geburt an unvollkommen ſind, weil ſie bey ihrer erſten Bildung im Mutterleibe eine gewaltſame

Zerrüt-

Zerrüttung erlitten haben. Wir wiſſen, wie ſichs mit Mißgeburten verhält, die aus verſchiednen Gattungen oder Geſchlechtern zuſammengeſezt ſind. Nicht weniger ſind diejenigen Geſchöpfe Mißgeburten, bey denen ein innerer Theil verunſtaltet oder verzerrt iſt. Ein Thier iſt ſchon unnatürlich und eine Art von Mißgeburt in unſern Augen, wenn es ſeinen eigenthümlichen Inſtinkt verliert, ſeine Gattung verläßt, ſeine Brut vernachläſſigt, die Kräfte und Fähigkeiten, welche die Natur ihm verliehen, verkehrt anwendet. Welch eine elende Mißgeburt muß alſo nicht, vor allen andern Geſchöpfen der Menſch ſeyn, wenn er den Sinn, das Gefühl verliert, welches ihm als Menſchen eigenthümlich, ſeinem Charakter und Weſen angemeſſen iſt! Welch ein Unglück muß es für ein Geſchöpf ſeyn, das mehr als jedes andre von der Geſellſchaft abhängt, wenn es jene natürliche Neigung verliert, wodurch es angetrieben wird, das Wohl ſeiner Gattung oder Gemeinſchaft zu befördern! Gewiß, die Natur hat den Menſchen ſo viel von dieſer Neigung zugetheilt, daß er, vor allen andern Geſchöpfen, offenbar am wenigſten eines einſamen Lebens fähig iſt. Auch iſt wohl nichts in der Welt

ein-

einleuchtender, als daß jeder Menſch ſo viel von geſelliger Neigung beſizt, daß er nicht umhin kann, den Umgang und die Freundſchaft ſeiner Nebenmenſchen zu ſuchen. Hier hängt er einer Leidenſchaft nach, oder läßt einer Begierde den Zügel, die er faſt unmöglich durch Zwang oder innern Kampf zurückhalten kann; wenigſtens nicht, ohne ſich in Schwermuth und Melancholie zu ſtürzen. Denn jeder ungeſellige Menſch, der allen Umgang, alle Gemeinſchaft mit der Welt ſcheuet, muß nothwendig mürriſch und bösartig werden. Wer aber gezwungener Weiſe oder durch Zufall von der Welt abgeſchnitten wird, verſpürt bald in ſeiner Gemüthsart die üblen Wirkungen eines ſolchen Zwanges. Wird die natürliche Neigung unterdrückt, ſo erzeugt ſie Unmuth und Mißvergnügen; gewährt hingegen eine erquickende und belebende Freude, wenn ſie Raum und Freyheit hat zu wirken. Wer fühlt dies nicht, wenn er nach langer Einſamkeit oder Abweſenheit einem Buſenfreunde ſein Herz öffnen, ſeine geheimſten Gedanken und Empfindungen vor ihm ausgieſſen kann?

Noch merkwürdigere Beweiſe dieſer Wahrheit finden wir bey Menſchen in den höchſten

Würden,

Würden, ſelbſt bey Fürſten, Monarchen, und dergleichen, die durch ihren Stand über den gewöhnlichen menſchlichen Umgang erhaben zu ſeyn ſcheinen, und einen gewiſſen entfernten Abſtand von dem übrigen Menſchengeſchlecht affektiren. Doch iſt ihr Verhalten nicht gegen alle Menſchen ſo. Freylich werden die Weiſeren und Beſſeren gemeiniglich, als unfähig zu ihrem Umgange, zu ihrer geheimſten Vertraulichkeit, entfernt gehalten. Allein, dieſen Abgang zu erſezen, zieht man andre an ſich, die zwar vielleicht nichts weniger als Verdienſte haben, ja wohl gar die nichtswürdigſten und verächtlichſten Geſchöpfe ſind, aber gleichwohl hinreichen, den Abſichten einer eingebildeten Freundſchaft Genüge zu thun, und förmliche Günſtlinge werden können. Dies ſind dann die Gegenſtände der Menſchlichkeit bey den Großen. Für dieſe fühlen ſie oft Unruhe und Bekümmerniß; dieſen ſchenken ſie gern ihr Vertrauen; dieſe laſſen ſie mit Vergnügen an ihrer Macht und Größe theilnehmen; gegen dieſe ſind ſie offen, ungezwungen, freygebig, zutraulich, wohlwollend; und zwar ſo, daß ſie in der Handlung ſelbſt Vergnügen finden, und keine weitere eigennüzige Abſichten und Zwecke dadurch

zu

zu erreichen ſuchen; da vielmehr ihr politiſches Intereſſe oft ganz das Gegentheil fodert. Wo aber weder Menſchenliebe, noch dieſe Leidenſchaft für Günſtlinge ſtatt findet, da wird ſich auch allemal die Tyranniſche Gemüthsart, in ihren wahren Farben, in ihrer lebendigen Geſtalt zeigen, mit aller der Bitterkeit, der Grauſamkeit, dem tückiſchen Mißtrauen, welche dem einſamen und finſtern Zuſtande unmittheilender, unfreundſchaftlicher Größe eigenthümlich ſind. Es wäre überflüſſig, dieſe Bemerkung mit beſondern Beyſpielen aus der Geſchichte oder unſerer Zeit zu beweiſen.

Aus allem dieſem erhellet nun die große Gewalt der natürlichen Neigung: wir ſehen, wie tief ſie unſrer Natur eingepflanzt, wie innig ſie mit unſern andern Leidenſchaften verflochten iſt; wie weſentlich ſie zu der regelmäßigen Regung und Ausübung unſrer Neigungen erfodert wird, wovon unſre Glückſeligkeit und Zufriedenheit ſo unmittelbar abhängt.

Und ſo haben wir denn bewieſen, „daß, „ſo, wie, auf der einen Seite, die natürli„chen Neigungen das Hauptserfoderniß und „einzige wahre Mittel zum frohen Selbſtge-

„nuß

„nuß ſind; ſo, auf der andern Seite, der „Mangel derſelben uns unfehlbar elend „macht.“

Zweyter Abſchnitt.

Wir haben jezt ferner zu beweiſen, „daß „die Privatneigungen, wenn ſie zu ſtark und „mächtig ſind, ein Geſchöpf unglücklich ma„chen.“

Zu dieſem Ende müſſen wir, der Ordnung wegen, hier erſt diejenigen Neigungen, die ſich auf das Selbſtintereſſe oder die Privatoekonomie des Geſchöpfs beziehen, beſonders durchgehen. Dieſe ſind: Liebe zum Leben; — Empfindlichkeit gegen Beleidigungen; — Vergnügen, oder Begierde nach Nahrung und Befriedigung des Zeugungstriebes; — Eigennuz, oder Verlangen nach denjenigen Gütern, wodurch wir uns vor Mangel ſichern und unſer Leben erhalten; — Nacheiferung, oder Ruhm- und Ehrbegierde; Trägheit, oder Liebe zur Gemächlichkeit und Ruhe. — Dies ſind die Neigungen, die ſich auf das Privatſyſtem beziehen, und dasjenige ausmachen, was wir Eigennüzigkeit, oder Selbſtliebe nennen.

Sind

Sind nun dieſe Neigungen gemäßigt, werden ſie in gewiſſen Schranken gehalten, ſo ſind ſie weder dem geſellſchaftlichen Leben nachtheilig, noch der Tugend hinderlich. Steigen ſie aber auf einen hohen Grad, ſo werden ſie Feigheit, — Rachſucht, — Schwelgerey und Geilheit, — Geiz, — Eitelkeit und Ehrſucht, — Faulheit; — und dann ſind ſie offenbar, in Rückſicht auf die menſchliche Geſellſchaft, laſterhaft und böſe. Wie ſehr ſie aber auch in Rückſicht auf den Menſchen für ſich betrachtet böſe ſind, und ihm ſelbſt ſowohl, als der Geſellſchaft zum Nachtheil gereichen, das wird ſich am beſten zeigen, wenn wir jede beſonders unterſuchen.

Wär' es möglich, daß eine von dieſen Privatneigungen, in Abſicht auf das Wohl und die Glückſeligkeit des Geſchöpfs, der natürlichen Neigung den Preis ſtreitig machen könnte und ihr vorgezogen werden dürfte; ſo hätte gewiß keine dazu ein beſſeres Recht, als die Begierde und Liebe zum Leben. Dennoch werden wir vielleicht finden, daß keine Leidenſchaft, wenn man ihr zu viel einräumt, mehr Unordnung und Elend veranlaſſe, als eben dieſe.

Nichts

Nichts iſt gewiſſer und allgemeiner eingeſtanden, als „daß das Leben ſelbſt zuweilen „ein Unglück ſeyn kann.“ Ein Geſchöpf, das in dieſem höchſten Grade elend iſt, mit Gewalt länger am Leben erhalten wollen, wird für die größte Grauſamkeit gehalten. Und wenn gleich die Religion verbietet, ſich ſelbſt von einem ſolchen Leben zu befreyen; ſo iſt doch nichts willkommner als der Tod, wenn er ſich, durch irgend einen glücklichen Zufall, von ſelbſt einfindet. Dieſerwegen ſind oft die nächſten Freunde und Angehörigen äußerſt froh über die Erlöſung einer ihnen ſehr theuren Perſon; ſollte dieſe auch ſelbſt ſchwach genug ſeyn, den Tod zu ſcheuen, und ſich alle mögliche Mühe geben, ihren ſo wenig wünſchenswerthen Zuſtand aufs äußerſte zu verlängern.

Da alſo das Leben oft ein Unglück für uns werden kann; da es natürlicher Weiſe ſchon bloß durch die Schwachheiten eines hohen Alters zum Unglück wird; da ferner nichts gewöhnlicher iſt, als daß man das Leben ſo übermäßig hochſchätzt, es um einen ſo theuren Preis erkauft, als es nach aller Vernunft immer werth ſeyn kann: ſo folgt offenbar, daß die Leidenſchaft ſelbſt — nemlich die Liebe

zum

zum Leben und der Abſcheu vor dem Tode — ſo bald ſie einen gewiſſen Grad überſteigt, und alle übrigen Neigungen überwiegt, ein Geſchöpf geradeswegs gegen ſein eignes Intereſſe leiten, es zu ſeinem eignen größten Feinde machen, und es zwingen müſſe, als ein ſolcher zu handeln.

Geſezt aber es wäre gut und nüzlich für ein Geſchöpf, durch alle mögliche Mittel, es ſey in welchen Umſtänden, und um welchen Preis es wolle, ſein Leben zu erhalten; ſo würd' es doch immer noch ſeinem Intereſſe zuwider ſeyn, dieſe Leidenſchaft in einem hohen Grade zu beſizen. Denn eben hierdurch würde ſie ſich ſelbſt nur im Wege ſtehen, und ihre eigne Abſicht vereiteln. Mancherley Beyſpiele ließen ſich hiervon anführen, wenns nöthig wäre. Denn was iſt bekannter, als daß eine übermäßige Furcht uns immer eher in Gefahr ſtürzt, als ſichere? Unmöglich kann ein Menſch, ſelbſt zu ſeiner eignen Vertheidigung, mit Bedacht und Gegenwart des Geiſtes handeln, wenn eine ſolche Leidenſchaft ihm ſehr heftig zuſezt. Bey allen außerordentlichen Vorfällen rettet uns nichts, als Muth und Entſchloſſenheit; da hingegen Feigheit uns die Mittel der Rettung benimmt,

uns nicht allein zur Vertheidigung unfähig macht, ſondern uns ſogar an den Rand des Verderbens hinreißt, und uns in den Abgrund hineinſtürzt, den wir ſonſt leicht vermieden haben würden.

Wären aber auch die Folgen dieſer Leidenſchaft nicht ſo ſchädlich, als wir ſie vorgeſtellt haben; ſo iſt doch immer unleugbar, daß ſie an ſich ſelbſt nicht anders als elend ſeyn kann; wofern es anders Elend iſt, Zaghaftigkeit zu fühlen, und von den Geſpenſtern und Schreckbildern gequält zu werden, die denjenigen, der nichts ärger fürchtet, als den Tod, immer verfolgen. Denn nicht bloß verwirret und peiniget uns dieſe Art von Furcht, wenn die Gefahr ſchon wirklich über unſerm Haupte ſchwebt; ſondern ſo bald ſie nur im geringſten die Oberhand gewinnt, verſchont ſie uns nie, ſelbſt nicht in der ſicherſten, ſtilleſten Stunde der Einſamkeit und Ruhe. Jeder Gegenſtand erweckt Gedanken, die ſie zu gebrauchen weiß. Sie iſt geſchäfftig, wenn Andre es am wenigſten bemerken; ſie ſchleicht ſich zu allen Zeiten in die fröhlichſten Scenen des Lebens ein, und verbittert, und vergiftet alſo jedes Vergnügen, jede Freude. Man kann ſicher behaupten, daß manches Leben, wenn

man es recht in der Nähe und im Innern betrachten könnte, bloß wegen dieſer Leidenſchaft im höchſten Grade elend erſcheinen würde, ſollte ſich auch ſonſt alles vereinigen, was ein Leben glücklich machen kann. Fügen wir nun noch das niederträchtige, kriechende Betragen hinzu, welches durch eine ſo heftige Liebe zum Leben veranlaßt wird, bedenken wir, wie wir dadurch zu Handlungen, die wir nie ohne Mißfallen anſehen können, verleitet, und nach und nach von unſerer natürlichen Bahn immer weiter abgezogen, immer tiefer in krumme Wege und Irrgänge verwickelt werden: ſo iſt wohl keiner ſo unredlich, daß er nicht geſtehen ſollte, in ſolchem Falle ſey das Leben ein ſehr armſeliger Gewinnſt, ein ſehr ſklaviſches, freudenleeres Ding. Denn wie kann dies anders ſeyn, da alles, was edel und rühmlich iſt, ſelbſt der wahre Genuß, die höchſte Glückſeligkeit, das erſte Gut des Lebens, um des Lebens willen hintangeſezt und aufgeopfert wird?

Es ſcheint alſo ausgemacht, „daß dieſe „Begierde oder Liebe zum Leben, wenn ſie zu „ſtark iſt, oder einen mäßigen Grad über„ſteigt, dem Intereſſe eines Geſchöpfs zuwi„der iſt, und ſeine Glückſeligkeit zerſtört.“

Es

Es giebt eine andre Leidenſchaft, die von der Furcht ſehr verſchieden, aber ebenfalls, wenn ſie einen gewiſſen Grad nicht überſteigt, zu unſrer Erhaltung und Sicherheit ſehr zuträglich iſt. Denn wie jene uns antreibt, Gefahr zu ſcheuen, ſo ſtärkt uns dieſe gegen dieſelbe, und reizt uns, Beleidigungen abzutreiben, und Gewaltthätigkeiten zu widerſtehen. Es iſt freylich wahr, nach der ſtrengſten Tugend, und der genaueſten Regelmäßigkeit der Neigungen bey einem Weiſen und Tugendhaften, ſind ſolche Gemüthsbewegungen nicht ſo ſtark, daß man ſie eigentlich Leidenſchaften nennen könnte. Ein tapferer kann behutſam ſeyn, ohne eigentliche Furcht; und ein Gleichmüthiger kann Widerſtand thun oder ſtrafen, ohne Zorn. Allein in gewöhnlichen Charakteren kann einiger Zuſaz von eigentlichen Leidenſchaften nicht vermieden werden; die aber denn im Ganzen einander mäßigen und das Gleichgewicht halten können. Und ſo wird der Zorn gewiſſermaßen nothwendig. Durch dieſe Leidenſchaft wird ein Geſchöpf, wenn es Gewaltthätigkeit gegen ein andres verüben will, abgeſchreckt, indem es ſieht, was für eine Gemüthsbewegung dadurch bey dem andern erregt wird, und aus

dem

dem natürlichen äußeren Zeichen dieſer aufſteigenden Leidenſchaft abnimmt, daß es, wenn es die Beleidigung weiter triebe, nicht leicht ungeſtraft davon kommen würde. Dieſe Leidenſchaft reizt ferner ein Geſchöpf, nach wirklich verübter Gewalt und Feindſeligkeit, zum Widerſtande, und ſpornt es an, ſeinem Feinde gleiches mit gleichem zu vergelten. Denn je höher Wuth und Verzweiflung ſteigen, deſto furchtbarer wird ein Geſchöpf; und wird es aufs Aeußerſte getrieben, ſo fühlt es eine Stärke und Kühnheit, die ihm vorher ganz fremd war, und deren es ohne dieſe gewaltige Reizung nie fähig geweſen wäre. Ungeachtet alſo dieſe Neigung wirklich den Nachtheil, oder die Beſtrafung eines Andern unmittelbar zur Abſicht hat, ſo gehört ſie doch offenbar zu denen, die auf den Vortheil und das Wohl des Privatſyſtems, des Geſchöpfes ſelbſt, abzwecken; und trägt noch überdem, in andern Abſichten, auch zu dem Wohl und Intereſſe der ganzen Gattung bey. Gleichwohl wird es ſchwerlich nöthig ſeyn, zu zeigen, wie höchſt ſchädlich und ſelbſtverderblich der Zorn ſey, wenn er das iſt, was wir gewöhnlich unter dieſem Worte verſtehen; wenn er eine Leidenſchaft iſt, die entweder in dem Augen-

genblick der Beleidigung mit unbeſonnener Hize und Gewaltthätigkeit ausbricht, oder ſich tief einprägt, und eingewurzelte Rachgier und unerſättliche Verfolgungsſucht erzeuget. Kein Wunder, daß ſo vieles aus bloßer Rache und auf Antrieb eingewurzelter Erbitterung geſchieht, da das Vergnügen, welches man in Befriedigung dieſer Leidenſchaft genießt, nichts anders iſt, als Beſänftigung der allerpeinlichſten Marter, und Erleichterung des ſchwerſten, drückendſten Elendgefühls. Da die Schmerzen dieſer Art, durch die Befriedigung der Begierde nach des Andern Unglück, auf eine Zeitlang gehoben oder gelindert werden, ſo laſſen ſie allerdings den Genuß einer ſüßen Ruhe, und einen Ausguß angenehmer, ſchmeichelnder Empfindungen zurück. Doch iſt dies, die Wahrheit zu ſagen, nicht mehr werth, als die Folter ſelbſt. Denn, wer je die Folter ausgehalten hat, der wird ſagen können, wie ihm bey einem plözlichen Nachlaſſen derſelben zu Muthe geweſen. Daher kommen jene verkehrten Freuden einer mürriſchen, boshaften, giftigen Gemüthsart, wenn ſie ſich nach Herzensluſt auslaſſen kann. Denn dieſe iſt nichts anders, als beſtändige Befriedigung eines beſtändig erneuerten Zorns.

Bey

Bey andern Gemüthsarten entſteht dieſe Leidenſchaft nicht ſo plözlich, und nicht über jede Kleinigkeit; läßt ſich aber auch ſo leicht nicht wieder beſänftigen, wenn ſie einmal rege gemacht worden. Iſt die ſchlafende Furie, Rachſucht, einmal erwacht, und auf dem höchſten Gipfel geſtiegen, ſo ruhet ſie nicht eher, bis ſie ihren Zweck erreicht hat; und hat ſie den, ſo iſt ſie ſtill und zufrieden, und macht uns die darauf erfolgende Erleichterung und Ruhe deſto ſüßer, je länger und bitterer die vorhergehende Angſt und Marter uns gequält hatte. Gewiß, wenn bey Verliebten, und in der Sprache der Galanterie, die Befriedigung heißer Liebe, eine Linderung der Qual heißt; ſo kann die Befriedigung in unſerm Falle mit noch größerem Recht ſo heißen. Denn ſo ſüß und theuer den Liebhabern jene Qual iſt, ſo wenig von Annehmlichkeit läßt ſich bey dieſer leztern denken; man kann ſie unmöglich für etwas anders, als vollkommenſtes Elend, ein marterndes und höchſt widerliches Gefühl halten, ohne den geringſten Zuſaz von angenehmer Empfindung.

Es iſt wohl nicht nöthig, der böſen Wirkungen dieſer Leidenſchaft auf unſre Seele und unſern Körper, auf unſern Privatzuſtand und

alle

alle Verhältniſſe unſers Lebens, zu erwähnen. Wir möchten durch Anführung aller dieſer beſonderen Stücke unſern Leſern nur Langeweile machen. Sie gehören zu den moraliſchen Materien, die gemeiniglich mit der Religion verknüpft, und an öffentlichen Orten ſo rhetoriſch abgehandelt, ſo nachdrücklich eingeſchärft und ſo fleißig wiederholt werden, daß die Welt ihrer leicht ſatt haben muß. Was wir geſagt haben, wird hoffentlich zur Genüge beweiſen, „daß es in der That ein großes Un„glück ſey, einer ſolchen Leidenſchaft, wie „dieſe, unterworfen zu ſeyn;“ und, „daß „die Fertigkeit ſelbſt eine der ſchlimmſten „Krankheiten ſey, die ſich ohne Elend nicht „denken läßt.“

Wir kommen jezt zu den ſinnlichen Lüſten, welche die Welt im vorzüglichen Sinne mit dem Namen Vergnügen beehrt. Wär' es wahr (wir haben vorhin das Gegentheil bewieſen) daß es keine höhere Vergnügungen gäbe, als die der Sinne; wär' es ferner wahr, daß dieſe Vergnügungen der Sinne in gewiſſen äußerlichen Dingen lägen, welche uns allemal, nach Verhältniß ihres Grades und ihrer Beſchaffenheit, ein gewiſſes Maaß von Freudegenuß gewährten: ſo würde daraus

folgen, daß es der ſichere Weg zur Glückſeligkeit ſey, ſich mit einem reichen Vorrath dieſer Dinge zu verſehen, mit denen Glückſeligkeit und Vergnügen ſo unzertrennlich verknüpft ſeyn ſoll. Allein, wir mögen den Begriff des Wohllebens ſo ſehr nach der Mode bequemen, als wir immer wollen, ſo werden wir doch ſchwerlich unſre innern Fähigkeiten dazu gemacht finden, mit dieſen äußerlichen Befriedigungsmitteln eines üppigen Wohlſtandes gleichen Schritt zu halten. Und ſtimmt die natürliche Anlage von innen nicht ein; ſo wird es vergebens ſeyn, dieſe Dinge von außen noch ſo ſehr zu vervielfältigen, noch ſo reichlich bey der Hand zu haben.

Man findet bey denen, die ſich durch Uebermaaß einen beſtändigen Ekel zugezogen haben, daß ſie dem ungeachtet eine eben ſo beſtändige Eßluſt beſitzen. Ein ſolcher Appetit aber iſt eben ſo falſch und unnatürlich, als der Durſt der aus einem Fieber oder aus gewohnter Schwelgerey entſpringt. Nun hat aber die einfache Befriedigung des natürlichen Appetits einen unendlichen Vorzug vor allem Kizel der feinſten und künſtlichſten Schwelgerey. Dies erfahren zuweilen die Schwelger ſelbſt. Leute, die in Ueppigkeit erzo-

erzogen, und nie gewöhnt worden, den Appetit abzuwarten, ſondern ihm immer zuvorzukommen, haben oft, wenn ſie entweder durch Veränderung ihrer Umſtände eine neue Lebensart anfangen müſſen, oder nur auf kurze Zeit, als auf einer Reiſe, oder auf der Jagd, zufälliger Weiße die Süßigkeiten einer ſimpeln, durch Enthaltung und Arbeit gewürzten Koſt, geſchmeckt haben, offenherzig geſtanden, daß ſie erſt dann die höchſte Befriedigung und Wolluſt genoſſen, die je eine Tafel gewähren könne.

Auf der andern Seite hat man eben ſo oft bemerkt, daß Leute, die an ein thätiges Leben, eine geſunde Arbeitſamkeit, und dabey an eine einfache, natürliche Koſt gewöhnt waren, bey nachmaliger Verbeſſerung ihrer Umſtände, ihren Verluſt beklagt, und die Vergnügungen der allerfeinſten Ueppigkeit, in Vergleichung der Annehmlichkeiten ihres vorigen Zuſtandes, ſehr gering geſchätzt haben. Offenbar muß die Feinheit und Schärfe der Empfindungen verloren gehen, wenn man unaufhörlich der Natur zuſezt, den Appetit erzwinget, und die Sinnen gewaltſam reizt. Und wenn gleich Laſter und Gewohnheit uns treibt, die nemlichen Gegenſtände unſers Appetits

petits täglich mit größerer Begierde zu verlangen, ſo werden wir doch täglich weniger Befriedigung darinn finden. Iſt gleich die Ungeduld bey Entbehrung derſelben größer; ſo iſt doch das Vergnügen des Genuſſes in der That geringer. Das Unſchmackhafte, der Ekel, der ſich unaufhörlich einfindet, iſt eine der aller unangenehmſten und widrigſten Empfindungen. Kaum kann man etwas koſten, ohne dieſes Widerliche eines verekelten Geſchmacks und verdorbenen Appetits zu erfahren. Anſtatt alſo, daß ein ſolcher Zuſtand uns ein beſtändiges ununterbrochenes Vergnügen gewähren ſollte, iſt er vielmehr eine wahre Krankheit, eine Verderbniß des Vergnügens, eine Zerſtörung jeder natürlichen und angenehmen Empfindung. So wenig iſt es wahr, „daß man in einem ſolchen Zu„ſtande von beſtändiger Schwelgerey des Le„bens am beſten genieße, oder am meiſten „froh werde.“

Wie verderblich die Folgen einer ſolchen Lebensart ſind, für den Körper, durch mancherley Krankheiten, und für die Seele, durch Erniedrigung und Dummheit, das bedarf hier keiner Ausführung.

Die Folgen derſelben in Abſicht auf unſer Privatintereſſe, ſind gleichfalls offenbar. Da ein ſolcher Zuſtand von ohnmächtiger und doch unbeſchränkter Begierde unſre Bedürfniſſe vermehrt, ſo muß er auch unſre Abhängigkeit von Andern vergrößern. Wir mögen noch ſo gutes Auskommen haben, noch ſo ſehr im Ueberfluß leben, doch werden wir nicht leicht alle unſre Bedürfniſſe befriedigen können. Mittel und Wege müſſen alſo ausfindig gemacht werden, dasjenige herbey zu ſchaffen, was eine ſo gebietriſche Sinnlichkeit von uns fodert; ſie wird uns zwingen, unſre Ehre dem Vermögen aufzuopfern, und uns zu allen Ungerechtigkeiten und Ausſchweifungen fortreißen. Aber erſt dann iſt es recht auffallend, wie feindſelig wir durch dergleichen Ausſchweifung und Unenthaltſamkeit gegen uns ſelbſt handeln, wenn wir aus Unvermögen, unſre unbändige Sinnlichkeit zu beherrſchen, Dinge thun, von denen wir ſelbſt geſtehen, daß ſie uns zum Verderben gereichen. Doch, alles dies iſt von ſelbſt einleuchtend; und es bedurfte bey weitem nicht ſo viel, um daraus den Schluß zu ziehen: „daß Schwelgerey und Sinnlichkeit unſerm Privatintereſſe

„reſſe

„reſſe und dem wahren Genuß des Lebens zu-
„wider ſind.“

Es giebt eine andre Art von ſinnlicher Luſt, welche vor jener einen großen Vorzug hat, und, eigentlich zu reden, kaum eine Privatleidenſchaft heißen kann, da der Vortheil und die Erhaltung der ganzen Gattung ihr einziger Endzweck iſt. Allein, da alle andre geſelligen Neigungen bloß ein geiſtiges Vergnügen bey ſich führen, und ſich allein auf Liebe und Wohlwollen gründen; ſo findet ſich bey dieſer noch etwas mehr, ein ausnehmend hohes Vergnügen der Sinne. So ſehr hat die Natur für die Erhaltung der verſchiednen Gattungen von Geſchöpfen geſorgt, daß ſie durch ein gewiſſes Bedürfniß, eine Art von unwiderſtehlichem Drang der Natur getrieben werden, ihr Geſchlecht fortzupflanzen. Es kömmt nun darauf an, ob es für ein Geſchöpf gut und vortheilhaft iſt, dieſes Bedürfniß in einem höheren als natürlichen und gewöhnlichen Grade zu fühlen.

Wir haben bereits ſo umſtändlich von der natürlichen und unnatürlichen Neigung gehandelt, daß wir nicht nöthig haben, hier viel davon zu ſagen. Räumt man ein, daß alle übrigen Vergnügungen ein gewiſſes Maaß

der

der Begierde halten müſſen, welches ohne Nachtheil des Geſchöpfs, ja ſeiner Fähigkeit das Vergnügen zu genießen ſelbſt, nicht überſchritten werden kann; ſo wird man auch ſchwerlich glauben können, daß dieſe Begierde der ſinnlichen Liebe keine gewiſſe Gränzen oder gehörige Schranken haben ſollte. Es giebt andre Arten heftiger Empfindungen, die in einem gewiſſen Grade ſehr reizend und angenehm ſind; ſo bald ſie aber höher ſteigen, widrig und unerträglich werden. Ein durch Kützeln erregtes Gelächter wird endlich äußerſt ſchmerzhaft; wiewohl es noch immer die Züge von Luſt und Vergnügen beybehält. Und wenn es gleich Leute giebt, die in der beſondern Art des Juckens, welches mit einer gewiſſen Krankheit verknüpft iſt, ein ausnehmendes Vergnügen finden; ſo werden doch Leute von feinerem Geſchmack, ſelbſt diejenigen, die das Vergnügen zu ihrer Wiſſenſchaft und zu ihrem höchſten Gute machen, ſchwerlich eben ſo vortheilhaft davon urtheilen.

Giebt es alſo in jeder Empfindung von bloßem Vergnügen einen gewiſſen Grad der Lebhaftigkeit, den wir nicht überſteigen dürfen, ohne uns der Raſerey zu nähern; iſt es wirklich nothwendig, irgendwo ſtehen zu blei-

ben, und der Leidenſchaft irgend ein Ziel zu ſezen: wonach ſollen wir dies Maaß und Ziel beſtimmen, als nach der Natur, der einzigen Regel und Richtſchnur der Dinge? Was hier aber Natur ſey, können wir erfahren, wenn wir auf den natürlichen Zuſtand der Geſchöpfe, und des Menſchen ſelbſt, wenn er nicht durch verkehrte Erziehung verdorben iſt, Acht haben.

Wer das Glück gehabt hat, daß er der Natur gemäß erzogen, an Arbeitſamkeit und Mäßigkeit gewöhnt, und vor aller Unmäßigkeit und Ausſchweifung verwahrt worden, der hat immer die Begierden und Neigungen dieſer Art in ſeiner Gewalt. Darum aber denke man nicht, daß ſie ihm weniger Vergnügen von jeder Art gewähren. Im Gegentheil muß dies Vergnügen bey ihm deſto größer ſeyn, da ſie geſund, ungeſchwächt, durch Ausſchweifung und Mißbrauch nicht verdorben ſind. Könnte man alſo die Empfindung des Tugendhaften, der ein natürliches und regelmäßiges Leben führt, mit der Empfindung des Laſterhaften, welcher lüderlich und ungebunden lebt, in dieſem Fall aus der Erfahrung vergleichen; ſo iſt gar kein Zweifel, das Urtheil würde, auch ohne Rückſicht auf die Folgen, bloß in Betracht des Vergnügens der

Empfin-

Empfindung ſelbſt, ſehr zum Vortheil des Erſteren ausfallen.

Die Folgen dieſes Laſters in Anſehung der Geſundheit, Stärke und Munterkeit des Körpers anzuführen, wäre überflüſſig. Der Schaden, den die Seele dadurch leidet, wiewohl man ihn weniger bemerkt, iſt noch gröſſer. Hinderung aller Vervollkommung, unerſezlicher Verluſt der Zeit, weibiſche Weichlichkeit, Trägheit, Schlafſucht, Unordnung und Ungebundenheit unzähliger Leidenſchaften, die eine ſolche erſchlaffte und entnervte Seele ausbrütet; alles das ſind Wirkungen, die beym geringſten Nachdenken ins Auge fallen.

Was für Nachtheile aus ſolcher Unenthaltſamkeit für unſer Privatintereſſe, und für die Geſellſchaft entſpringen, wie groß hingegen, auf der andern Seite, die Vortheile der Züchtigkeit und Selbſtbeherrſchung ſind, das darf hier auch nicht erſt erwieſen werden. Jeder weiß, daß keine Sklaverey gröſser ſeyn kann, als die aus der Gewalt einer ſolchen Leidenſchaft erfolgt. Vor allen andern läßt ſie ſich durch Schonung oder Nachſicht am wenigſten bändigen, und maßt ſich immer mehr an, je mehr ihr bewilligt und zugeſtanden wird. Wie hoch ſie uns in Betracht der

liebens-

liebenswürdigen Sittſamkeit und Unſchuld unſrer Natur, des Vertrauens und der guten Meynung Andrer zu ſtehen komme, das wird Jeder, bey einigem Nachdenken, leicht einſehen. Wir ſehen alſo, „daß bey keiner Leidenſchaft Uebermaaß und Ausſchweifung ſo „unausbleiblich Verderbniß und Elend nach „ſich ziehe, als bey dieſer.“

In Anſehung derjenigen Leidenſchaft, die man im ausſchließendern Sinne Eigennuz nennt, weil ſie den Beſiz des Reichthums und der Glücksgüter dieſes Lebens zum Zweck hat, iſt ſo viel gewiß: Wenn das Verlangen nach dieſen Dingen gemäßigt, und in einem vernünftigen Grade wirkſam iſt; wenn es kein hiziges Nachjagen, keine heiße unbändige Begierde erregt: ſo kann es vollkommen mit der Tugend beſtehen, ja es iſt für die ganze Geſellſchaft zuträglich und vortheilhaft. Das allgemeine ſowohl, als das Privatſyſtem gewinnet durch die Indüſtrie, die aus dieſer Neigung entſpringt. Aber wird ſie endlich zu einer wahren Leidenſchaft, ſo iſt der Schaden, welchen die Geſellſchaft davon hat, nicht größer, als der, den man ſich ſelbſt dadurch zufügt. Ein ſolcher Menſch iſt in der That ſein eigner Tyrann, und wird ſich ſelbſt un-

endlich mehr zur Laſt, als er Andern je werden kann.

Wie höchſt elend ein geiziges oder habſüchtiges Gemüth ſey, bedarf gewiß keines Beweiſes. Wer weiß nicht, welch einen kleinen Theil irdiſcher Dinge der Menſch zu ſeinem Unterhalt und zu ſeiner Bequemlichkeit gebraucht; und wie ſehr ſeine Bedürfniſſe ins Kleine gezogen werden könnten, wenn man ſich nur mit halb ſo viel Fleiß und Eifer und Kunſt eines frugalen, mäßigen und natürlichen Lebens befleißigte, als jezt der Pracht und Ueppigkeit? Iſt nun aber die Mäßigkeit wirklich ſo vortheilhaft, iſt ſie, in der Ausübung ſowohl als in ihren Folgen, ſo angenehm und glücklich, als vorhin gezeigt worden; ſo wär es überflüſſig, etwas von dem Elende zu erwähnen, welches mit jenen habſüchtigen und hizigen Begierden nach Dingen verbunden iſt, die weder Maaß noch Ziel haben; weil ſie außerhalb dem Gebiet der Natur liegen, wo alle Gränzen für die Begierde aufhören. Denn wo werden wir ſtill ſtehen, wenn wir einmal über dieſe Schranken hinaus ſind? Wie werden wir ein Ding, das ganz unnatürlich und unvernünftig iſt, beſtimmen und feſtſezen? Oder welche

Metho-

Methode, welche Regelmäßigkeit werden wir in den Ausſchweifungen unſrer Phantaſey halten, wenn wir Verſchwendung auf Verſchwendung, oder Schäze auf Schäze häufen.

Daher jene bekannte Raſtloſigkeit habſüchtiger und gieriger Gemüther, ſo erwünſcht und glücklich ihre äußeren Umſtände auch immer ſeyn mögen; indem man in dieſem Zuſtande nie ein wahres, wirklich befriedigendes Vergnügen genießt, ſondern immer von Unerſättlichkeit geplagt wird. Denn unmöglich kann ein wahrer Genuß ſtatt finden, als in Befriedigung einer natürlichen, regelmäßigen Begierde. Auch ſagen wir nicht leicht, daß Jemand Reichthum oder Ehre genieße, wenn ſeine Begierde durch Habſucht oder Ehrgeiz immer weiter getrieben, und nie durch das, was ſie gewinnt, befriedigt wird. Doch, man predigt täglich ſo viel wider dieſes Laſter, daß wir dieſer Mühe überhoben ſeyn können; ſelbſt im gemeinen Leben ſind ein Geizhals und ein elender Menſch im Grunde gleichbedeutende Begriffe.

Nicht weniger eifert man gegen die übeln Folgen jener andern hochſtrebenden Gemüthsart, welche die Gränzen einer anſtändigen Nacheiferung oder Ruhmbegierde, ja ſo gar der

Eitel-

Eitelkeit und Einbildung, überſchreitet. Dies iſt die Leidenſchaft, die ſich durch ausſchweifenden Stolz und Ehrgeiz äußert. Werfen wir nun nur einen Blick auf die heitere Ruhe, die Glückſeligkeit und Sicherheit eines beſcheidnen und ſtillen Geiſtes, der völlig über ſich ſelbſt Herr iſt, in jeden Stand paßt, ſich in alle nur irgend erträgliche Umſtände ſchicken kann; ſo werden wir einen ſolchen Charakter gewiß äußerſt liebenswürdig und einnehmend finden. Auch wird es nicht nöthig ſeyn, hiernächſt noch der Vortrefflichkeit und der Vortheile der Beſcheidenheit zu gedenken, oder des Unheils und der Selbſtfeindſchaft ungemäßigter Begierden, und kindiſch eitler Einbildung von perſönlichen Vorzügen in ſolchen Dingen, als Titel, Ehrenſtellen, Rang, großer Ruf, oder Erſtaunen, Bewunderung und Zujauchzen des Pöbels.

Eben ſo bekannt iſts, daß in eben dem Verhältniß, wie die Begierden dieſer Art mächtig, ungeſtüm und unbändig werden, auch die entgegengeſezte Furcht und Beſorgniß, ſtärker und gewaltſamer wird, und folglich die Gemüthsart argwöhniſch, eiferſüchtig, verfänglich, ängſtlich, und unfähig macht, die geringſte Zurückſezung, Abwei-

ſung

ſung oder gewöhnliche Widerwärtigkeit zu er-
tragen. Und hieraus können wir den Schluß
machen: „daß alle Ruhe und Sicherheit in
„Abſicht auf die Zukunft, und alle Heiterkeit,
„Zufriedenheit, in Anſehung des Gegenwär-
„tigen, durch dieſe hochſtrebenden Leiden-
„ſchaften, durch eine heftige und unbändige
„Begierde nach Ruhm und äußerlichem An-
„ſehen, zerſtöret werden müſſe.“

Es giebt eine Gemüthsart, die man oft den
beyden lezterwähnten hab- und ehrſichtigen
Begierden entgegen ſezt. Nicht, weil ſie wirk-
lich die Habſucht und den Ehrgeiz ausſchließt;
ſondern weil ſie die Wirkungen derſelben zu-
rückhält, und ſie verhindert, ſich thätig zu
äußern. Dies iſt die Leidenſchaft, welche
die Seele in übermäßige Liebe zur Ruhe und
Gemächlichkeit einwiegt und einſchläfert, ſie
dadurch zu großen Unternehmungen unfähig
macht, und ihr die Schwierigkeiten eines
mühſeligen und arbeitſamen Strebens nach
Reichthum und Ehre als unüberwindlich vor-
ſtellt. Wiewohl nun die Neigung zur Ge-
mächlichkeit, die Liebe zu mäßiger Ruhe und
Erholung von Geſchäfften, uns eben ſo na-
türlich und nüzlich iſt, als die Neigung zum
Schlaf; ſo muß doch eine übermäßige Liebe

zur

zur Ruhe, und ein herrſchender Abſcheu gegen Thätigkeit und Beſchäfftigung, eben ſo wohl eine Krankheit für die Seele ſeyn, als Schlafſucht für den Körper.

Wie nothwendig Thätigkeit und Uebung für den Körper ſind, ſehen wir aus dem groſſen Unterſchiede zwiſchen einer Leibesbeſchaffenheit, die daran gewöhnt, und einer andern, die gar nicht daran gewöhnt iſt; zwiſchen der Geſundheit und Stärke, welche durch Arbeit und Uebung erzeugt wird, und demjenigen Zuſtande, welcher aus ununterbrochener Trägheit und Ruhe erfolgt. Aber nicht bloß den Körper verdirbt eine ſolche Trägheit. Die allgemeine Erſchlaffung nimmt allem Gefühl von Geſundheit, Muth und Kraft ſeine Annehmlichkeit und Stärke, und greift ſelbſt die Seele an, wo es eine noch ſchlimmere Seuche verbreitet. Denn ſo wenig vielleicht der Körper auf eine Zeitlang darunter leiden mag, ſo iſt es doch unmöglich, daß die Seele, wo ſich dieſe Krankheit eingeſchlichen hat, nicht unmittelbar dadurch verdorben und zerrüttet werden ſollte. Sie erzeugt eine Unluſt und Aengſtlichkeit, die auf die ganze Gemüthsart wirkt, und die unnatürliche Ruhe in eine unſelige Art von Thä-

tigkeit,

tigkeit, in üble Laune und Unmuth, verwandelt; wovon wir oben, da wir von dem Mangel eines gehörigen Gleichgewichts der Neigungen handelten, genug geſagt haben.

Gewiß hat es hier mit der Seele gleiche Bewandniß, wie mit dem Körper. Fehlt es dieſem an Arbeit oder natürlicher Uebung, ſo greifen die Lebensgeiſter, weil ſie nicht gehörig verbraucht werden, die Konſtitution ſelbſt an, und zerſtören dieſelbe nach und nach. Eben ſo mit der Seele. Fehlt es ihr an Uebung, wird ſie durch Mangel an gehöriger Thätigkeit und Beſchäfftigung ſchlaff und entnervt, ſo erregen die Gedanken und Neigungen, da ſie in ihrer gehörigen Wirkſamkeit gehindert und ihrer natürlichen Energie beraubt werden, raſtloſe, nagende Begierden und quälenden Reiz, der nie befriedigt wird. Dadurch wird denn die Seele immer mehr Sklavinn ihrer Leidenſchaft, unfähiger ſich gehörig zu mäßigen, und fängt gleich einem zubereiteten Zunder, durch den kleinſten Funken Feuer.

Wie ſehr unſer Privatintereſſe bey einer ſolchen Gemüthsbeſchaffenheit leidet; wie elend ein ſolcher Menſch, in Abſicht auf alle Umſtände und Angelegenheiten des Lebens daran

daran iſt, ſo oft ſich ein Fall ereignet, wo es auf Thätigkeit ankömmt; wie ſehr er allen möglichen Widerwärtigkeiten ausgeſezt ſeyn muß, da er ſich ſelbſt nicht helfen, auch von Andern keinen Beyſtand erwarten kann; — denn ſo unfähig er ſelbſt zu allen Geſchäfften und Pflichten der Geſellſchaft iſt, ſo hat er doch mehr, als jeder Andrer, des Beyſtandes derſelben nöthig, weil er ſelbſt am wenigſten im Stande iſt, ſich zu rathen oder zu helfen; — alles dies fällt Jedem in die Augen. Und hieraus iſt denn offenbar, „daß dieſe „überwiegende Neigung zur Ruhe, dieſe fau„le, weiche, weibiſche Gemüthsart, dieſer „Widerwille gegen Arbeit und Beſchäfftigung, „uns unvermeidlich zu einem ſchädlichen Mit„gliede der Geſellſchaft, und zur Marter für „uns ſelbſt mache.“

So haben wir alſo die Privatleidenſchaften und ihre Folgen, wenn ſie einen gemäßigten Grad überſteigen, betrachtet. Dieſe Neigungen, ſo ſehr ſie auf unſer Privatintereſſe abzwecken, können alſo doch oft unſerm wahren Intereſſe höchſt nachtheilig werden. Sie verurſachen unſre meiſten Uebel, und ſtürzen uns in das allergrößte Elend, eines böſen, niederträchtigen Charakters. Je mäch-

mächtiger ſie über uns werden, deſto ſchimpflicher wird unſre Sklaverey, je höher ſie ſteigen, deſto tiefer fallen wir. Sie ſind die Quelle deſſen, was wir Selbſtſucht nennen, und jener ſchmuzigen, filzigen Gemüthsart, von welcher wir vorhin geredt haben. Offenbar alſo, kann nichts ſo elend an ſich ſelbſt, nichts ſo unglückſelig in ſeinen Folgen ſeyn, als ein Gemüth, das ſo wenig über ſich ſelbſt Herr iſt, ſo ſehr von ſeinen Leidenſchaften tyranniſirt, und durch dieſelben in der niederträchtigſten Sklaverey von der Welt gehalten wird.

Es iſt ferner ſonnenklar, daß, ſo wie dieſe Selbſtſucht in uns zunimmt, auch die Hinterliſt und Falſchheit unſers Betragens, welche natürlicher Weiſe damit verknüpft iſt, in gleichem Verhältniß immer zunehmen muß. Die Aufrichtigkeit und offne Ehrlichkeit unſrer Natur, Heiterkeit und ungezwungene Freymüthigkeit, geht alſo nothwendig verloren; alles Zutrauen hört gewiſſermaßen auf; und nichts als Argwohn, Eiferſucht und Neid tritt an deſſen Stelle. Ein abgeſondertes Privatintereſſe muß ſich täglich tiefer bey uns einwurzeln; großmüthige Abſichten und Bewegungsgründe immer mehr ausgerottet wer

den:

den: und je mehr wir uns ſolchergeſtalt von der Geſellſchaft und von unſern Nebenmenſchen abſondern, deſto geringſchätziger werden unſre Begriffe von jenen geſelligen Neigungen ſeyn, die uns ſo mächtig in das Band der Eintracht und Freundſchaft mit Andern hineinziehen. Wer alſo auf dieſen Fuß in der Welt leben will, der muß ſich nothwendig bemühen, ſeine natürlichen Neigungen zu betäuben und zu unterdrücken; denn ſo lange das nicht geſchieht, werden ſie ihn wider ſeinen Willen verleiten, das Wohl der Geſellſchaft zu befördern, und dem, was er aus blinder Selbſtliebe für ſeinen Privatvortheil hält, entgegen zu handeln.

Haben nun dieſe ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, außer ihren übrigen böſen Folgen, zugleich die gewiſſe Wirkung, unſrer natürlichen Neigungen zu zerſtören; ſo iſt, unſerm obigem Beweiſe zufolge, unleugbar: „Daß „ſie uns unfehlbar den wahren Genuß, die „größte Glückſeligkeit des Lebens rauben, und „jene abſcheulichen und unnatürlichen Leiden„ſchaften, jene Wildheit der Gemüthsart „hervorbringen müſſen, die das größte Elend, „den beklagenswürdigſten Zuſtand des Men-

„ſchen

„ſchen ausmachen.“ Und dies iſt uns jezt noch auszuführen übrig.

Dritter Abſchnitt.

Die Leidenſchaften alſo, die wir hier zulezt unterſuchen wollen, ſind diejenigen, die weder ein allgemeines noch ein Privatwohl, zum Zweck haben; weder der Gattung überhaupt, noch dem Geſchöpf ins beſondere, zum geringſten Vortheil gereichen. Dieſe nennen wir im Gegenſaz gegen die geſelligen und natürlichen, unnatürliche Neigungen.

Von dieſer Art iſt jene unnatürliche und unmenſchliche Luſt von den Qualen Andrer, jenes beſondere Vergnügen an Trübſal, Elend, Blutvergießen, Mord und Zerſtörung. Dies war immer die herrſchende Leidenſchaft mancher Tyrannen und barbariſchen Nationen, und iſt, in gewiſſem Grade ſolchen Gemüthsarten eigen, welche nichts von jener Höflichkeit des Betragens wiſſen wollen, die eine gebührende Ehrerbietung gegen andre Menſchen in uns unterhält, und keine barbariſche Rauhigkeit, oder viehiſche Wildheit in uns aufkommen läßt. Wer nur das geringſte von feinen und gefälligen Sitten hat, bey

dem

dem findet dieſe Leidenſchaft keinen Eingang. Dies iſt die Natur der ſo genannten guten Lebensart, daß ſie, mitten unter ſo vielen andern Verderbniſſen, doch keine Unmenſchlichlichkeit, kein barbariſches Vergnügen geſtattet. Heftiger Zorn, Rachſucht, Furcht, oder andre übertriebne Privatleidenſchaften, können machen, daß wir einen Feind mit grauſamer Freude leiden ſehen: aber an den Qualen und Schmerzen andrer Geſchöpfe ohne Unterſchied, Vergnügen finden, ſie mögen Landsleute oder Auswärtige, von unſrer eignen oder einer andern Gattung, Verwandte oder Fremde, Bekannte oder Unbekannte ſeyn; ſich gleichſam an dem Tode weiden, ſich an den Zuckungen und dem Röcheln eines Sterbenden ergözen; dies läßt ſich durchaus nicht aus Selbſtintereſſe oder Privatneigunen erklären, ſondern iſt ſchlechterdings eben ſo unnatürlich, als es abſcheulich und unglückſelig iſt.

Eine andre, der vorigen ziemlich nahe verwandte Leidenſchaft, iſt ein luſtiges, ausgelaſſenes Vergnügen an dem, wodurch Andere gekränkt oder beleidigt werden; eine Art von muthwilliger Bosheit, oder Schadenfreude; eine Leidenſchaft, die man gewöhnlich

lich bey Kindern, anſtatt ſie zu unterdrücken, vielmehr aufmuntert: ſo daß man ſich gar nicht wundern darf, wenn die unglücklichen Wirkungen derſelben ſo häufig ſind. Denn ſchwerlich wird ſich ein Grund angeben laſſen, warum derjenige, der ſchon in der Kinderſtube gewöhnt worden, an Schaden und Zerſtören ſeine Luſt zu finden, nicht auch nachher an andern Zerſtörungen Vergnügen finden, und gleiches Unheil in Familien, unter Freunden und im Staat ſelbſt anrichten ſollte. Doch dieſe Leidenſchaft hat nicht den geringſten Grund in der Natur; wie wir ſchon gezeigt haben.

Bosheit, Bösartigkeit, oder Feindſeligkeit — wenn ſie nämlich nicht aus Rückſicht auf das Privatintereſſe entſpringen, und wenn gar keine Urſach zum Zorn oder Argwohn, noch ſonſt etwas vorhanden iſt, was eine ſolche Begierde, Andern Uebels zu thun, reizen oder veranlaſſen könnte — gehören auch zu dieſer Art von Leidenſchaft.

Eben ſo auch der Neid, wenn er durch den Wohlſtand oder die Glückſeligkeit eines Andern, die der unſrigen gar nicht im Wege ſtehet, veranlaſſet wird.

Ferner

Ferner gehört hierher, eine Art von Haß gegen das menſchliche Geſchlecht und die Geſellſchaft; eine Leidenſchaft, die bey einigen Menſchen wirklich geherrſcht, und der man den Namen Miſanthropie, oder Menſchenfeindſchaft gegeben hat. Eine gute Portion davon beſitzen diejenigen, die ſich ein mürriſches ſtörriges Weſen angewöhnt, oder durch ihr bösartiges Naturell und ſchlechte Erziehung eine ſolche Abneigung gegen ein geſelliges, geſprächiges und gefälliges Betragen zugezogen haben, daß es ihnen unerträglich iſt, einen Fremden zu ſehen oder zu ſprechen. Der bloße Anblick der Menſchen macht ihnen Verdruß, und ſie haſſen immer auf den erſten Blick. Zuweilen iſt dies Uebel gewiſſermaßen eine Nationalkrankheit; beſonders aber iſt es wilden Völkern eigen, und ein ſicheres Kennzeichen von rohen Sitten und von Barbarey. Dieß iſt gerade das Gegentheil jener edlen Neigung, die bey den Alten Gaſtfreundſchaft hieß, und in einer ausgebreiteten Liebe gegen alle Menſchen, beſonders in Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit gegen Fremde, beſtand.

Mit gleichem Rechte können wir zu unnatürlichen Leidenſchaften alle diejenigen rechnen, die aus Aberglauben (wie oben erwähnt wor-

den) und aus den Gewohnheiten barbariſcher Länder entſpringen. Dieſe ſind insgeſammt ſo entſezlich und abſcheulich, daß wir nicht erſt beweiſen dürfen, wie elend ſie uns machen.

Wir könnten hier noch andre Leidenſchaften anführen, als die unnatürliche Brunſt gegen fremde Gattungen oder unſer eignes Geſchlecht, nebſt andern Mißbräuchen des natürlichen Triebes der ſinnlichen Liebe. Allein nach dem, was wir ſchon bey Gelegenheit der natürlicheren Leidenſchaft geſagt haben, können wir füglich dieſe ſchändliche Verderbniß der Begierden mit Stillſchweigen übergehen.

Dies ſind die Neigungen oder Leidenſchaften, die man allein im ſtrengſten Verſtande unnatürlich und böſe nennen kann, weil ſie nicht im allermindſten auf unſern Privatvortheil abzwecken. Indeſſen giebt es noch andre, die zwar dieſen Privatvortheil zur Abſicht haben, dabey aber ſo ungeheuer ausſchweifen und alles Maaß überſteigen, ſo weit über alle Schranken jeder gewöhnlichen Privatleidenſchaft hinausgehen, aller geſelligen und natürlichen Neigung ſo gänzlich zuwider ſind; daß man ſie mit Recht für unnatürliche

türliche und monſtruöſe Neigungen halten kann.

Hieher gehört ein ſo unbändiger Stolz oder Ehrgeiz, eine ſolche Herrſchſucht und Tyranney, welche nicht leiden kann, daß neben ihr etwas groß oder berühmt, oder frey, oder glücklich in der Welt bleibe; ein ſolcher Zorn, der gern Alles ſich ſelbſt aufopfern mögte; eine ſolche Rachſucht, die nie beſänftigt, nie ohne die größten Grauſamkeiten geſättigt werden kann; ein ſo tief eingewurzelter Haß und Groll, der nur immer Gelegenheiten aufſucht, ſich zu äußern, und ſich in jedem Gegenſtande ausläßt, ſo daß oft die ganze Laſt ſeiner Feindſeligkeit diejenigen trifft, die nur Gegenſtände ſeines Mitleidens und Erbarmens ſeyn ſollten.

Treuloſigkeit und Undankbarkeit ſind, genau genommen, bloß negative Laſter, und an ſich ſelbſt keine wahre Leidenſchaften; indem ſie weder Abſcheu noch Zuneigung beſonders zum Grunde haben; ſondern aus der Mangelhaftigkeit, Unregelmäßigkeit und Verderbniß der Neigungen überhaupt entſpringen. Allein, zeichnen ſich dieſe Laſter vorzüglich in einem Charakter aus, und entſpringen ſie gewiſſermaßen aus Neigung und Wahl; ſind ſie

ſo

ſo herrſchend und thätig, daß ſie ſich von ſelbſt, ohne dringende Veranlaſſung, äußern; ſo nehmen ſie offenbar etwas von den ganz unnatürlichen Leidenſchaften an, und entſtehen aus Bosheit, Neid und Groll.

Vielleicht wird man hier einwerfen: dieſe Leidenſchaften, ſo unnatürlich ſie ſeyn mögten, führten doch immer eine Art von Vergnügen bey ſich; und dies Vergnügen, welches mit Befriedigung des Stolzes, oder der Tyranney, der Rachſucht, Bosheit, oder Grauſamkeit verknüpft iſt, möge ſo barbariſch ſeyn als es wolle, es ſey doch immer ein Vergnügen. — Wär' es nun natürlicher Weiſe möglich, daß Jemand eine barbariſche oder boshafte Freude, anders als nach vorhergegangener Angſt und Marter, empfinden könnte, ſo würden wir vielleicht zugeben, daß man dieſe Art von Befriedigung Vergnügen nennen könne. Aber es iſt hier offenbar gerade umgekehrt. Das Gefühl von Liebe und Wohlwollen, von geſelliger und natürlicher Neigung, von Gefälligkeit und Güte, gewährt ein unmittelbares Vergnügen, eine wahre und ächte Befriedigung. Es iſt an ſich ſelbſt urſprüngliche Freude, die von keinem vohergehenden Schmerz oder widri-

widrigen Gefühl abhängt, und nichts als frohe Zufriedenheit wirket. Auf der andern Seite aber iſt Feindſeligkeit, Haß und Erbitterung, urſprüngliches Elend und Marter, und wirkt weiter kein Vergnügen, als daß die unnatürliche Begierde, durch Erreichung ihres Zweckes, auf einen Augenblick befriedigt und beſänftigt wird. So groß alſo dieſes Vergnügen immer ſcheinen mag, ſo beweiſt es nur um deſto mehr, wie elend der Zuſtand ſeyn müſſe, dem es ſeinen Urſprung zu danken hat. Denn gleich wie die grauſamſten körperlichen Schmerzen, durch bloßes Nachlaſſen (wie ſchon oben angeführt worden) das höchſte körperliche Vergnügen hervorbringen; ſo gewähren auch die grauſamſten, wüthendſten Qualen der Seele, in den Augenblicken, da ſie geſtillt werden, den höchſten Grad des geiſtigen Vergnügens für diejenigen, die das beſſere nicht kennen.

Leute von der ſanfteſten Gemüthsart und dem beſten Naturell, erfahren doch dann und wann dieſen unangenehmen Zuſtand der Seele, der in einer ſchlimmen Stunde durch die allergeringſten Veranlaſſungen hervorgebracht werden kann. Aus dieſen auch noch ſo kleinen Erfahrungen von Erbitterung und übler Laune

werden

werden ſie genugſam wiſſen und bezeugen kön-
nen, wie übel ſie in dergleichen Augenblicken
daran geweſen. Wie müſſen alſo nicht die-
jenigen daran ſeyn, die kaum eine beſſere
Stunde in ihrem Leben erfahren; die faſt be-
ſtändig von einer immer raſtloſen Milzſucht,
von tief eingewurzelter Bosheit und Feindſe-
ligkeit umhergetrieben werden! Wie empfind-
lich muß jeder widerwärtige Zufall, jede ver-
eitelte Abſicht, jede Beſchimpfung, jeder
Stachel ihrer immer wirkſamen Antipathie,
gegen ſo unzählige Gegenſtände des Verdruſ-
ſes, ſie nicht foltern! Man darf ſich alſo
gar nicht wundern, wenn Leute, die ſo ſehr
geängſtet und zermartert worden, es für ein
großes Vergnügen halten, dieſe wüthenden
und ſchmerzhaften Regungen, durch Auslaſ-
ſung ihrer Leidenſchaft in Ruhe und Verder-
ben, auf eine Zeitlang zu ſtillen und zu be-
ſänftigen.

Was für Folgen nun dieſer unnatürliche
Zuſtand, in Abſicht auf unſer Privatintereſſe,
und auf die äußern Umſtände des Lebens ha-
ben müſſe; auf was für einem Fuß ein
Menſch, der ſolchergeſtalt alles, was wir
Natur nennen, verloren hat, gegen die
menſchliche Geſellſchaft ſtehe; wie er ſich ſelbſt
in derſelben fühle; was für eine Empfin-
dung

dung er von ſeiner eignen Geſinnung gegen Andre, und von der Geſinnung Andrer gegen ihn, habe; das läßt ſich leicht begreifen.

Welcher Zufriedenheit oder Ruhe kann derjenige genießen, der ſich nicht der verdienten Zuneigung und Liebe, ſondern vielmehr des Abſcheues und Haſſes jeder menſchlichen Seele bewußt iſt? Welch eine Angſt und Verzweiflung, welch eine beſtändige Furcht und Bangigkeit vor Menſchen und höheren Weſen muß dies nicht hervorbringen! Wie tief und durchdringend muß nicht die Melancholie ſeyn, die, wenn ſie einmal erregt worden, durch keinen Troſt keine Annehmlichkeiten der Freundſchaft gemildert oder zerſtreut wird! Wohin ein ſolches Geſchöpf ſich wendet, wohin es ſein Auge wirft, findet es nichts als Grauen und Abſchen, nichts als Feinde, die ſich gleichſam verſchworen haben, gegen ein ſo einzelnes ſelbſtſüchtiges Weſen, das ſich von allen Dingen abgeſondert hat, und mit der ganzen übrigen Natur im Kriege lebt.

Solchergeſtalt wird endlich die Seele eine Wildniß, wo alles unfruchtbar und wüſte, alles Liebliche und Schöne ausgerottet iſt, und nichts, als giftiges Unkraut übrig bleibt. Iſt nun ſchon Verbannung aus dem Vaterlande, Verweiſung an einen fremden Ort, al-

les, was nur den Schein von Einöde oder Verlaſſenheit hat, ſo ſchwer zu ertragen; was muß es dann nicht ſeyn, dieſe innere Verbannung, dieſe wahre Abſonderung von aller Gemeinſchaft mit Menſchen, zu fühlen; und ſich ſolchergeſtalt, ſelbſt mitten in der Geſellſchaft, in einer Wüſte, in der allerſchrecklichſten Einöde zu befinden? Was muß es nicht ſeyn, in dieſer Mißhelligkeit mit allen Dingen zu leben, in dieſer unverſöhnlichen Feindſchaft und Widerſpänſtigkeit gegen die Ordnung und Regierung der Welt?

Hieraus iſt alſo offenbar: „daß derjenige Zuſtand, welchen der Verluſt der natürlichen Neigung nach ſich ziehet, der höchſte „Grad des menſchlichen Elendes iſt; daß ſich „kein größeres Unglück denken läßt, als dieſe „ſcheußlichen, monſtruöſen und unnatürlichen „Neigungen.“

Beſchluß.

Hiermit hoffen wir alſo bewieſen zu haben, was wir uns anfangs vorſezten. Und da nun, nach dem allgemeinen und bekannten Begriff von Laſter und Bosheit, keiner laſterhaft oder böſe ſeyn kann, als entweder,

1. Durch Mangel oder Schwäche der natürlichen Neigungen;

Oder,

dung er von ſeiner eignen Geſinnung gegen Andre, und von der Geſinnung Andrer gegen ihn, habe; das läßt ſich leicht begreifen.

Welcher Zufriedenheit oder Ruhe kann derjenige genießen, der ſich nicht der verdienten Zuneigung und Liebe, ſondern vielmehr des Abſcheues und Haſſes jeder menſchlichen Seele bewußt iſt? Welch eine Angſt und Verzweiflung, welch eine beſtändige Furcht und Bangigkeit vor Menſchen und höheren Weſen muß dies nicht hervorbringen! Wie tief und durchdringend muß nicht die Melancholie ſeyn, die, wenn ſie einmal erregt worden, durch keinen Troſt keine Annehmlichkeiten der Freundſchaft gemildert oder zerſtreut wird! Wohin ein ſolches Geſchöpf ſich wendet, wohin es ſein Auge wirft, findet es nichts als Grauen und Abſchen, nichts als Feinde, die ſich gleichſam verſchworen haben, gegen ein ſo einzelnes ſelbſtſüchtiges Weſen, das ſich von allen Dingen abgeſondert hat, und mit der ganzen übrigen Natur im Kriege lebt.

Solchergeſtalt wird endlich die Seele eine Wildniß, wo alles unfruchtbar und wüſte, alles Liebliche und Schöne ausgerottet iſt, und nichts, als giftiges Unkraut übrig bleibt. Iſt nun ſchon Verbannung aus dem Vaterlande, Verweiſung an einen fremden Ort, al-

les, was nur den Schein von Einöde oder Verlaſſenheit hat, ſo ſchwer zu ertragen; was muß es dann nicht ſeyn, dieſe innere Verbannung, dieſe wahre Abſonderung von aller Gemeinſchaft mit Menſchen, zu fühlen; und ſich ſolchergeſtalt, ſelbſt mitten in der Geſellſchaft, in einer Wüſte, in der allerſchrecklichſten Einöde zu befinden? Was muß es nicht ſeyn, in dieſer Mißhelligkeit mit allen Dingen zu leben, in dieſer unverſöhnlichen Feindſchaft und Widerſpänſtigkeit gegen die Ordnung und Regierung der Welt?

Hieraus iſt alſo offenbar: „daß derjeni„ge Zuſtand, welchen der Verluſt der natür„lichen Neigung nach ſich ziehet, der höchſte „Grad des menſchlichen Elendes iſt; daß ſich „kein größeres Unglück denken läßt, als dieſe „ſcheußlichen, monſtruöſen und unnatürlichen „Neigungen.“

Beſchluß.

Hiermit hoffen wir alſo bewieſen zu haben, was wir uns anfangs vorſezten. Und da nun, nach dem allgemeinen und bekannten Begriff von Laſter und Bosheit, keiner laſterhaft oder böſe ſeyn kann, als entweder,

1. Durch Mangel oder Schwäche der natürlichen Neigungen;

Oder,

Oder, 2. durch die Heftigkeit der ſelbſtſüchtigen;

Oder, 3. durch die durchaus unnatürlichen:

So folgt nothwendig — wenn anders jedes dieſer Stücke dem Geſchöpf ſo ſehr zum Nachtheil und Verderben gereicht, daß ſein höchſtes Elend daraus entſpringet: — „daß „derjenige, welcher laſterhaft oder böſe iſt, „elend und unglückſelig ſeyn müſſe.“

Da ferner jede laſterhafte Handlung verhältnißmäßig mehr oder weniger zu unſerer Verderbniß und unſerm Elende beytragen muß; ſo folgt daraus: „daß jede laſterhafte „Handlung uns böſe und unglücklich mache.“

Auf der andern Seite haben wir den hohen Werth und die Glückſeligkeit der Tugend aus den entgegengeſetzten Wirkungen andrer Neigungen, die der Natur und der Oekonomie der Gattung gemäß ſind, bewieſen. Wir haben alle die beſondern Stücke zuſammengetragen, durch welche, wie durch eine Art von Addition und Subtraktion, die Hauptſumme der Glückſeligkeit entweder vermehrt oder vermindert wird. Und wenn ſich in dieſem Exempel moraliſcher Rechenkunſt gegen keinen Artikel etwas einwenden läßt; ſo kann man behaupten, daß die von uns bewieſenen

Wahr-

Wahrheiten eben ſo viel Gewißheit haben, als die Grundſäze der Arithmetik oder Mathematik. Denn laßt uns den Skepticiſmus ſo weit treiben, als wir immer wollen, laßt uns, wo möglich an allen Dingen außer uns zweifeln; unmöglich können wir doch an dem zweifeln, was in uns ſelbſt vorgehet. Unſre Leidenſchaften und Neigungen ſind uns bekannt. Sie ſind gewiß; die Gegenſtände, mit denen ſie zu thun haben, mögen ſeyn, was ſie wollen. Für unſre Sätze und Folgerungen iſt es völlig gleichgültig, was es mit dieſen äußeren Gegenſtänden für eine Bewandniß hat; ob ſie wirklich exiſtiren, oder bloße Täuſchungen ſind; ob wir wachen oder träumen. Denn böſe Träume ſind ebenfalls ein quälendes Uebel. Und ein guter Traum (geſezt das Leben ſey nichts anders) macht uns froh und glücklich. In dieſem Traum des Lebens alſo behalten unſre Beweiſe immer ihre Kraft; unſer Gleichgewicht und unſre Oekonomie ſteht unverändert feſt, und unſre Verbindlichkeit zur Tugend bleibt auf jeden Fall dieſelbe.

Kurz: es hat, dünkt mich, alle mögliche Gewißheit, daß die geiſtigen Vergnügungen vor den ſinnlichen; und ſelbſt die ſinnlichen, wenn ſie mit guter Neigung verbunden,

und

und vernünftig und mäßig genoſſen werden, vor denen, die gar keine Schranken kennen, von keiner geſelligen oder wohlwollenden Neigung unterſtüzt werden, einen unendlichen Vorzug haben.

Eben ſo einleuchtend gewiß iſt dasjenige, was wir von dem genauen Ebenmaaß der innern Einrichtung oder des Baues unſrer Seele, und von denen Leidenſchaften geſagt haben, welche die Gemüthsart oder den Charakter ausmachen, und wovon unſer Glück oder Elend ſo unmittelbar abhängt. Wir haben gezeigt, daß in dieſer Verfaſſung, wegen des nothwendigen Zuſammenhanges oder Gleichgewichts der Neigungen, die Verderbniß eines jeden einzelnen Theils augenblicklich die Zerrüttung und das Verderben andrer Theile, und des Ganzen ſelbſt, nach ſich ziehen müſſe; daß eben die Leidenſchaften, wodurch ein Menſch laſterhaft iſt, an ſich ſelbſt eine Marter und Krankheit ſind; daß jede wiſſentlich böſe That auch ein böſes Bewußtſeyn wirke, und in eben dem Verhältniß, als ſie böſe iſt, das geſellige Vergnügen ſchwächen und verderben, und ſowohl die Fähigkeit zu wohlwollender Neigung, als auch das Bewußtſeyn ſolche zu verdienen, zerſtören müſſe. So daß wir alsdann weder an Freude und

Glückſeligkeit mit Andern Theil nehmen, noch aus der angenehmen Vorſtellung des Wohlwollens nnd der Liebe Andrer, worauf doch unſre gröſste Glückſeligkeit beruhet, Vergnügen ſchöpfen können.

Hat es nun mit dem moraliſchen Verbrechen dieſe Bewandniß; und iſt der Zuſtand, den dieſer Abfall von der Natur nach ſich ziehet, der abſcheulichſte, unerträglichſte und unglückſeligſte, der ſich denken läßt; ſo iſt offenbar: „daß wir unmöglich in etwas Böſes „oder Unmoraliſches willigen können, ohne „unſer eignes Wohl zu beeinträchtigen, und „uns in die größten Uebel zu ſtürzen: daß „hingegen, auf der andern Seite, alles, „was zum Wachsthum der Tugend, oder zu „Stärkung und Befeſtigung guter und recht„ſchaffener Neigungen dient, unſer Privat„wohl befördere, und zu der größten und „dauerhafteſten Glückſeligkeit führe.“

So hat alſo die Weisheit des erſten und höchſten Weſens und Beherrſchers der Welt, es ſo eingerichtet, daß unſer Privatintereſſe und Wohl aufs genaueſte von dem allgemeinen Wohl abhängt; und daß jedes Geſchöpf, welches dieſes leztere nicht zu befördern ſucht, wirklich ſich ſelbſt, ſeiner eignen Glückſeligkeit und Wohlfahrt im Wege ſtehet. Es iſt

denn

denn geradezu ſein eigner Feind, und kann unmöglich gegen ſich ſelbſt gut ſeyn, und ſein eignes Wohl befördern, ſo lange es nicht gegen die Geſellſchaft, und gegen das Ganze, von dem es einen Theil ausmacht, gut und nützlich iſt. Die Tugend alſo, das Vortrefflichſte und liebenswürdigſte von allem, was ſich vortreffliches und Schönes denken läßt; dieſe Stütze und Zierde der menſchlichen Natur; welche Gemeinſchaft, Eintracht und Freundſchaft unter den Menſchen erhält, welche Länder ſowohl, als Familien, blühend und glücklich macht; und bey deren Mangel alles, was ſchön und liebenswürdig, und groß, und edel iſt, zu Grunde gehen muß; dieſe einzige Eigenſchaft, die für jede Geſellſchaft, für das ganze menſchliche Geſchlecht überhaupt ſo wohlthätig iſt, befördert eben ſo ſehr die Glückſeligkeit und das Wohl eines jeden Geſchöpfs ins beſondere; und iſt das Einzige, wodurch der Menſch glücklich ſeyn kann, und ohne welches er nothwendig unglückſelig ſeyn muß.

So iſt alſo Tugend das Wohl, und Laſter das Uebel eines Jeden.

Die

Die

Moraliſten

eine

Philoſophiſche Rhapſodie.

Oder

Unterredungen über Gegenſtände der Natur und Moral.

— Inter ſilvas Academi quaerere Verum.

HORAT.

Herausgegeben im Jahr 1709.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Philokles an Palemon.

Welcher Sterblicher, Palemon, der nie von Ihrem Charakter etwas gehört hätte, ſollte ſichs wohl einbilden, daß ein Geiſt, der zu den größten Geſchäften geſchickt, der an Höfen und in Feldlägern gebildet iſt, eine ſo heftige Neigung der Philoſophie und Gelehrſamkeit haben könnte? Wer in aller Welt würd' es glauben, daß ein Mann von Ihrem Stande und Anſehen in der feinen Welt, ſo völlig in der gelehrten zu Hauſe wäre, und ſo innigen Antheil an den Geſchäften eines Volks nähme, vor welchen dem größten Theil der Menſchen, und dem herrſchenden Geſchmack unſrer Zeiten ſo ſehr ekelt?

Ich bin überzeugt, Sie ſind der einzige Mann von der Welt, der ſichs hätte können einfallen laſſen, in einem ſolchen Zirkel von

guter

guter Geſellſchaft, als wir geſtern im Park um uns hatten, Philoſophie ins Geſpräch zu bringen. Wie Sie ſolche Gegenſtände mit ſo ganz heterogenen Betrachtungen vereinigen konnten, war mir ein Räthſel. Ich konnte bloß den Schluß machen, Sie hätten entweder eine ausſchweifende Leidenſchaft für die Philoſophie, um ihre ſo mannichfache Reize aufopfern zu können; oder einige dieſer bezaubernden Reize hätten eine ſo gewaltige Wirkung auf Sie, daß Sie ſich genöthigt ſähen, bey der Philoſophie Hülfe zu ſuchen.

Auf jeden Fall bedauert' ich Sie, und ſchäzte mich glücklich, daß meine Liebe nicht ſo heftig war. Es ſey beſſer, ſagt' ich Ihnen Schönheit und Weisheit etwas mäßiger zu bewundern; es ſey beſſer, ſich nur ſo weit einzulaſſen, daß man ſicher ſeyn könnte, mit einem ganzen Herzen, und einem noch immer gleich lebhaftern Geſchmack für alle kleinen Vergnügungen und Ergözlichkeiten der Welt, davon zu kommen. Denn dies wären, meines Bedünkens, Dinge, die wohl Niemand gern für die feine romantiſche Leidenſchaft der Herrn, die man Virtuoſen nennt, hingeben würde.

Dieſer Name, meynt' ich, paſſe ſich gleich gut für den Liebhaber und den Philoſophen. Der Gegenſtand thue hier nichts zur Sache, er ſey Poeſie, Muſik, Philoſopie, oder das ſchöne Geſchlecht. Der Zuſtand aller Verliebten, von welcher Art ihre Liebe ſeyn möchte, ſey völlig gleich. Man erkenne ſie, sagt' ich, an ihren Blicken, ihrer Bewundrung, ihrem Tiefſinn, ihrem öftern Auffahren, wie aus einem Traum, ihrem beſtändigen Reden von einer Sache und ihrer verſtörten Gedankenloſigkeit, wenn von andern Dingen die Rede wäre — Traurige Anzeigen!

Aber alle dieſe Warnungen konnten Sie nicht abſchrecken. Denn Sie, Palemon, ſind einer von den Waghälſen, die durch Gefahr mehr angeſpornt, als niederg ſchlagen werden. Und nun beſtehen Sie gar darauf, daß ich unſre philoſophiſchen Abentheuer ſchriftlich und in eine vollſtändige Geſchichte verfaßt, Ihnen vorlegen ſoll; vermuthlich, als ein bleibendes Denkmal unſrer ſo übel angebrachten, dem herrſchenden Geiſt der Galanterie und des Vergnügens ſo gerade entgegengeſezten, Unterredung!

Ich muß freylich geſtehen, daß es bey uns Mode iſt, in jeder Geſellſchaft Politik

zu ſchwazen, und Geſpräche über Staatsſachen, Zeitvertreibe und Ergözlichkeiten durch einander zu mengen. Indeſſen iſt es gewiß, daß unſre Philoſophie eine ſolche Freyheit nicht billigt. Wir ſehen die Politik als ein Ding an, das gar nicht unter ihr Gebiet gehöre, oder im geringſten mit ihr verwandt ſey. So ſehr haben wir Neuern ſie erniedrigt, und ſie ihrer vornehmſten Rechte beraubt.

Sie müſſen mirs erlauben, Palemon, daß ich hier meine Klagen über das Schickſal der Philoſophie ausſchütte; weil Sie mich gezwungen haben, mich zu einer Zeit mit ihr abzugeben, da ihr Kredit ſo ſehr gefallen iſt. Sie ſpielt keine der erſten Rollen mehr in der Welt, und es würde ſchwer halten, ſie irgend mit Ehren auf die öffentliche Bühne zu bringen. Wir haben ſie — die arme Dame! — in Kollegiis und Zellen eingemauert; und ſie einem Bergmännchen gleich gemacht, das in der Erde wühlt. Empiriker und pedantiſche Sophiſten ſind ihre vornehmſten Zöglinge; Syllogiſmen und Elixire, ihre auserleſenſten Produkte. Weit entfernt, wie vor Alters, Staatsleute zu ziehen, würde kaum ein angeſehener Mann im Staat es wagen zu geſtehen, daß er ihr

das geringſte zu verdanken habe. Halten ja noch einige Wenige Bekanntſchaft mit ihr, und beſuchen ſie dann und wann in ihren verborgenen Schlupfwinkeln, ſo geſchieht es, wie jener vornehme Schüler zu ſeinem Herrn und Meiſter kam; heimlich und bey Nacht.

Allein, ſo ſehr die Philoſophie auch herabgewürdigt iſt; ſo muß doch, wofern ihr die Moral zugeſtanden wird, die Politik ihr unleugbar ganz eigen gehören. Denn um die Sitten und bürgerlichen Verfaſſungen der Menſchen im Allgemeinen zu verſtehen, muß man nothwendig den Menſchen im Beſondern ſtudieren! wir müſſen ihn erſt als ein Geſchöpf für ſich kennen, ehe wir ihn in der Geſellſchaft, in ſeiner Beziehung auf den Staat, oder als Mitglied irgend einer Stadt oder Gemeinſchaft, betrachten. Nichts iſt gewöhnlicher, als über dem Menſchen in ſeinem geſellſchaftlichen Zuſtande und Nationalverhältniß, in ſeiner Verbindung mit dieſer oder jener Geſellſchaft, es ſey durch Geburt oder Naturaliſirung, zu philoſophiren: Aber ihn als Bürger oder Mitgenoſſen der Welt zu betrachten, ſeiner Abſtammung einen Schritt höher nachzuforſchen, ſeine Beſtimmung und Einrichtung in der Natur ſelbſt zu beobachten,

das ſcheint in den Augen der Meiſten unter die gar zu verwickelten, überfeinen Spekulationen zu gehören.

Vielleicht läßt ſich nicht ohne Grund behaupten, dieſe allgemeine Abneigung gegen moraliſche Unterſuchungen komme daher, daß diejenigen, denen es vornemlich zukam, dergleichen Materien zu behandeln, es auf ſolche Art thaten, daß wohlgezogene Leute ſich vor ähnlichen Unternehmungen ſchämen mußten. Die Scholaſtiker, die ſich dieſe Unterſuchung allein anmaßten, verbreiteten bald ihre pedantiſche Figur und Miene auf die Sache ſelbſt. Es giebt ja eigentlich dazu beſtimmte Pläze, denken wir, wo über dieſe ernſthafteren Materien genug geſprochen und gedacht wird. In guter Geſellſchaft können wir dergleichen unmöglich dulden. Die geringſte Erwähnung ſolcher Dinge macht uns Ekel, und ſezt uns in üble Laune. Kömmt uns Jemand mit Gelehrſamkeit, ſo heißt er Pedant; ſpricht er von Moral, ſo predigt er.

Indeſſen muß mans doch nothwendig für einen wahren Nachtheil unſrer heutigen Geſellſchaften erkennen, daß ſie ſich durch dieſe übertriebne Delikateſſe um jene männlichen Hülfsmittel der Gelehrſamkeit und geſunden

Ver-

Vernunft gebracht haben. Selbſt das ſchöne Geſchlecht, dem zu gefallen wir uns, wie wir ſagen, ſo herablaſſen, kann uns darum mit Recht verachten, und uns auslachen, daß wir uns die ihm eigenthümliche Weichlichkeit zu geben ſuchen. Man macht ihm wahrhaftig kein Kompliment, wenn man ſeine Sitten nachahmt, und ein weibiſches Weſen affektirt. Verſtand, Sprache und Ausdruck ſowohl, als Stimme und Perſon ſollten bey uns etwas von jener männlichen Bildung, jener natürlichen Rauhigkeit an ſich haben, wodurch unſer Geſchlecht ſich unterſcheidet. Und ſo viel wir uns auch auf unſre Politeſſe einbilden mögen, ſo iſt es doch wahrlich mehr Verunſtaltung als Verfeinerung unſers Umgangs, wenn wir ihn ſo weibiſch zärtlich machen.

Kein Werk des Wizes kann vollkommen heißen, ohne jene Stärke und Kühnheit der Hand, die ihm einen lebendigen Körper und Ebenmaaß giebt. In einem guten Gemälde, ſagen die Maler, kömmt es nicht nur auf Kolorit und Gewänder, ſondern auch auf Sehnen und Muſkeln an. Und gewiß kann keine Schrift oder Rede, die irgend von Erheblichkeit ſeyn ſoll, ein anderes als entnervtes,

kraft-

kraftloſes Anſehen haben, wenn weder männliche Vernunft, noch Alterthum, noch Geſchichte, noch natürliche Kenntniß des Menſchen, oder was ſonſt Wiſſenſchaft heißen kann, ſie zu begleiten ſich getrauet; außer vielleicht in einer lächerlichen Tracht, die ihr ein ſpielendes, tändelndes Anſehen giebt.

Dies bringt mich auf einen Grund, wonach ich oft vergebens geſucht habe; warum nemlich wir Neuern, bey unſerm Reichthum an Abhandlungen und Verſuchen, ſo arm an Dialogen ſind; die man doch vormals für die feinſte und beſte Art hielt, ſelbſt die ernſthafteſten Materien zu behandeln. Die Wahrheit iſt: man würde unſre Zeiten aufs ſchändlichſte belügen, wenn man ſo viel geſunde Vernunft in irgend eine Unterredung zuſammenpfropfen wollte, daß ſie ununterbrochen und genau zuſammenhängend eine ganze Stunde lang aushalten könnte, bis irgend eine einzelne Materie gründlich unterſucht worden.

Andre Farben auftragen, anders zeichnen oder beſchreiben, als Natur und Wahrheit uns vorbilden, iſt eine Freyheit, die ſich weder Maler noch Dichter heraus nehmen darf. Viel weniger kann der Philoſoph ſich ein ſolches Vorrecht anmaßen; vornehmlich in ſei-

nem eignen Falle. Stellt er ſeine Philoſophie als ein Ding vor, das in der Geſellſchaft eine große Figur macht; triumphirt er nach dem Kampf, und giebt ſeiner Weisheit den Sieg über die Weisheit der Welt; ſo kann er mit Recht zum Geſpött und zur Fabel werden.

Man erzählt vom Löwen: er habe einmal, in einem freundſchaftlichen Geſpräch mit dem Menſchen, ſich weislich geweigert, ihm den Vorzug der Stärke einzuräumen, da dieſer, ſtatt ſeine Behauptung mit der That zu beweiſen, nur gewiſſe Abbildungen vorzeigte, wo ein Menſch einen Löwen beſiegte. Dieſe Meiſterſtücke der Kunſt erkannte der Löwe bald für bloß menſchliche Gemächte; und appellirte daher mit Recht an eine gültigere Entſcheidung. In der That, wäre der Löwe jemals ſelbſt bey einem ſolchen Kampf, als der Menſch ihm hier in der Abbildung zeigte, zugegen geweſen; ſo hätte vielleicht das Beyſpiel Eindruck auf ihn gemacht. Aber alte Statuen eines Herkules, eines Theſeus, oder andrer Thierebändiger, konnten wenig über ihn vermögen, ſo lang' er keinen lebendigen Gegner ſah oder fühlte, der im Stande geweſen wäre, ihm die Spize zu bieten.

Wir

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die Art moraliſcher Malerey, durch Dialogen, ſo ſehr aus der Mode gekommen; daß dieſe philoſophiſchen Konterfeye heut zu Tage, ſo was ganz Fremdes ſind. Denn wo ſind die Originale? Oder ſollte auch Ihnen, Palemon, oder mir von ungefähr dergleichen eins aufgeſtoßen ſeyn; ſollten wir uns an dem lebendigen Original noch ſo ſehr ergözt haben: können Sie ſich einbilden, daß es ein gutes Gemälde geben würde?

Sie wiſſen überdem, daß dieſer Akademiſchen Philoſophie, wovon ich Ihnen eine Probe vorlegen werde, ein gewiſſer Unterſuchungsgeiſt, ein gewiſſes Zweifeln eigen iſt, der dem Genius unſrer Zeit gar nicht behagt. Wir nehmen gern gleich auf der Stelle Parthey. Unſchlüſſigkeit iſt uns eine Marter. Wir haſſen alle Unterſuchung. Je leichter wir uns heraushelfen können, deſto beſſer. Es ſcheint, als fürchteten wir uns zu ertrinken, wenn wirs wagten, uns dem Strom der Vernunft zu überlaſſen. Es däucht uns, wir würden mit Gewalt fortgeriſſen, ohne zu wiſſen, wohin; wir ergreifen daher den erſten, den beſten Zweig, uns zu halten. Da hangen wir dann, wärs auch mit Lebensgefahr, lieber, als daß

wir unſern eignen Kräften, uns über dem Waſſer zu halten, trauen ſollten. Wer nur eine Hypotheſe erhaſcht hat, ſie ſey ſo ſchwach ſie wolle, der iſt zufrieden. Er hat denn gleich auf jeden Einwurf eine Antwort bey der Hand, und mit ein Paar Kunſtwörtern weiß er ohne Mühe von allen Dingen Rechenſchaft zu geben.

Kein Wunder, daß bey ſolchen Umſtänden die Philoſophie der Alchymiſten ſo ſehr ihr Glück macht: ſie verſpricht ja die größten Wunder, und erfodert mehr Hand- als Kopfarbeit. Wir haben eine ſeltſame Luſt, Schöpfer zu ſeyn, eine heftige Begierde, wenigſtens den Kniff oder das Geheimniß zu wiſſen, wie die Natur Alles macht. Der übrige Haufen unſrer Philoſophen ſucht das nur in der Theorie, was unſre Alchymiſten in der Praxi möglich zu machen denken. Denn Einige von dieſen Herrn haben ſich wirklich den Kopf darüber zerbrochen, ob ſie nicht durch andre Mittel, als die Natur gebraucht, Menſchen machen könnten. Jede Sekte hat ihr Recept. Sobald ihr dies wiſſet, ſeyd ihr Herr der Natur: ihr ſeyd im Stande, alle ihre Phänomene aufzulöſen; ihr wißt nun alle ihre Entwürfe, und könnt von allen ihren

Op-

Operationen Rechenſchaft geben. Im Nothfall könnte ſie euch vielleicht wohl gar ihr Laboratorium einräumen, und ihre Arbeit überlaſſen. Wenigſtens möchte man glauben, die Anhänger jeder neueren Sekte ſchmeichelten ſich mit dieſem Wahn. Jeder iſt ein Archimedes in ſeiner Art, und braucht nicht halb ſo viel, eine Welt zu machen, als jener, eine aus der Stelle zu bewegen.

Kurz: wir haben ſehr triftige Urſachen, unſre Philoſophie ſo ſuperficiell, und folglich ſo dogmatiſch zu treiben. Wir ſind zu träge und weibiſch, und dann auch ein wenig zu feige, als daß wir das Herz haben ſollten, zu zweiflen. Entſcheidende Zuverſichtlichkeit paßt zu unſren Sitten am beſten. Sie verträgt ſich ſo gut mit unſern Laſtern, als mit unſerm Aberglauben. Was uns von Beyden am meiſten am Herzen liegt, wird auf gleiche Weiſe dadurch geſichert. Haben wir zum Vortheil der Religion eine Hypotheſe angenommen, wovon, unſrer Meynung nach, unſer Glaube abhängt, ſo ſcheuen wir, mit aberglåubiſcher Aengſtlichkeit, nichts ſo ſehr, als was uns dieſelbe verdächtig machen könnte. Sind wir aber, wegen unſrer Laſter, mit der Religion zerfallen; ſo verhält ſichs gerade

eben

eben ſo: wir ſcheuen uns eben ſo ſehr vor allem Zweifel. Wir müſſen getroſt ſagen können: „Es kann nicht ſeyn;“ und: „es läßt „ſich unwiderſprechlich beweiſen:“ Denn ſonſt hieß' es: „Wer weiß?“ Und wer nicht weiß, giebt halb gewonnen! —

Wir wollen alſo durchaus Alles wiſſen, und ja nicht die Mühe haben, das geringſte zu unterſuchen. Welche Philoſophie in der Welt kann uns dann wohl ärger zuwider ſeyn, als diejenige, die keine Hypotheſe als ausgemacht vorausſezt, uns keine ſchmeichelhafte Syſteme vorhält, bloß von Wahrſcheinlichkeiten, von Zurückhaltung des Urtheils, von Unterſuchung, Prüfung und Behutſamkeit gegen Betrug und Vorurtheile ſpricht? Dies iſt jene Akademiſche Schule, in welcher vormals die Jugend erzogen wurde; vormals, da nicht nur Reit- und Kriegskunſt ihre öffentlichen Uebungspläze, ſondern auch die Philoſophie ihre berühmten Kämpfer hatte. Vernunft und Wiz hatten ihre Akademie, und mußten dieſe Probe aushalten; nicht auf eine pedantiſche Art, von der Welt abgeſondert; ſondern öffentlich, unter Leuten von Stande, und als eine Uebung, die ein Stück feiner Lebensart ausmachte. Die größten

Män-

Männer ſchämten ſich nicht, in Zeiten der Muſe von öffentlichen Geſchäften, in den höchſten Würden, und ſelbſt in den lezten Stunden ihres Lebens, ſich hiermit abzugeben. Daher jene philoſophiſchen Dialogen, jene Geduld, eine Materie von allen Seiten durchzudiſputiren, und bis auf den Grund zu unterſuchen, wovon wir kaum einen Schatten in unſern heutigen Unterredungen übrig haben.

Bedenken Sie alſo, Palemon, was aus unſerm Gemälde herauskommen, was für eine Figur es machen wird; beſonders in dem Lichte, worein ſie es unglücklicher Weiſe zu ſtellen beliebt haben. Denn wer hätte ſichs können einfallen laſſen, die Philoſophie ſo mit der Luſtigkeit, dem Wiz und der Laune unſrer großen Welt zuſammenzuſtellen? — Findet, demungeachtet, ihr Kredit ſeine Rechnung dabey, nun, ſo hab' ich nichts dagegen. Das Projekt iſt ganz ihr eigen. Sie haben die Philoſophie ſo ſeltſam gepaart. Ihnen alſo überlaß ichs, für den Erfolg zu ſtehen, und fange dies ſo wenig verſprechende Werk an, welches mein böſes Geſtirn und Sie mir auferlegt haben, und wozu ich wohl ſchwerlich den Beyſtand der Muſen erbitten darf,

ſo poetiſch auch meine Rolle bey dieſem Unternehmen ſeyn wird.

Zweyter Abſchnitt.

„O elender Zuſtand des Menſchenge-„ſchlechts! — Unglückliche Natur, dich in „deinem Hauptwerke ſo zu irren! — Woher „dieſe unſelige Schwachheit? Welches Un-„gefähr oder Schickſal ſollen wir anklagen? „Oder ſollen wir den Dichtern glauben, wenn „ſie deine Tragödie ſingen, Prometheus! „der du mit deinem geſtolnen himmliſchen „Feuer, mit ſchlechtem Leimen vermiſcht, des „Himmels Antliz nachäffteſt, und den Unſterb-„lichen zum Hohn und Schimpf, ihnen das „zuſammengeſezte Ding, den Menſchen, nach-„bildeteſt, dies nichtswürdige Geſchöpf, wel-„ches alles Uebel über ſich und die ganze Welt „gebracht hat!“ —

Was ſagen Sie, Palemon, bey ruhigerm Nachdenken, zu dieſem tollen Geſchwäz? Oder haben Sies ſchon wieder vergeſſen, daß Sie gerade in dieſem romantiſchen Ton gegen das menſchliche Geſchlecht loszogen, an einem Tage, da alles ſo voller Anmuth war, und dies Geſchlecht ſelbſt, meinem Bedünken nach,

nie

nie ſo liebenswürdig erſchien, nie eine beſſere Figur machte?

Doch es war nicht die ganze Schöpfung, womit Sie zankten; nicht alle Schönheit war Ihnen zuwider. Das Grün der Gefilde, die ſchönen fern ſich verlierenden Ausſichten, der vergoldete Horizont und der purpurfarbne Himmel, von der untergehenden Sonne bemalt, alles dies hatte mächtige Reize für Sie, und ließ Sie nicht gleichgültig. Hier, Palemon, erlaubten Sie mir, mich der Bewunderung ſo ſehr zu überlaſſen, als mir beliebte; zu gleicher Zeit aber konnten Sies nicht leiden, daß ich von den näheren Schönheiten unſrer eignen Art redte, welche zu bewundern, meiner Meynung nach, für Leute von unſerm Alter viel natürlicher war. Ihrer Strenge in dieſem Punkt ungeachtet, fuhr ich fort, mich des ſchönen Geſchlechts anzunehmen, und ſeine Reize über alle andre Schönheiten der Natur zu erheben. Und als Sie ſich dieſen Gegenſaz zu Nuze machten, um zu zeigen, wie wenig die Natur, und wie viel hingegen die Kunſt an demjenigen Theil hätte, was ich bewunderte, ſo vertheidigte ich mich ſo gut, als ich konnte, und behauptete, als ein rüſtiger Kämpfer für die Schönheit,

das

das Feld ſo lange, als nur noch eine Schöne zugegen war.

Da ich Ihre große Liebe zur Dichtkunſt kenne, konnt' ich mich beſonders nicht genug wundern, als ich fand, daß Sie auf einmal einen ſo großen Widerwillen gegen unſre neueren Dichter und galanten Schriftſteller gefaßt hatten; die ich Ihnen als beſſere Gewährsmänner für die Vorzüge des ſchönen Geſchlechts, wie irgend einer unter den Alten, anführte. Aber damit kam ich bey Ihnen ſchlecht weg. Sie geſtanden es ein, was neulich ein wiziger Kopf behauptet hat: „Die „Galanterie ſey ein Produkt neuerer Zeiten." Und das möge ſie immerhin ſeyn, meynten Sie; es gereiche den Alten gewiß nicht zur Schande: denn dieſe hätten ſich zu gut auf Wahrheit und Natur verſtanden, als daß eine ſo lächerliche Erfindung bey ihnen hätte Eingang finden können.

Vergebens alſo ſucht' ich hinter dieſem Schilde mich zu ſchüzen. Ich richtete wenig für meine Sache aus, da ich zum Behuf des ſchönen Geſchlechts alle die Lobſprüche anführte, womit man es gewöhnlich, in dieſem romantiſchen Tone, zu beehren pflegt. Sie griffen die Feſtung der Galanterie ſelbſt an,

mach-

machten das Point d'Honneur, mit ſeinem ganzen Gefolge von delikaten Sentiments und Grimaſſen lächerlich. Sie verdammten ſogar unſre Lieblinge, die Romane; dieſe allerliebſten, ſüßen, natürlichen Dingerchen, größtentheils vom ſchönen Geſchlecht ſelbſt geſchrieben. Kurz, dieſe ganze Gattung, dies ganze Syſtem von Wiz verdammten Sie durchaus als falſch, monſtruös, und gothiſch; ganz der Natur entgegen, und bloß aus den Hefen der Chevalerie oder Irrenden-Ritterſchaft entſprungen; welcher leztern ſie noch, an ſich ſelbſt betrachtet, den Vorzug geben, und ihr einen beſſern Geſchmack, als den, der jezt an ihrer Statt herrſcht, zuſchreiben. Denn in jenen Zeiten, da dies Geheimniß der Galanterie noch den Begriff tapferer Rittertugend einſchloß; da die Schönen bey ritterlichen Thaten ſelbſt zugegen und gewiſſermaßen mit von der Parthie waren, an allem, was zu Krieg und Kampf gehörte, Theil nahmen, und nur durch Lanzengetöſe und männliche Heldenthaten gewonnen wurden; da wars nicht ganz ungereimt, meynten Sie, ihnen, dieſer Urſach wegen, Huldigung und Anbetung zu erweiſen, ſie zu Schiedsrichtern des Wizes und der Sitten zu machen, und

das

das menſchliche Geſchlecht ihren Geſezen zu unterwerfen. Aber in einem Lande, wo die Religion es nicht zum Geſez mache, weibliche Heiligen zu verehren, ſey es ſo ungereimt und thöricht als gottlos, das ſchöne Geſchlecht zu vergöttern, es zu einer Würde zu erheben, die ihm die Natur nicht gegeben hätte, und ihm mit einer Ehrfurcht zu begegnen, worüber es ſich ſelbſt, ſobald es auf eine natürliche Art lieben wollte, am erſten beſchweren müßte.

Von der moraliſchen Seite betrachtet, ſagten Sie, müſſe man erſtaunen über die zügelloſe Frechheit, die durch dieſe alberne Vergötterung in der Welt eingeführt worden. Was dieſes ſchmeichelnde, kriechende Betragen gegen das ganze ſchöne Geſchlecht überhaupt bedeuten ſolle, könnten Sie nicht begreifen; es wäre denn, daß man die Abſicht hätte, es ganz gemein zu machen, und jeder Schöne die Meynung beyzubringen, das ganze Publikum habe ein Recht an ſie; und die Schönheit ſey eine gar zu göttliche Sache, als daß ſie ſich nicht überall mittheilen, daß ſie als ein Eigenthum bloß auf den Beſiz eines Einzigen eingeſchränkt werden ſollte.

Unterdeſſen fieng unſre Geſellſchaft an, uns zu verlaſſen. Die feine Welt, die ſie ſo ſcharf angegriffen hatten, eilte nach Hauſe; denn es ward ſpåt. Ich bemerkte, daß die Gegenſtånde der annåhernden Nacht, um der Einſamkeit und Stille, die ſie mit ſich brachten, nur deſto mehr Anmuth fůr Sie hatten; und daß der Mond und die Planeten, welche nun ſichtbar wurden, fůr einen Mann in ihrer Laune wirklich die einzige angemeſſene Geſellſchaft waren. Denn jezt fiengen Sie an, mit vielem Vergnůgen von natůrlichen Dingen, und von allen Gattungen der Schőnheit, den Menſchen allein ausgenommen, zu ſprechen. Nie hőrt' ich eine ſchőnere Beſchreibung von der Ordnung der Sterne des Himmels, von den Kreiſen der Planeten und ihrer Begleiter, der Trabanten. Und Sie, der Sie jenen ſchőnen Sternen der Erde, in deren Kreiſen wir uns eben bewegt hatten, ſo gar nichts einråumen wollten; Sie, Palemon, der Sie die ganze Pracht jenes Schauplazes ſo gleichgůltig ůberſahen; Sie fiengen jezt an, dieſen andern mit Entzůcken zu betrachten, und triumphirten ůber dieſe neue philoſophiſche Scene von unbekannten Welten. Hier nun, da Sie das erſte Feuer ihrer

Ein-

Einbildungskraft ſo ziemlich ausgeſtrömt hatten, hätt' ich mich gern mit Ihnen über jenen andern Theil der Schöpfung, das Menſchengeſchlecht, etwas gelaſſener unterhalten; wogegen Sie, ſagt' ich, ſo viel Abſcheu geäußert hätten, daß man Sie beynahe für einen vollkommnen Timon, oder Menſchenhaſſer, halten ſollte.

„Können Sie denn, o Philokles, — ſagten Sie, in einem höheren Tone, voller Rührung — „Können Sie mir einen ſolchen „Charakter zutrauen? Oder können Sies im „Ernſt von mir glauben, daß ich, als ein „Menſch, der ſich ſeiner Natur bewußt iſt, „doch ſo wenig Menſchlichkeit haben, und „nichts von den Neigungen eines Menſchen „fühlen ſollte? Oder, wenn ich das fühle, „was ich natürlicher Weiſe gegen mein Ge„ſchlecht fühlen muß, daß ich gegen ſeine An„gelegenheiten, gegen das, was ihm wichtig „ſeyn kann, gleichgültig bleiben könnte? Hab' „ich denn ſo wenig Liebe für mein Vaterland? „Oder finden Sie wirklich einen ſo ſchlechten „Freund an mir? Denn was ſind alle unſre „Verhältniſſe anders? Was ſind die Bande „der Privatfreundſchaft, wenn die Bande „der Freundſchaft gegen das ganze Menſchen-

„geſchlecht uns nicht verpflichten? Iſt dann „in der ganzen Natur noch ein Band, wenn „dieſes keins iſt? O Philokles! glauben Sie „mir, ich erkenne es, ich fühle ſeine ganze „Gewalt in mir. Denken Sie nicht, daß ich „gern meine Feſſeln zerbrechen möchte. Hal„ten Sie mich nicht für ſo ausgeartet, für „ſo unnatürlich, daß ich, ſo lang ich dieſe „menſchliche Geſtalt trage, ſo lang' ein menſch„liches Herz in meinem Buſen ſchlägt, Liebe, „Mitleiden, Wohlwollen aus meiner Seele „verbannen, und nicht ein Freund der Men„ſchen ſeyn ſollte. — Aber ach! was für „Verrätherereyen! was für Zerrüttungen! „Wie verderbt iſt Alles! — Bemerkten Sie „nicht eben jezt, da dieſer ganze Plaz mit „glänzenden Reihen feiner Geſellſchaft ange„füllt war, wie ruhig, wie friedlich Alles „ausſah? — Wie einnehmend iſt doch Alles „in öffentlichen Geſellſchaften! Welch eine „Harmonie an Höfen und in ihren Verſamm„lungsplätzen! Wie vergnügt jedes Geſicht! „Wie freundlich und leutſelig das allgemei„ne Betragen! — Welches denkende Ge„ſchöpf, wenn es gerade ſo viel, und nicht „mehr, von uns Menſchen ſähe, würde nicht „glauben, daß unſre Erde ein wahrer Him-

„mel

„mel ſey? Welcher Fremdling (der Einwoh-
„ner eines der benachbarten Planeten, z. B.)
„wenn er eine Reiſe zu uns gemacht, und
„bloß dieſe Auſſenſeite der Dinge in Augen-
„ſchein genommen hätte, würde wohl je das
„ſich einfallen laſſen, was unter dieſer Maſke
„verborgen liegt? — Aber er verweile nur
„eine Zeitlang bey uns. Man laſſe ihm nur
„Zeit, alles näher zu betrachten, und unſern
„Geſellſchaften, ſo bald ſie aus einander ge-
„hen, in ihre beſondern Schlupfwinkel zu
„folgen; ſo wird ſich ein ganz neuer Anblick
„ſeinen Augen darſtellen. — Hier wird er
„ſehen, wie jene großen Männer am Ruder
„des Staats, die keine Stunde vorher öffent-
„lich die wärmſten Freunde waren, jezt die
„argliſtigſten Anſchläge ſchmieden, einer den
„andern, zum Untergange des Staats ſelbſt,
„ins Verderben zu ſtürzen, ihrem Ehrgeiz zum
„Opfer. Hier wird er ſehen, wie Andre von
„weicherem Temperament, fern von Ehrgeiz,
„bloß der Liebe fröhnen. Doch, Philokles,
„wer ſollt' es denken.“ —

Bey dieſen Worten, wie Sie ſich erinnern werden, verrieth ich meinen Leichtſinn, und fieng laut an zu lachen. Schwerlich würden Sie mir dies verziehen haben, hätt' ich Ih-

nen

nen nicht offenherzig die wahre Urſach geſagt. Es geſchah nicht aus Mangel an Gefühl für das, was Sie ſagten. Ich dachte nur, es müßte wohl noch eine beſondere Urſach haben, warum Sie die Ehrgeizigen ſo leicht übergiengen, und gleich mit voller Ladung gegen die weicheren Geſchöpfe, die Verliebten, zu Felde zogen. Erſt hielt ich Sie für milzſüchtig: aber jezt glaubt' ich, Sie wären verliebt, und vielleicht ſo unglücklich angekommen, daß Sie Urſach hätten, ſich über Untreue zu beklagen. „Dies, dacht' ich, hat Palemon ſo in Eifer „geſezt. Daher jene böſe Welt! Daher jene „Verderbniß, jene Zerrüttungen, worüber er „ſeufzt."

Nachdem ich wegen meiner groben Ausgelaſſenheit um Verzeihung gebeten, die indeß ſo glücklich war, Sie in andre Laune zu ſezen, fielen wir natürlicher Weiſe auf eine etwas gelaſſenere Unterredung über die Natur und Urſach des Böſen überhaupt: „durch welche Ereigniß, welchen Zufall, durch welche „blinde Nothwendigkeit, Abſicht, oder Zulaſ„ſung es in die Welt gekommen; oder, da es „einmal vorhanden ſey, noch immer fortwähre." — Dieſe Frage, womit ſeichte Denker ſo leicht fertig werden, machte, wie ich

fand,

fand, einem Manne von ihrer ſcharfen Beurtheilungskraft und Penetration, mehr zu ſchaffen. Und dies führte uns unvermerkt auf eine ſtrenge Kritik der Natur, welche Sie, wegen vieler Ungereimtheiten, die ſie in Rückſicht auf den Menſchen und deſſen beſondern Zuſtand ſollte begangen haben, ſehr ſcharf anklagten.

Gern hätt' ich Sie überredt, etwas billiger von der Natur zu denken, und ihre Mängel in einem günſtigern Lichte anzuſehen. Meine Meynung war, der Fehler ſtecke nicht ſo ganz bloß in einem Theile, wie Sie wollten; ſondern jedes Ding habe ſein Maaß von Uebel: Vergnügen und Schmerz, Schönheit und Häßlichkeit, Gutes und Böſes, ſchienen mir allenthalben durch einander verwebt; und eins mit dem andern machte, meines Erachtens, eine ganz artige Miſchung, die im Ganzen genommen noch immer Annehmlichkeiten genug behielte. Ich ſtellte mir die Sache ungefähr eben ſo vor, wie einen reichen Stoff, wo die Blumen und der Grund ſo ſeltſam gepaart, ſo unregelmäßig angelegt, und die Farben ſo widrig gemiſcht ſind, daß ſichs in dem Muſter ſehr ſchlecht, im ganzen Stücke aber ſehr natürlich und ſchön ausnimmt.

Aber

Aber Sie bleiben immer bey ihrem Sinne. Nichts konnte bey Ihnen die Fehler oder Flecken dieſes Theils der Schöpfung, des Menſchen, entſchuldigen; wiewohl alles Uebrige für Sie vollkommen ſchön und ohne Tadel war. Selbſt Stürme und Ungewitter hatten ihre Schönheit in Ihren Augen, nur diejenigen ausgenommen, die in einem Menſchenherzen aufſteigen. Nur dieſes unbändige Geſchlecht von Sterblichen bewog Sie, die Natur anzuklagen. Und nun ſah' ich, warum die Geſchichte vom Prometheus Sie ſo ſehr entzückt hatte. Solch eines Werkmeiſters bedurften Sie für die Menſchen: und beynahe hätten Sie gewünſcht, daß unſre neuere Theologie dieſe Geſchichte beſtätigen möchte; damit Sie das höchſte Weſen von allem Antheil an dieſem verkehrten Werke freyſprechen, und alſo völlige Freyheit haben möchten, es ohne Gottloſigkeit zu ſchmähen.

Indeſſen ſagt' ich Ihnen, dies ſey nur eine ſchlechte Ausflucht der religiöſen Dichter unter den Alten. Jeder Einwurf ließ ſich auf die Art durch einen Prometheus leicht beantworten; zum Beyſpiel: „Warum hat „der Menſch urſprünglich ſo viel Thorheit „und verkehrtes Weſen? Warum ſo viel

„Stolz,

„Stolz, Ehrgeiz und ſeltſame Begierden? „Woher ſo viel Plagen und Fluch über ihn „und ſeine Nachkommen?“ — Prometheus war Schuld. Dieſer ſchöpferiſche Künſtler, mit ſeiner unglücklichen Hand, erklärte Alles. „Es iſt ſein Werk, ſagten ſie, und er mag „es verantworten.“ Sie meynten gewonnen Spiel zu haben, wenn ſie den Zweifler nur für einmal abweiſen, und die böſe Urſach weiter hinaus ſchieben konnten. Legte das Volk ihnen eine Frage vor, ſo erzählten ſie ihm ein Märchen, und ſchickten es damit befriedigt nach Hauſe. Niemand, außer einigen wenigen Philoſophen, waren, ihrer Meynung nach, ſo ungläubige Köpfe, daß ſie ſich damit nicht abweiſen ließen, ſondern weiter hinausſahen und eine zweyte Frage thaten.

Und in der That, fuhr ich fort, man ſollte ſichs nicht vorſtellen, wie ſchön ſich ein Märchen gebrauchen läßt, auch andre, als Kinder, abzuſpeiſen; und wie viel lieber die mehrſten Menſchen ſich mit dieſer papiernen Münze, als mit vollwichtigen Vernunftgründen bezahlen laſſen. Wir haben eben nicht Urſach, die Indianiſchen Philoſophen ſo ſehr auszulachen, wenn ſie ihrem Volk, auf die Frage, worauf denn dies ungeheure Weltgebäude

bäude ruhe, antworten: auf einem Elephanten. — Und der Elephant? — Eine kützliche Frage! die man aber billig gar nicht beantworten ſollte. Bloß hier ſind unſre Indianiſchen Philoſophen zu tadeln. Sie ſollten ſich an dem Elephanten begnügen, und nicht weiter gehen. Aber ſie haben noch eine Schildkröte im Vorrath, deren Rücken, denken ſie, breit genug iſt Die Schildkröte alſo muß die neue Laſt tragen: und ſo ſteht denn die Sache auf ſchlechtern Füßen, als vorher.

Von gleichem Schlage, ſagt' ich, ſey die heidniſche Erzählung vom Prometheus. Nur waren die heidniſchen Mythologiſten klug genug, ſich aus dieſer erſten Verſchanzung nicht vertreiben zu laſſen. Ein einziger Prometheus war genug, ihrem Jupiter die Laſt abzunehmen. Jupiter gab bey der ganzen Sache bloß einen Zuſchauer ab. Er entſchloß ſich, wie's ſcheint, neutral zu bleiben, um zuzuſehen, wie dieſer kühne Verſuch gelingen, wie der gefährliche Menſchentöpfer zu Werke gehen, und was er wohl herausbringen würde. — Herrlicher Einfall, den heidniſchen Pöbel zu beruhigen! Aber wie, meynen Sie, würd' ein Philoſoph dies verdauen? „Die „Götter, würd' er den Augenblick ſagen, konn„ten

„ten entweder des Prometheus Schöpfung „verhindern; oder ſie konnten es nicht. Konn„ten ſie es, ſo mußten ſie für die Folgen ſte„hen; konnten ſie es nicht, ſo waren ſie ein„geſchränkt und ohnmächtig, folglich keine „Götter mehr. Und Prometheus mag nun „das Ungefähr, das Schickſal, eine plaſti„ſche Natur, oder einen böſen Dämon, oder „was er wolle, bedeuten; immer bleibt er „ein Widerſpruch gegen die Allmacht.“

Daß ein ſo wichtiges, gefährliches Werk, als die Schöpfung, von einem Weſen, dem es an vollkommner Vorherſehung ſowohl als Macht fehlte, ſollte unternommen ſeyn, das, ſagten Sie, laſſe ſich freylich bey der Weisheit und Gerechtigkeit des höchſten Weſens nicht denken. Sie hielten ſich aber an die Vorherſehung. Sie gaben zu, daß der Schöpfer die Folgen eingeſehen, als er ſein Werk unternahm: Sie leugneten aber, daß es beſſer geweſen ſeyn würde, es zu unterlaſſen, wiewohl er den Erfolg voraus ſah. „Es „war beſſer, meynten Sie, daß der Entwurf „ausgeführt wurde, was auch immer aus „dem Menſchengeſchlecht werden, ſo übel ſich „auch der größte Theil deſſelben bey einer ſol„chen Schöpfung befinden möchte. Denn

„unmög=

„unmöglich konnte der Himmel etwas anders „als das Beſte wollen und ſchaffen. Selbſt „aus dieſem Elende, aus dieſem Böſen alſo, „das wir bey den Menſchen finden, müſſe „ohne Zweifel etwas Gutes entſpringen, et„was, das jenes Alles überwiegt und voll„kommen erſezt.“

Ich wunderte mich nicht wenig, wie ich Sie zu dieſem Bekenntniß bringen können, und fand bald nachher, daß Sie ſelbſt ziemlich in Verlegenheit dadurch kamen. Denn hier nahm ich Ihre eigne Parthey gegen Sie; ich ſezte alle Niederträchtigkeiten und Verderbniſſe des Menſchengeſchlechts in das nemliche Licht, wie Sie vorher gethan hatten, und ſtellt' es nun Ihnen anheim zu erklären, wie daraus irgend ein Vortheil oder ein Gut entſpringen könnte; oder wie es möglich ſey, etwas Vortreffliches oder Schönes in den tragiſchen Gemälden zu finden, die Sie ſelbſt ſo treffend nach dem Leben gezeichnet hatten? Ob nicht ein ſehr ſtarker philoſophiſcher Glaube dazu gehöre, ſich zu überreden, daß dieſe widrigen Theile, die Sie vorher ins Licht ſtellten, nur die nothwendigen Schatten eines ſchönen Stücks wären, und alſo unter die Schönheiten der Schöpfung gerechnet werden

müßten:

müßten: oder ob Sies für anſtändig hielten, dem Himmel die Maxime zuzuſchreiben, die Sie gewiß bey Menſchen durchaus nicht billigen würden, nemlich: „Böſes zu thun, da„mit Gutes daraus komme?“

Dies, ſagt' ich, erinnre mich an die Manier unſrer heutigen Prometheuſe der Markſchreyer, die ſolcher Wunder mancherley hier auf unſrer irdiſchen Bühne verrichten. Sie können Krankheiten und Zerrüttungen anrichten, um zu heilen und wieder herzuſtellen. Aber ſollten wir dergleichen Verfahren dem Himmel zuſchreiben? Sollten wir vermeſſen genug ſeyn, ſolche Quackſalber aus den Göttern, und einen ſolchen Patienten aus der armen Natur zu machen? „War dies ein „Grund von dem kränkelnden Zuſtande der „Natur? Oder wie fiel ſie ſonſt (die arme „Unſchuldige!) in ihre Krankheit oder Ver„derbniß? Wäre ſie urſprünglich geſund ge„weſen, oder gleich ohne Gebrechen erſchaffen „worden; ſo wäre ſie wohl immer ſo geblie„ben. Es machte den Göttern wenig Ehre, „ſie im Stich zu laſſen, oder einen Riß an „ihr zu überſehen, deſſen Ausbeſſerung ihnen „theuer zu ſtehen käme, und ſie für ihr eig„nes Werk büßen machte.“ —

Ich

Ich wollte eben den Homer als Zeugen anführen von den mancherley Widerwärtigkeiten des Jupiter, von dem Tode des Sarpedon, und den häufigen Queerſtrichen, welche die fatalen drey Schweſtern dem Himmel durch ſeine Rechnung machten. Aber ich merkte, daß dieſer Ton Ihnen mißfiel. Ich hatte nun meine Neigung zum Skepticiſmus ziemlich klar an den Tag gelegt. Und hier hielten Sie mir nicht nur die Religion vor, ſondern auch die Galanterie, die ich kurz vorher vertheidigt hatte. Beyde mußten gemeine Sache machen, mich anzugreifen, da Sie ſahen, daß ich an nichts feſt hielt; ſondern jezt eben ſo fertig war, wider dieſelbe zu reden, als ich vorhin geweſen war, ihre Sache zu führen, und die Moral der Verliebten zu vertheidigen. Dies, ſagten Sie, ſey meine Art bey allen philoſophiſchen Unterſuchungen: Die Gründe auf der einen Seite gefielen mir eben ſo gut, wie die auf der andern; ich bekümmerte mich nie darum, ob dieſe oder jene obſiegte, und lachte in dem einen Falle ſo gut, wie im andern; und ſelbſt wenn ich Andre überzeugte, ſchien' es doch nie, als ob ich ſelbſt überzeugt ſey.

Ich

Ich geſtand Ihnen, Palemon, Sie hätten nicht ganz Unrecht. Denn ich liebte vor allen Dingen die Gemächlichkeit; und vor allen Philoſophen diejenigen, die mit der mehrſten Gemächlichkeit philoſophirten, ohne Zorn oder Aengſtlichkrit, wie die ſo genannten Skeptiker, denen Sie ſelbſt in dieſem Stücke Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ich hielte demnach dieſe Art von Philoſophie für die behaglichſte, angenehmſte Bewegung und Uebung des Geiſtes, die ſich nur denken laſſe. Die andre Art ſey, meiner Meynung nach, ſehr verdrüßlich und mühſelig: „immer bloß auf „einer bezeichneten Bahn einher ſchlendern; „immer bloß auf ein beſtimmtes Ziel lostrei„ben; und ſich genau an dasjenige feſt hal„ten, was man, auf gutes Glück, Wahrheit „nennet: ein Punkt, der allem Anſehen nach „ſehr unbeſtimmt, und ſchwer auszumachen „ſey.“ Ueberdem trät' ich auf meinem Wege keinem Menſchen zu nahe. Ich wäre bey jeder Gelegenheit der erſte, welcher nachgäbe; und in Religionsſachen ſey kein Menſch weiter von profaner Spötterey und Irrlehren entfernt, als ich. Nie würd' ich die Selbſtgenugſamkeit haben, meinen geiſtlichen und gelehrten Vorgeſezten Aergerniß zu geben. Niemand

mand verließe ſich weniger auf ſeinen eignen Verſtand, als ich; auch ſey ich keiner von denen, welche die Vernunft über den Glauben erheben, oder ſich feſt auf dasjenige ſtützen, was dogmatiſche Köpfe Demonſtration nennen und vermeſſen genug ſind, es den heiligen Geheimniſſen der Religion entgegenzuſezen. Und um Ihnen zu zeigen (fuhr ich fort) wie unmöglich es für Leute unſrer Art iſt, jemals von dem allgemeinen und feſtgeſezten Glauben abzuweichen, ſo bedenken Sie doch, daß, da Andre mit ihren eignen Augen ſehen wollen, was gut und wahr und anſtändig in der Religion iſt, wir hingegen bloß mit den Augen dieſer unſrer geiſtlichen Führer zu ſehen verlangen. Wir vermeſſen uns auch nicht, dieſe Führer ſelbſt zu beurtheilen; ſondern unterwerfen uns ihnen, als Leuten, die von unſern rechtmäßigen Obern über uns geſezt ſind. Kurz, Sie Herrn Vernünftler, die in allen Dingen bloß Ihrer Vernunft folgen, wollen Alles wiſſen, und glauben wenig oder nichts; da wir hingegen nichts wiſſen, und Alles glauben.

Hier ſchwieg ich; und ſtatt aller Antwort fragten Sie mich ganz kalt: „Ob ich bey die„ſem allerliebſten Skepticiſmus zwiſchen Red-„lich-

„lichkeit und Unredlichkeit in Handlungen nicht „mehr Unterſchied machte, als zwiſchen Wahr„heit und Falſchheit, Richtigkeit und Unrich„tigkeit in Vernunftſchlüſſen?“

Ich getraute mich nicht zu fragen, was Sie hiermit haben wollten. Ich fürchtete es nur zu deutlich zu ſehen, und daß ich Ihnen durch dieſes leichtfertige Geſchwäz, das ich in einigen Modegeſellſchaften unſrer feinen Welt gelernt hatte, Anlaß gegeben, mich der ärgſten Art des Skepticiſmus, der keines Dinges ſchont, ſondern alle Grundſäze, der Moral ſowohl als der Religion, übern Haufen wirft, im Verdacht zu haben.

Verzeihen Sie, guter Palemon, ſagt' ich; ich ſehe, Sie ſind beleidigt, und Sie haben Recht. Wie aber, wenn ich mich bemühte, mein ſkeptiſches Vergehen dadurch wieder gut zu machen, daß ich mir ein bekanntes Vorrecht der Skeptiker zu Nuze machte, und mich eben der Sache recht eifrig annähme, die ich bisher beſtritten? Glauben Sie nur nicht, ich werde mich ſo ſehr verſteigen, die geoffenbarte Religion, oder die heiligen Geheimniſſe des chriſtlichen Glaubens vertheidigen zu wollen. Ich bin zu unwürdig eines ſolchen Unternehmens, und würde den Gegenſtand entweihen.

Ich

Ich rede hier bloß von Philoſophie: ich möch-te bloß einen Verſuch machen, was ſich aus dieſer zuſammenbringen ließe, den Hauptgründen des Atheismus die Spize zu bieten, und das wieder aufzubauen, was ich vorher in dem Syſtem des Theiſmus einreißen wollte.

Ihr Vorſaz, ſagten Sie, macht mich ſehr geneigt, mich mit Ihrem Charakter, dem ich bald nicht viel getrauet hätte, wieder auszuſöhnen. Denn ſo ſehr ich den Theiſmus, oder den Namen Deiſt, in dem Sinne, da die Offenbarung dadurch verworfen wird, haſſe; ſo glaub' ich doch, daß im genaueſten Verſtande alles auf dem Theiſmus beruhet, und daß keiner ein feſtgegründeter Chriſt ſeyn kann, ohne vorher ein guter Theiſt zu ſeyn. Denn Theiſmus kann bloß dem Polytheiſmus oder Atheiſmus entgegengeſezt werden. Ich kanns daher nicht ausſtehen, wenn man den Namen Theiſt, den höchſten aller Namen, als ein Schimpfwort gebraucht, und ihn dem Chriſtenthum entgegenſezt. „Gleich als wäre „unſre Religion eine Art von Magie die nicht „auf dem Glauben eines einzigen höchſten „Weſens beruhte. Oder als wäre der feſte „vernunftmäßige Glaube an ein ſolches We-„ſen, nach philoſophiſchen Gründen, eine

„Eigen-

„Eigenſchaft, die uns unfähig machte, noch „etwas mehr zu glauben.“ Herrliche Vorausſezung für diejenigen, die von Natur zum Unglauben gegen die Offenbarung geneigt ſind, oder aus Eitelkeit eine ſolche Freydenkerey affektiren! —

Aber laſſen Sie hören, fuhren Sie fort, ob Sie in vollem Ernſt und aufrichtig geſonnen ſind, dieſe Meynung, die der Grund aller Religion iſt, zu vertheidigen; oder ob Sie nur, wie bisher, Ihren Spaß mit der Sache treiben wollen? „Sie mögen nun dar- „ber denken, was Sie wollen, Philokles, ſo „ſollen Sie damit heraus. Sie können jezt „nicht länger vorwenden, daß Zeit oder Ort „ſich für ſo ernſthafte Materien nicht ſchicke. „Die bunte, luſtige Scene iſt mit dem Tage „verſchwunden. Unſre Geſellſchaft hat ſchon „lange das Feld geräumt. Und nichts kann „tiefe Betrachtungen und ernſthafte Geſprä- „che mehr begünſtigen, als die feyerliche Ma- „jeſtät einer ſolchen Nacht wie dieſe.“

So fuhren Sie fort, Palemon, immer ſtärker in mich zu dringen, bis Sie mich endlich mit Gewalt zu folgendem Strom von philoſophiſchem Enthuſiasmus hinriſſen.

Sie werden alſo finden, ſagt' ich mit gravitätiſcher Miene, daß es mir möglich iſt, ernſthaft zu ſeyn; und daß ich einen guten Anſaz habe, es auf immer zu werden. Ihre zur Unzeit angebrachte, übertriebne Ernſthaftigkeit, war vielleicht Schuld, daß ich auf das entgegengeſezte Extrem verfiel, um Ihrer melancholiſchen Laune Einhalt zu thun. Aber ich habe jezt eine beſſere Meynung von dieſer Melancholie; und ungeachtet der grillenfängeriſchen Wendung, die Sie ihr zu geben beliebten, bin ich doch verſichert, daß ſie ganz etwas anders, als irgend eine von den phantaſtiſchen Urſachen, die ich anführte, zum Grunde hat. „Liebe iſt ohne Zweifel ihre „Quelle: aber eine edlere Liebe, als gemeine „Schönheiten in uns entzünden.“ —

Hier fieng ich nun auch an, meine Stimme zu erheben, und den feyerlichen Ton, den Sie mich gelehrt hatten, nachzuahmen. „Bey „Ihrer Kenntniß, fuhr ich fort, bey Ihrer „großen Kenntniß und Erfahrung in allen „Klaſſen und Graden der Schönheit, in allen „geheimnißvollen Reizen beſonderer Geſtalten, „erheben Sie ſich zum Allgemeinern; und

„mit

„mit einem weiteren Herzen, mit einem viel „umfaſſenderen Geiſte, ſuchen Sie edelmüthig „nur das Höchſte in jeder Art auf. Unge„feſſelt durch die Züge eines ſchönen Geſichts, „oder das harmoniſche Ebenmaß eines menſch„lichen Körpers, beſchauen Sie das Leben „ſelbſt, und umarmen lieber den Geiſt, wel„cher der äußern Geſtalt erſt Glanz und wahre „Liebenswürdigkeit mittheilt.

„Aber der Genuß einer ſolchen einzelnen „Schönheit kann eine ſo hochſtrebende Seele „nicht befriedigen. Sie ſucht mehrere Schön„heiten zu vereinigen, und durch Verſchmel„zung derſelben eine ſchöne Geſellſchaft her„vorzubringen. Sie betrachtet Geſellſchaf„ten, Freundſchaften, Verwandtſchaften, ge„genſeitige Pflichten, und überlegt, aus wel„cher Harmonie beſonderer Geiſter die allge„meine Harmonie, das Wohl des Ganzen, „entſpringe.

„Selbſt mit dem gemeinſamen Wohl in „einer einzelnen Geſellſchaft von Menſchen „nicht zufrieden, bildet ſie ſich einen edleren „Gegenſtand, und ſucht mit erweiterter Nei„gung das Wohl des ganzen Menſchenge„ſchlechts. Sie verweilt mit Vergnügen „bey jenen Verhältniſſen und Einrichtungen,

„auf

„auf welchen dieſe ſchöne Uebereinſtimmung, „dieſe herrliche Eintracht zu Einem allgemei„nen Wohl, beruhet. Geſeze, Anordnungen, „bürgerliche und religiöſe Gebräuche; alles, „was das rohe Menſchengeſchlecht polirt und „verfeinert; Wiſſenſchaften und Künſte, Phi„loſophie, Moral, Tugend; der blühende „Zuſtand menſchlicher Dinge, und die Voll„kommenheit der menſchlichen Natur; dies iſt „ihr seligſter Anblick, dies der Zauber der „Schönheit, welcher ſie ſo mächtig feſſelt.

„Immer brennend von dieſem edlen Trie„be — ſo groß iſt ihre Liebe zur Ordnung „und Vollkommenheit — ſteht ſie ſelbſt hier noch „nicht ſtille; nicht zufrieden mit der Schön„heit eines Theils, breitet ſie ihre immer mit„theilende Güte noch weiter aus, ſucht das „Wohl Aller, und findet erſt in der Glückſe„ligkeit des Ganzen ihre Befriedigung. Ge„treu ihrem Geburtsorte und höherem Vater„lande, ſieht ſie ſich hier nach Ordnung und „Vollkommenheit um; ſie wünſcht das Beſte, „und hoffet mit Zuverſicht, hier eine gerechte „und weiſe Regierung zu finden.

„Und da alle dieſe Hoffnung vergebens „und eitel wäre, wenn kein allgemeiner Geiſt „Alles beherrſchte; weil ohne dieſe höchſte

„Weis-

„Weisheit und gütige Fürſehung die Welt in „Zerrüttung und unendliches Elend verſinken „müßte; ſo beſtrebt ſich eben hier die edle „Seele jene beſeligende Grundurſach zu ent„decken, welche das Wohl des Ganzen aufs „ſicherſte gründet, die Schönheit der Dinge „und die allgemeine Ordnung aufs vollkom„menſte erhält.

„Dies, Palemon, iſt das Streben Ihrer „Seele; dies ihre Melancholie: Sie ringen, „die höchſte Schönheit zu entdecken; aber ver„gebens; ſchwarze Wolken verhüllen Ihnen „ihren Anblick. Ungeheuer ſteigen auf, nicht „aus Lybiſchen Wüſten, ſondern aus dem viel „fruchtbarern Herzen des Menſchen, und ver„unſtalten mit ihrer ſcheußlichen Geſtalt den „Anblick der Natur. Dieſe wird alſo mit ih„rer vermeinten Ohnmacht und Verkehrtheit „verachtet, die Regierung der Welt angeklagt, „und die Gottheit wird ein Unding.

„Auf alle dieſe Schwierigkeiten hat man „Antworten die Menge; man zeigt, warum „die Natur irre, und wie es zugegangen, „daß ſie ſo ohnmächtig und irrig aus einer „Hand gekommen, die nicht irren kann. Aber „ich leugne, daß ſie irret; und ſelbſt da, wo „ſie am unwiſſendſten oder verkehrteſten in

„ihren Werken zu ſeyn ſcheint, behaupt' ich,
„daß ſie eben ſo weiſe und vorſichtig handelt,
„als in ihren trefflichſten Werken. Denn
„nicht dann beklagen wir uns über die Ein-
„richtung der Welt, nicht dann iſt der An-
„blick der Dinge uns verhaßt, wenn wir ſe-
„hen, daß ſo mancherley verſchiedne Intereſ-
„ſen ſich durchkreuzen und im Wege ſtehen;
„daß Naturen einander untergeordnet, von
„verſchiedner Art, eine der andern entgegen-
„geſezt, und die geringern den höheren in ih-
„ren verſchiednen Wirkungen unterworfen
„ſind. Vielmehr bewundern wir eben wegen
„dieſer Ordnung unter den verſchiednen Klaſ-
„ſen der Dinge die Schönheit der Welt, die
„alſo aus lauter kontraſtirenden Gegenſäzen
„entſpringt, wo alle die mannichfaltigen Diſ-
„ſonanzen ſich in allgemeine Harmonie auflöſen.

„So iſt, zum Beyſpiel, unter den ver-
„ſchiednen Klaſſen irdiſcher Geſchöpfe eine ge-
„wiſſe Reſignation nothwendig, da eins ſich
„für das andre aufopfern, eins dem andern
„weichen muß. Die Pflanzen erhalten durch
„ihren Tod die Thiere; und die aufgelöſten
„Leiber der Thiere, befruchten die Erde, und
„ernähren das Pflanzenreich. Die unzähl-
„bare Menge der Inſekten wird durch die hö-
„heren

„heren Gattungen der Vögel und vierfüßigen „Thiere, und dieſe wieder durch den Menſchen „vermindert; welcher dagegen andern Natu„ren unterworfen iſt, und gleich ihnen ſeinen „ſterblichen Leib dem Ganzen zum Opfer „bringt. Wenn wir nun bey Naturen, die „ſo wenig eine über die andre erhaben ſind, „dieſe gegenſeitige Aufopferung ihrer Vorthei„le ſo billig finden; mit wie viel größerem „Rechte müſſen dann nicht alle geringern Na„turen der allerhöchſten Natur, der Welt, „unterworfen ſeyn! derjenigen Welt, Pale„mon, die noch eben jezt Sie ſo ſehr entzück„te, da der Sonne ſchwindendes Licht jenen „glänzenden Geſtirnen Plaz machte, und dies „unermeßliche Syſtem Ihrer Betrachtung „darſtellte!

„Hier herrſchen jene Geſeze, die unmög„lich einem irdiſchen Dinge untergeordnet wer„den können oder dürfen. Jene Centralkräf„te, wodurch das unvergängliche Weltgebäu„de in ſeinem Gleichgewicht und ſeiner Bewe„gung erhalten wird, dürfen nicht aufgeho„ben werden, um einen vergänglichen Leib „zu retten, ein armſeliges Geſchöpf, welches „am Abgrunde ſchwindelt, zu halten, deſſen „gebrechlicher Bau, würd' er auch noch ſo

„ſehr

„ſehr geſchüzt, doch von ſelbſt ſo bald verwe„ſen muß. Die Luft, die uns umgiebt, die „Dünſte, die aus der Erde aufſteigen, die „Meteore, die über unſern Häuptern ſchwe„ben, oder was ſonſt zu Nährung und Erhal„tung dieſer Erde dient, alles das wirkt ſei„ner Natur gemäß; und andre Einrichtungen „müſſen ſich dem Wohlſtande und der Ein„richtung des allerhaltenden Erdkörpers un„terwerfen.

„Wir dürfen uns daher nicht wundern, „wenn durch Erdbeben, Stürme, peſtilenzia„liſche Seuchen, Waſſerfluthen, irdiſches oder „himmliſches Feuer, die lebendigen Geſchöpfe „oft Schaden leiden, und vielleicht ganze Ge„ſchlechter derſelben auf einmal zu Grunde ge„hen. Viel weniger aber darf es uns befrem„den, wenn entweder durch äußerliche Verle„zung oder durch inneres Gift einer feindſe„ligen Materie, einzelne Geſchöpfe ſelbſt in „ihrer erſten Empfängniß verunſtaltet werden, „wo die Krankheit den Siz der Zeugung an„greift, und die Saamentheile verdorben und „in ihrer gehörigen Wirkung verhindert wer„den. Nur dann kommen Mißgeburten zum „Vorſchein: die Natur wirkt dabey nicht an„ders, wie gewöhnlich, weder verkehrt, noch

„irrig,

„irrig, weder nachläſſig, noch kraftlos; ſon„dern durch einen höheren Gegner, durch die „ſiegende Kraft einer andern mächtigern Na„tur, überwältigt.

„Eben ſo wenig dürfen wir uns wundern, „wenn der innere Bau, die Seele und das „Temperament, an dieſer zufälligen Verun„ſtaltung Theil nimmt, und oft mit ihrem „Gatten ſympathiſirt. Was iſt natürlicher, „als die Schwachheit oder Verderbniß eines „Geiſtes, der in einen ſo gebrechlichen Körper „eingeſchloſſen iſt, von ſo kränklichen Organen „abhängt!

„Hier haben Sie alſo die Auflöſung, die „Sie verlangen; hier ſehen Sie die Quelle „jener Flecken, welche die Natur, dem An„ſchein nach, verunſtalten. Aber alles dies „iſt natürlich und gut. Das Gute behält „immer die Oberhand; und jede der Verderb„niß unterworfene und ſterbliche Natur, iſt „mit ihrer Sterblichkeit und Verderbniß nur „einer beſſeren zinsbar, alle aber jener beſten „und höchſten Natur, welche unverderblich „und ewig iſt."

Kaum hatt' ich dieſe Worte ausgeredt, als Sie mich voller Verwunderung fragten, was mir zugeſtoßen, daß ich ſo auf einmal ei-

nen

nen ganz andern Charakter angenommen, und Gedanken geäußert hätte, die doch gewiß, meynten Sie, einigen Grund in mir haben müßten, weil ich ſie ſonſt ſchwerlich mit ſo inniger Wärme hätte vortragen können.

O, ſagt' ich, Palemon! wär' ich doch ſo glücklich geweſen, Sie neulich anzutreffen, da ich eben von einem Freunde auf dem Lande zurückkam, deſſen Umgang in zwey Tagen einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht hatte, daß Sie mich nicht beſſer hätten wünſchen können. Sie hätten gewiß geglaubt, ich ſey von meinem Skepticismus und Leichtſinn ſo ſehr geheilt, daß ich künftig über nichts in der Welt, am wenigſten über ſo ernſthafte Gegenſtände, wie dieſe, ſo ins Gelach hinein ſpotten würde.

Wahrhaftig, ſagten Sie, ich mögte wünſchen, wir wären lieber damals zuſammen getroffen, oder jene guten und ernſthaften Eindrücke Ihres Freundes hätten ununterbrochen bis auf dieſen Augenblick bey Ihnen fortgedauert.

Dem ſey, wie ihm wolle, Palemon, ſagt' ich, ſo ſind ſie noch nicht ſo ganz bey mir erloſchen, daß ich ſie nicht leicht, wie Sie ſehen, wieder erwecken könnte; wär' ich nicht beſorgt — Beſorgt! ſagten Sie; und für wen, guter

guter Philokles? ich bitte Sie. Für mich, oder für Sie ſelbſt? — Für uns Beide, erwiedert' ich. Denn war ich gleich beynahe vollkommen von meinem Skepticiſmus geheilt, ſo wars doch durch ein Mittel, das ich für noch viel ärger halte — vollkommne Schwärmerey. Sie haben in Ihrem Leben keinen liebenswürdigern Schwärmer gekannt!

Wär' er mein Freund, ſagten Sie, ich würde ſchwerlich ſo frey mit ihm umſpringen. Vielleicht wäre das auch in meinen Augen wohl nicht Schwärmerey, was Sie ſo zu nennen belieben. Ich habe ſtarken Verdacht, daß Sie ihm Unrecht thun; und ich werde nicht eher ruhen, als bis Sie mir mehr von den ernſthaften Unterredungen erzählen, um derentwillen Sie ihn zum Schwärmer machen.

Ich muß geſtehen, ſagt' ich, er hatte nichts von jenem wilden, verſtörten Weſen gewöhnlicher Schwärmer. Alles an ihm war heiter, ſanft, gefällig und harmoniſch. Er hatte mehr von dem liebenswürdigen Enthuſiasmus jener alten Dichter, der Sie ſo oft bezaubert, als von der rauhen ungeſelligen Art unſrer neueren Zeloten; dieſer trozköpfigen, ſauertöpfiſchen Herrn, welche die Religion nicht anders vertheidigen, als ein Renommiſt ſein

Mäd-

Mädchen, und uns unterdeß eine ſehr gleich⸗gültige Meynung von den Verdienſten ihrer Gebieterinn, und von ihrem eignen Wize bey⸗bringen, indem ſie etwas anbeten, was ſie ſich nicht getrauen andern ſehen zu laſſen, noch ſich ſelbſt die Mühe geben, es recht beym hel⸗len Lichte zu betrachten. Aber hier, ich ſtehe dafür, war nichts Verdecktes oder Geſchmink⸗tes. Alles war unverſtellt, offen, und ächt, wie die Natur ſelbſt. Die Natur war ſeine Geliebte; die Natur beſang er. Und wenn man von Jemanden ſagen kann, er habe eine natürliche Gebieterinn, ſo gilt es von meinem Freunde, deſſen Herz ſo ganz von der Natur gefeſſelt war. Aber Liebe bleibt doch immer Liebe; das fand ich auch hier. War gleich der Gegenſtand ſo vortrefflich, und die Leiden⸗ſchaft, die er erzeugte, ſo edel; ſo war doch die Freyheit, meinem Bedünken nach, noch vortrefflicher und edler: und ich, der ich nie Luſt gehabt, mich in eine andre Liebe von ei⸗niger Dauer einzulaſſen, ich ſcheute mich um deſto mehr vor dieſer, die eine ſolche Gewalt über meinen armen Freund hatte, daß ſie ihm das Anſehen des vollkommenſten Schwärmers von der Welt gab, das beißige Weſen allein ausgenommen. Denn dies war ganz beſon⸗

ders bey ihm: „er hatte zwar alles vom
„Schwärmer, aber nichts vom Abergläubigen.
„Er hörte alles mit Gefälligkeit und Vergnügen
„an; und nahm mirs nicht übel, wenn ich alle
„ſeine Gedanken für Träume erklärte, und, als
„ein wahrer Skeptiker, alle ſeine Syſteme zer-
„trümmerte.“

Dieſer Charakter gefiel Ihnen ſo außerordentlich, daß Sie mich kaum ausreden ließen. Ich ſahe wohl, daß Sie mir nicht Ruhe laſſen würden, bis ich Ihnen das Wichtigſte von dem, was zwiſchen mir und meinem Freunde in dieſen beiden Tagen unſers einſamen Aufenthalts auf dem Lande vorgefallen war, erzählt hätte. Einmal übers andre bat ich Sie, ſich in Acht zu nehmen: „Sie kennen, ſagt' ich, die Gefahr
„dieſer philoſophiſchen Leidenſchaft noch nicht;
„Sie bedenken nicht, was Sie ſich vielleicht da-
„durch zuziehen, und mir nachher Schuld ge-
„ben werden. Ich habe mich leider ſchon weit
„genug eingelaſſen; und Sie treiben mich nun,
„auf Ihre eigne Gefahr, noch weiter.“ —

Alles, was ich ſagen konnte, machte nicht den geringſten Eindruck auf Sie. Statt aber dieſen Abend weiter fortzufahren, macht' ich mich verbindlich, Ihnen zu gefallen Schriftſteller zu werden, und die Denkwürdigkeiten jener beiden

den philoſophiſchen Tage zu Papiere zu bringen. Ich verſprach zugleich, mit dem, was dieſen lezten Tag zwiſchen uns beiden vorgegangen, den Anfang zu machen; welches ich denn, wie Sie ſehen, als Einleitung zu meiner Geſchichte, gethan habe.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Philokles an Palemon.

Nach einem Tage, wie der geſtrige, konnte mirs den Morgen darauf beym Erwachen nicht anders als hart, dünken, daß ich mich ſo feſt verbindlich gemacht, ohne Verzug in der nemlichen philoſophiſchen Unterſuchung fortzufahren, und zwar unter den nachtheiligſten Umſtänden von der Welt. Denn ich ſpielte nun nicht länger die angenehme Rolle eines Geſellſchafters. Ihrer Gegenwart und Unterredung, die mir bisher fortgeholfen, mußt' ich jezt entbehren. Ich war allein; in meine Studierſtube eingeſchloſſen; genöthigt, für mich ſelbſt nachzudenken; und in der verdrüßlichen Lage eines Schriftſtellers und Geſchichtſchreibers über die ſchwerſte Materie, die ſich nur denken läßt.

Doch

Doch hier kam der gütige Himmel, wie mich dünkt, mir gewiſſermaßen zu Hülfe. Denn wenn Träume von Jupiters Thron abgeſandt werden, wie Homer uns lehrt; ſo darf ich wohl glauben, daß der meinige, beſonders da er ſich mit der Morgenröthe einfand, ein günſtiger Traum von der ächten Art geweſen; wenigſtens gab er mir eine helle, vollkommne Vorſtellung von dem, was ich ſo ſehnlich in mein Gedächtniß zurückzurufen wünſchte.

Ich fand mich in eine entlegne Gegend verſezt, die mir die prächtigſte ländliche Scene darſtellte. Es war ein Berg nicht weit von der See, ſein Gipfel mit alten ehrwürdigen Eichen bekränzt; zu ſeinem Fuße wand ſich ein klarer Bach durch eine wohlangebaute Ebne; über welche hinaus das offne Meer die Ausſicht begränzte.

Kaum hatt' ich den Ort betrachtet, als ich bemerkte, daß es derſelbe war, wo ich den zweyten Tag meines Aufenthalts auf dem Lande mich mit dem Theokles unterredet hatte. Ich ſah mich um, und ſuchte meinen Freund; ich rief: Theokles! und erwachte. Aber ſo mächtig war der Eindruck dieſes Traums, ſo lebendig meine Vorſtellung von der Perſon, den Worten und dem ganzen Betragen meines Freundes,

daß

daß ich mir jezt einbilden konnte, ich ſey auf eine philoſophiſche Art, wie jener Römiſche Weiſe*) von ſeiner Aegeria, begeiſtert, und eingeladen, bey dieſer Gelegenheit mit meiner philoſophiſchen Muſe einen Verſuch zu machen. Denn mit Recht konnt' ich ihren Beyſtand hoffen, da ich von meinem Theokles reden wollte, der die Muſen ſo ſehr liebt, und gewiß von ihnen nicht weniger geliebt wird.

Ich kehre alſo wieder zu jener wahren ländlichen Scene, und zu jenem heroiſchen Genius, dem Gefährten und Führer meiner erſten Gedanken über dieſe tiefen Materien, zurück. Den erſten Morgen fand ich ihn mit ſeiner geliebten Mantuaniſchen Muſe in den Feldern herumſchweifen; denn man ſagte mir in ſeinem Hauſe, daß er, ſeiner Gewohnheit nach, hinausgegangen ſey, zu leſen. So bald er mich ſah, verſchwand ſein Buch, und er eilte mir mit offnen Armen entgegen. Nachdem wir uns umarmt hatten, bezeugt' ich meine Neugier, zu wiſſen, was er geleſen hätte; und fragt' ihn, ob es etwa was Geheimes wäre, wozu ich keinen Zutritt haben dürfte? — Er zeigte mir hierauf ſeinen Dichter; und mit lächelnder Miene ſprach er: Nun ſagen Sie mir im Ernſt,

Philo-

*) Numa.

Philokles, erwarteten Sie nicht irgend ein myſteriöſeres Buch, als dies? — Ja, ſagt' ich, bey Ihrer Neigung zum Nachdenken hätt' ich freylich etwas anders erwartet. — Und meynen Sie denn, erwiedert' er, daß man ohne Nachdenken an dieſen göttlichen Dichtern wahrhaftig Geſchmack finden könne? — In der That, ſagt' ich, ich hätte nie geglaubt, daß man nachdenkend werden, oder ſich von der Welt abſondern müſſe, um den Virgil oder Horaz zu leſen.

Sie nennen da zwey, ſagt' er, die man wohl ſchwerlich für ſo ſehr ähnlich halten kann; wiewohl ſie beide Freunde und gleich vortreffliche Dichter waren. Doch, da es Ihnen gefällt, ſie zuſammenzuſtellen, ſo mögt' ich nur wiſſen, ob Sie irgend eine Gemüthsfaſſung für geſchickter halten, ſie zu leſen, als die, worinn ſie ſelbſt geſchrieben haben. Darinn waren ſie gewiß beide von Herzen eins, daß ſie die Abſonderung von der Welt liebten; da ſie einer Lebensart, welche Sie nachdenkend nennen, ſo willig die höchſten Vortheile, die Vergnügungen, und die Gunſt des Hofes aufopferten. Doch ich wag' es, zum Vortheil der Einſamkeit oder Abſonderung von der Welt noch mehr zu ſagen, nemlich: „daß

„nicht nur die beſten Schriftſteller, ſondern „auch die beſte Geſellſchaft dieſer Würze be„dürfen.“ Die Geſellſchaft ſelbſt kann ohne einige Enthaltſamkeit, ohne zuweilen in der Stille für ſich nachzudenken, unmöglich recht genoſſen werden. Alles wird unſchmackhaft, langweilig und widerlich, wenn nicht dann und wann einſame Stunden dazwiſchen kommen. Sagen Sie, Philokles, haben Sie ſelbſt es nicht oft ſo gefunden? Glauben Sie, daß diejenigen Verliebten ſich auf den Vortheil ihrer Liebe verſtehen, die keinen Augenblick von einander getrennt ſeyn wollen? Oder würden das kluge Freunde ſeyn, die beſtändig ungetrennt bey einander zu leben wünſchten? Was für Reiz alſo kann die Welt haben, dieſe Alltagswelt, wo Gutes und Schlechtes durch einander gemiſcht iſt, wenn man nicht zuweilen ein wenig der Einſamkeit genöſſe, nicht dann und wann von der großen Heerſtraße, dem abgetretenen Pfade des Lebens, aus dem ewigen Cirkel von Geräuſch und Gepränge, welcher die ekelnden ermüdeten Menſchen zwingt, bey jedem armſeligen Zeitvertreibe um Erholung zu betteln, ſeitab träte?

Nach Ihrer Regel, Theokles, ſagt' ich, wäre wohl kein ſolches Ding, als wahre

Glückſeligkeit oder wahres Gut, im menſchlichen Leben zu finden, weil jedes Vergnügen ſo bald unſchmackhaft und zum Ekel wird; worauf wirs denn alſobald gegen etwas anders verwechſeln; dies wieder gegen etwas anders; und ſo immer fort. Ich bin verſichert, wenn die Einſamkeit für etwas in der Welt als eine Arzney, als eine Abwechſelung dienen kann, ſo giebt es nichts, was nicht wieder der Einſamkeit eben dieſen Dienſt leiſten könnte; und dieſe bedarf deſſelben mehr, als irgend ſonſt etwas. Und ſo kann es gar kein Gut geben, welches gleichförmig oder beſtändig wäre. Glückſeligkeit iſt ein Ding, das ganz außer dem Wege liegt, und ſich nur im Herumwandern finden läßt.

O Philokles! fiel er mir ein, ich freue mich, Sie dem wahren Gut und der Glückſeligkeit nachſpüren zu ſehen; ſo ſehr Sie immer dabey herumirren mögen. Ja, wenn Sie gleich zweiflen, ob es überall ein ſolches Ding gebe, ſo bin ich ſchon zufrieden, wenn Sie ſich nur auf Vernunftſchlüſſe einlaſſen; ich habe dann immer noch Hoffnung. Aber ſehen Sie, wohin Sie unvermerkt gerathen ſind! Denn wenn Sie alles wahre Gut deßwegen verwerfen, weil Sie in allem, was

ſich

ſich nur denken läßt, nichts finden, das ſich beſtändig als ſolches bewähre; ſo ſezen Sie den Grundſaz feſt, — und meiner Meynung nach ſehr richtig: — „daß nichts gut ſeyn „kann, als was beſtändig iſt.“

Ich geſtehe, ſagt' ich, Alles, was ich von irdiſchen Vergnügungen kenne, iſt unbeſtändig. Die Dinge, die uns vergnügen, gehen immer ſchnell vorüber; und das Gut ſelbſt, ſey es was es wolle, hängt nicht weniger von unſrer Laune, als vom Glücke ab. Manche Dinge werden wohl vom Schickſal verſchont; aber der Zeit entgeht nichts. Alter, Veränderung des Temperaments, andre Denkungsart, andre Leidenſchaften, neue Verbindungen, neue Lebensart, neuer Umgang, das geringſte von allem dem iſt gefährlich, und allein hinreichend unſre Freuden zu zerſtören. Bleibt gleich der Gegenſtand derſelbe, ſo ändert ſich doch der Geſchmack und das flüchtige Gut ſchwindet wie ein Schatten. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn Sie mir irgend etwas im Leben nennen könnten, das nicht eben ſo wandelbarer Natur, und dem allgemeinen Schickſal der Sätigung und des Ekels unterworfen wäre.

Ich

Ich ſehe alſo, erwiedert' er, daß der gangbare Begriff vom wahren Gut Ihnen nicht Genüge thut. Sie ſcheuen ſich nicht, ſelbſt da zu ſkeptiſiren, wo es ſonſt keinem Menſchen einfällt, nur unſchlüſſig zu ſeyn. Denn faſt Jedermann philoſophirt über dieſen Punkt dogmatiſch. Alles behauptet einmüthig, „daß „Vergnügen unſer wahres Gut ſey.“

Mögt' es dieſen Herrn nur belieben, ſagt' ich, uns zu belehren, „welches Vergnügen, „oder von welcher Art;“ mögten ſie nur einmal die beſondere Gattung deſſelben genau beſtimmen; ein ſolches Vergnügen nemlich, welches beſtändig daſſelbe, und zu allen Zeiten gleich wählens- und wünſchenswürdig bliebe: dann mögt' ich mich vielleicht eher begnügen laſſen. Aber ſo lange Wille und Vergnügen gleichbedeutende Wörter ſind; ſo lange Alles, was uns gefällt, Vergnügen heißt, und wir nie anders wählen, als nach unſerm Gefallen, ſo iſt es lächerlich, zu ſagen: „Vergnügen iſt unſer wahres Gut.“ Denn dies hat eben ſo wenig Sinn, als wenn man ſagte: „Wir wählen dasjenige, was wir für „wählenswürdig halten;“ und: „Wir finden „Vergnügen an dem, was uns Vergnügen „macht:“ Die Frage iſt, „ob wir mit Recht

„an

„an einem Dinge Vergnügen finden, und ob „wir ſo wählen, wie wir ſollten?“ Denn ſo ſehr Kinder auch an ihrem Puppenwerk oder an allem, was ihre zarten Sinnen rührt, Vergnügen finden; ſo können wir doch unmöglich an ihrer Freude von Herzen Theil nehmen, oder uns einbilden, daß ſie wirklich ein außerordentlich groſſes Gut beſitzen. Doch wiſſen wir, daß ihre Sinnen eben ſo ſcharf, des Vergnügens eben ſo empfänglich ſind, als die unſrigen. Eben dies gilt auch von Thieren, die an Lebhaftigkeit und Feinheit der ſinnlichen Empfindung gröſtentheils vor uns den Vorzug haben. Auch gewiſſe niedrige und garſtige Vergnügungen der Menſchen, ſollten ſie auch noch ſo anhaltend genoſſen, und von denen, die ſie genieſſen, noch ſo hoch geſchäzt werden, würd' ich doch nie mit dem Namen Glückſeligkeit, oder Gut, beehren können.

Sie wollten alſo, ſagt' er, von der unmittelbaren Empfindung und Erfahrung deſſen, der an irgend einem Dinge Vergnügen findet und durch den Genuß deſſelben befriedigt wird, appelliren?

Allerdings wollt' ich das thun, fuhr ich mit eben dem Eifer fort, den Theokles gegen

diese

dieſe Dogmatiker über das Vergnügen bey mir erregt hatte. Denn giebt es wohl ein ſo verworfenes Geſchöpf auf Erden, welches nicht ſein eignes Vergnügen hochſchäzt? Thut nicht der aller grämlichſte, giftigſte Freuden- und Menſchenhaſſer eben daſſelbe? Iſt nicht Bosheit und Grauſamkeit für gewiſſe Naturen die höchſte Wolluſt? Iſt nicht ein ſäuiſches Leben das höchſte Ziel der Wünſche gewiſſer Menſchen? Sie werden gewiß nicht verlangen, daß ich die verſchiednen Arten ſinnlicher Empfindungen hier anführe, die Leute von gewiſſem Geſchmack vorzüglich lieben, und für ihre größte Glückſeligkeit halten. Denn einige Menſchen wünſchen und unterhalten ſogar Krankheiten, bloß des Vergnügens wegen, das ſie darinn finden, die Hize einer peinlichen Empfindung zu dämpfen. Und dieſen ungereimten Epikurern ſind jene andern ſehr nahe verwandt, die durch künſtliche Reizungsmittel unnatürlichen Durſt und Hunger erwecken, und um einer neuen Anfüllung Raum zu machen, Vomitive zum lezten Deſert auftragen, damit ſie den Schmaus gleich wieder von vorne anfangen können. Es iſt freylich ein Sprichwort: „Der Geſchmack ſey verſchieden; über den Geſchmack „dürfe

„dürfe man nicht ſtreiten.“ Und ich erinnere mich ein dergleichen Motto einmal über einem Sinnbilde geſehen zu haben, welches ſich zu dem Gedanken vollkommen paßte. Eine Fliege weidete ſich an einem Kothhaufen. Dieſe Speiſe war nun freylich ſehr garſtig, aber doch der Natur der Fliege angemeſſen. Hier war alſo nichts Ungereimtes. Aber zeigten Sie mir einen viehiſchen oder barbariſchen Menſchen, der ſich alſo an dem Gegenſtande ſeines Vergnügens weidete und ergözte; zeigten Sie mir einen ſtupiden Tropf in ſeiner einſamen Schlemmerey, oder einen Tyrannen in der Ausübung ſeiner Grauſamkeit, und ſezten dies Motto darüber, um mich zum Schweigen zu bringen: ſo würd' ich mich ſchwerlich bereden laſſen, von ſeinem Vergnügen eine beſſere Meynung zu faſſen. Eben ſo wenig wird mirs jemals möglich ſeyn zu glauben, daß eine kleine, nichtswürdige, niederträchtige Seele, bey den allergrößten Glücksgütern von der Welt, je eines wahren Vergnügens fähig ſey.

Aus dieſem Eifer, verſezte Theokles, womit Sie eine falſche Hypotheſe zu widerlegen ſuchen, ſollte man ſchließen, daß Sie doch wirklich einigen Begriff von einer wahren

ren haben müßten; und daß Sie nicht abgeneigt wären zu glauben, es möge doch wohl ein ſolches Ding, als wahres Gut, in der Welt geben.

Daß Eins dem wahren Guten näher und ähnlicher iſt, als das Andre, ſagt' ich, das geb' ich willig zu. Was aber dieſes wahre Gut ſelbſt ſey, darnach forſch' ich noch immer, und muß alſo erwarten, ob Sie mich beſſer darüber belehren können. Nur ſo viel weiß ich: „Entweder alles Vergnügen iſt gut, „oder nur einiges.“ Iſt alles gut, ſo muß jede Art von Sinnlichkeit uns theuer und wünſchenswerth ſeyn. Iſt aber nur einiges gut, ſo müſſen wir unterſuchen, von welcher Art dieſes ſey, und wo möglich zu entdecken ſuchen, was denn eigentlich das eine Vergnügen von dem andern unterſcheidet; was das eine gleichgültig, nichtswürdig, verächtlich, das andre aber ſchäzbar, wünſchenswerth und edel macht. Und nach dieſem Gepräge, dieſen Kennzeichen, wenn es dergleichen giebt, müſſen wir beſtimmen, was wahres Gut ſey; nicht aber nach dem Vergnügen ſelbſt, welches ſehr groß, und doch ſehr verächtlich ſeyn kann. Auch kann Niemand den Werth irgend einer unmittelbaren Empfindung

dung richtig beurtheilen, als wenn er vorher ſeinen eignen Gemüthszuſtand beurtheilt hat. Denn, was wir bey der einen Gemüthsfaſſung für Glückſeligkeit halten, ſehen wir in einer entgegengeſezten mit ganz andern Augen an. Es kömmt alſo darauf an, daß man den gehörigen Gemüthszuſtand ausfindig mache; es kömmt darauf an, „wie wir den „rechten Geſichtspunkt treffen, woraus wir „wahrſcheinlicher Weiſe am ſchärfſten und „richtigſten ſehen; und wie wir uns in den „unbefangenen Zuſtand verſezen, worinn wir „am geſchickteſten ſind, einen entſcheidenden „Ausſpruch zu thun.“

O Philokles! erwiedert' er, iſt dies Ihre ungeheuchelte Meynung, iſt es möglich, daß Sie den Muth, die Stärke haben, Ihren Beyfall über dieſen Punkt zurückzuhalten, und da noch nachzuforſchen, wo der ſchlechteſte Menſch ſo zuverläſſig entſcheidet: ſo hat das wahrlich eine edlere Denkungsart zum Grunde, als Sie aus dem Umgange irgend eines Ihrer neueren Skeptiker gelernt haben können. Denn ich müßte mich gewaltig irren, wenn es eine Art von Leuten in der Welt gäbe, die ſo entſcheidend abſprechen, was wahres Gut ſey, ſich ſo wenig über die Wahl deſſelben

den

den Kopf zerbrechen, als dieſe. Eben dieſe Herren, die alle andern Arten von Beweiſen ſo ſorgfältig und gewiſſenhaft zu prüfen vorgeben, laſſen ſich doch am aller leichteſten von den größten Betrügern in der Welt, ihren Leidenſchaften, überzeugen. Da ſie ſich, ihrem Bedünken nach, von einigen ſcheinbaren Feſſeln der Religion entledigt haben, ſo bilden ſie ſich ein, daß ſie den vollkommenſten Gebrauch von dieſer Freyheit machen, wenn ſie dem erſten Triebe ihres Willens folgen, den erſten Eingebungen oder Vorſtellungen irgend einer aufſteigenden Phantaſie, einer plözlich entſtandenen Meynung oder Einbildung von wahrem Gut Beyfall geben. Ihr ganzer Vorzug beſteht alſo darinn, daß ſie ſich in einem beſtändigen Zirkel von Scheingütern herumdrehen; ihre ganze Freyheit, daß ſie ſich in ihrer wichtigſten Wahl hinters Licht führen laſſen. Mich dünkt, man kann mit größtem Recht behaupten: „Derjenige ſey der „größte Thor, der ſich ſelbſt hintergeht, der „in ſeiner wichtigſten Angelegenheit dasjenige „zuverſichtlich zu wiſſen glaubt, was er am „wenigſten ſtudiert hat, und worinn er am „aller unwiſſendſten iſt.“ Ein Unwiſſender, der aber ſeine Unwiſſenheit erkennt, iſt viel

weiſer.

weiſer. Doch, wir müſſen dieſen wizigen Herrn Gerechtigkeit widerfahren laſſen: ſie ſind wirklich nicht alle ſo unvernünftig, daß ſie nicht etwas von ihrer eignen Blindheit und Ungereimtheit merken ſollten. Denn oft, wenn ſie über das, was ſie ehemals ſo ſehr geliebt, ſo eifrig geſucht haben, nachdenken, geſtehen ſie offenherzig: „daß ſie nicht wiſſen, „ob ſie auf ihr übriges Leben auch immer die- „ſelben bleiben; oder ob ihre Fantaſey, Lau- „ne, oder Leidenſchaft ſie nicht dahin brin- „gen werde, eine ganz andre Wahl ihrer Ver- „gnügungen zu treffen, und alles das zu miß- „billigen, woran ſie vormals Vergnügen ge- „funden.“ — Tröſtlicher Gedanke!

Dasjenige, was unſern Geiſt erfreuet, der Vernunft und dem Verſtande angenehm iſt, ſollte man billig nicht Vergnügen nennen; man ſpielt dann nur mit jenen Leuten unter einer Decke, und weicht offenbar von dem gemeinen Begriff des Worts ab. Diejenigen gehen nicht redlich mit uns zu Werke, die in ihren philoſophiſchen Stunden das für Vergnügen gelten laſſen, was zu andern Zeiten und im gemeinen Leben ſo wenig dafür gehalten wird. Wenn der Mathematiker über ſeinen Aufgaben ſchwizt, wenn der Büchergelehrte

lehrte wie ein Tagelöhner arbeitet, wenn der Künſtler freywillig die gröẞten Beſchwerden erträgt; ſo ſagt kein Menſch, daß ſie dem Vergnügen nachjagen. Auch werden Leute von Vergnügen ihnen nimmermehr eine Stelle in ihrem Orden einräumen. Dieſe bloß geiſtigen Ergözungen, die nur von dem Eindruck eines Gedanken abhangen, ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach viel zu fein für unſre neueren Epikurer, die ſo ganz an Vergnügungen einer weſentlicheren Art gewöhnt ſind. Wer von der Idee eines ſo fühlbaren, ſoliden Guts ganz voll iſt, kann freylich von der bloß geiſtigen und intellektuellen Art nur eine ſchwache Vorſtellung haben. Und doch pflegen ſie mit dieſer leztern bey Gelegenheit groß zu thun, und ſie bis an den Himmel zu erheben, um der Schande zu entgehen, die ihnen aus der erſteren zuwachſen mögte. So bald dies geſchehen iſt, ſo mag ſie ſelbſt ſehen, wie ſie ihr Glück macht; ſie bedürfen ihrer nicht weiter. Denn man muß merken, wenn dieſe Leute die Ergözungen des Geiſtes, unter dem Titel des Vergnügens angeprieſen, wenn ſie ſolchergeſtalt das Wort geadelt, und alles darunter begriffen haben, was geiſtig gut und vortrefflich iſt; ſo laſſen ſie es nachher ganz gern und behag-

behaglich wieder zu ſeiner eigentlichen und gemeinen Bedeutung herabſinken, woraus ſie es, bloß zum Behuf ihrer Abſicht, erhoben hatten. So bald Jemand wegen des Vergnügens Bedenklichkeiten vorbringt, und es angreift, ſo ruft man gleich Vernunft und Tugend zu Hülfe, und macht ſie zu Hauptbeſtandtheilen deſſelben. Ein zuſammengeflicktes Phantom kommt zum Vorſchein, welches alles, was nur edel, ſchön und anſtändig im menſchlichen Leben iſt, in ſich begreift. Sobald aber iſt nicht der Angriff vorüber und der Einwurf gehoben, ſo verſchwindet das Geſpenſt; das Vergnügen nimmt wieder ſeine wahre Geſtalt an; es bleibt nun immer Vergnügen; wenn es gleich mit der trocknen nüchternen Vernunft ſo wenig zu thun haben mag, als es nach der Natur der Sache, und dem gemeinen Begriffe wirklich hat. Denn wenn man dieſe vernünftige Art von Vergnügen mit in den Begriff des wahren Guts hineinziehen will, wie iſt es denn möglich jene Art ſinnlicher Empfindungen auch hineinzunehmen, die doch in der That dieſem Vergnügen gerade entgegengeſezt ſind? Denn es iſt unleugbar, daß der heftige Reiz und Kizel des ſinnlichen Vergnügens dem Geiſt im Genuß

ſei-

ſeiner Freuden eben ſo nachtheilig und hinderlich iſt, als ein heftiger, quälender Schmerz. Wenn beide den Geiſt aus ſeinem Gleichgewicht bringen, und ihm die Befriedigung rauben, die er in ſeiner natürlichen Uebung und Beſchäfftigung findet, ſo leidet er nothwendig unter dem einen ſowohl, als unter dem andern. Thut das aber keins von beiden, ſo ſind auch beide gleich unſchädlich. —

Beyläufig, fiel ich ihm in die Rede; ſo aufrichtig mein Zweifel iſt, „ob Vergnügen „wahres Gut ſey;" ſo bin ich doch nicht ſo ſehr Skeptiker, daß ich zweifeln könnte, „ob „Schmerz wahres Uebel ſey."

Alles, was ſchmerzhaft iſt, erwiedert' er, iſt ohne Zweifel ein Uebel. Aber für den Einen iſt oft etwas ſchmerzhaft, was für den Andern kaum unangenehm iſt; Jäger, Soldaten und andre Leute von harter Lebensart bezeugen dies. Ja, was dem Einen Schmerz verurſacht, macht oft dem Andern Vergnügen, und ſo umgekehrt, wie Jeder weiß; weil wir nemlich in unſern Vorſtellungen von dieſen Empfindungen ſo verſchieden ſind, und in vielen Fällen die eine mit der andern verwechſeln. Hat nicht ſogar die Natur ſelbſt ſie in gewiſſer Abſicht durch einander gemiſcht, und,

wie

wie ein weiſer Mann ſich ausdrückt, „das „äußerſte Ende des einen ſo fein an das an„dre geknüpft, daß es ganz wie in einem „Stücke fortläuft, und nicht unterſchieden „werden kann?“

Nun dann, ſagt' ich, wenn Vergnügen und Schmerz ſo vermiſcht ſind, ſo leicht in einander übergehen; wenn, ihrer Angabe nach, „dasjenige, was jezt Vergnügen iſt, ſo „bald es ein wenig zu hoch geſpannt wird, in „Schmerz übergeht, und Schmerz, wenn er „hoch ſteigt, durch bloßes Nachlaſſen und eine „Art natürlicher Succeſſion, das höchſte Ver„gnügen erregt; wenn gewiſſe Vergnügungen „für Einige Schmerzen, und gewiſſe Schmer„zen für Andre Vergnügungen ſind:“ ſo beſtätigt dies alles, wo ich nicht irre, noch meine Meynung, und zeigt, daß nichts von allem, was Sie anführen können, wahres Gut heißen kann. Denn, iſt Vergnügen kein Gut, ſo iſt nichts Gut. Und iſt Schmerz ein Uebel, — wie ich nothwendig als ausgemacht annehmen muß — ſo ſind wir da wahrhaftig auf der ſchlechten Seite ſehr übel dran, und haben dagegen nicht den geringſten Erſaz auf der beſſeren. Mit Fug alſo ließe ſich zweifeln, „ob das Leben ſelbſt nicht bloßes

„Elend

„Elend ſey;“ weil wir nie dabey gewinnen, aber ſehr viel, und in jeder Stunde unſers Lebens, dabey verlieren können. Unſre Engliſche Dichterinn hätte alſo wohl nicht gar unrecht, wenn ſie ſagt: „Es iſt gut, nicht ge„boren zu ſeyn. — Und ſo mögte man ſich für alles Gute, was man im Leben erwarten kann, nur lieber bey der Natur bedanken, und ihr Geſchenk ihr wieder zurückgeben, ohne auf ihren Ruf zu warten. Denn was ſollte uns zurückhalten? oder was ſind wir mit dem Leben gebeſſert?

Die Frage, ſagt' er, iſt ganz konſequent. Aber wozu ſo haſtig, wenn die Sache noch zweifelhaft iſt? Wahrlich, mein guter Philokles, hier treten Sie ganz aus Ihren ſkeptiſchen Schranken. Wir müſſen ſchon gute Dogmatiker ſeyn, ehe wir hierüber ſo zuverſichtlich abſprechen können. Sie entſcheiden hierdurch ſowohl über Tod als Leben; „ob „ein künftiger Zuſtand uns erwarte, oder „nicht.“ Um nun aber mit Zuverſicht behaupten zu können, daß die ganze Zukunft uns nichts angehe, müſſen wir erſt vollkommen verſtehen, ob und in wie fern unſer jeziges Leben uns angeht. Wir müſſen uns ſelbſt genau kennen, und wiſſen, worinn dieſes un-

ſer Selbſt beſteht. Wir müſſen erſt die Präexiſtenz übern Haufen werfen, und ehe wir behaupten können, daß wir vor unſrer Geburt Nichts geweſen, beſſere Gründe anführen, als den, „daß wirs uns nicht erinnern oder bewußt ſind.“ Denn wie vielerley Dinge, an denen wir zum Theil ſehr ſtarken Antheil genommen, ſind uns nicht in dieſem Leben begegnet, wovon wir jezt keine Erinnerung, kein Bewußtſeyn übrig haben? Und ſo können wir vielleicht wieder aufs neue exiſtiren, und wieder aufs neue, und ſo immerfort; denn das Gegentheil läßt ſich unmöglich beweiſen. Alles in uns iſt einem beſtändigen Wechſel unterworfen. Wir ſind heute nicht mehr die nemliche Materie, oder das nemliche Syſtem von Materie, das wir geſtern waren. Was für ein neuer Wechſel uns vielleicht in der Zukunft bevorſtehen mag, wiſſen wir nicht; da wir ſelbſt jezt in beſtändigem Wechſel leben, immer vergehen und wieder erneuert werden. Vergebens ſchmeicheln wir uns mit der Ueberredung, daß unſre Angelegenheiten mit einer gewiſſen Geſtalt oder Bildung aufhören werden. Wir wiſſen ja nicht, wie wir zuerſt in derſelben zum Daſeyn gekommen; eben ſo wenig, als wie wir ſeitdem immer in derſelben

Ver-

Verbindung flüchtiger, vergänglicher Theil-
chen als dieſelben Weſen fortgedauert haben,
und noch fortdauern. Wo oder womit wir
vielleicht ſonſt in der Zukunft zu thun haben
werden; was das Schickſal oder die Fürſe-
hung künftig mit uns anfangen wird, das
wiſſen wir nicht beſſer. Und nehmen wir
wirklich eine Fürſehung an; ſo haben wir noch
vielmehr Urſach uns zu bedenken, eh wirs wa-
gen eigenmächtig über uns ſelbſt zu diſponi-
ren. Für keinen Menſchen in der Welt ſchickt
ſichs wohl beſſer, als für einen Skeptiker, fein
bedächtlich zu Werke zu gehen, eh' er einen ſo
wichtigen Tauſch trifft. Und ſollt' er auch
kein gegenwärtiges Gut oder wahres Vergnü-
gen im Leben anerkennen, ſo muß er doch ei-
ner Verbeſſerung ſeines Zuſtandes gewiß ſeyn,
eh' er ſich entſchließen kann, ihn zu ändern.
Doch, Philokles, über eben dieſen Punkt ſind
wir noch nicht eins: „ob nemlich in dieſem
„Leben nicht ein wahres Gut zu finden ſey?"

Seyn Sie alſo mein Lehrer, ſcharfſichti-
ger Theokles! ſagt' ich, und unterrichten Sie
mich, „was, oder wo dieſes Gut iſt, welches
„uns eine immer gleiche Befriedigung, eine
„Glückſeligkeit ohne Wechſel oder Verminde-
„rung gewähren kann." Denn wenn gleich

in gewiſſen Fällen, und bey gewiſſen Gegenſtänden die Seele einen ſolchen Schwung erhalten und die Leidenſchaft ſo hoch geſpannt werden kann, daß, ſo lange dieſer Zuſtand währt, kein körperliches Leiden, kein Schmerz etwas über ſie vermag; ſo kann dies doch ſelten geſchehen, und ſchwerlich lange anhalten: weil auch ohne Schmerz oder Unbequemlichkeit die Leidenſchaft ſehr bald erſchlafft, die Seele von ihrem Fluge ermattet, und das Temperament, der Wiederholung müde, nicht weiter Nahrung findet, ſondern neuen Gegenſtänden zueilt.

So hören Sie denn! ſagte Theokles. Ich maße mir nicht an, Ihnen mit einemmal die Natur deſſen, was ich Gut nenne, erklären zu können; aber genug fürs erſte, wenn ich Ihnen etwas davon in Ihnen ſelbſt zeigen kann, wovon Sie gewiß geſtehen werden, daß es ſeiner Natur nach zuverläſſiger und beſtändiger iſt, als alles, was Ihnen bisher eingefallen. Sagen Sie mir, Freund! wurden Sie je müde, denen Gutes zu thun, die Sie liebten? War es Ihnen je unangenehm, einem Freunde zu dienen? Oder, da Sie zum erſtenmal dieſes edle Vergnügen empfanden, war es nicht weit geringer, als jezt, nach ſo

langer

langer Erfahrung? Glauben Sie mir, Philokles, dieſes Vergnügen iſt verführeriſcher, als jedes andre. Nie that noch eine Seele Gutes, daß ſie nicht williger zurückkehrte, daſſelbe noch einmal zu thun, und dann noch größere Freude empfand. Nie ward Liebe, oder Dankbarkeit, oder Wohlthätigkeit geübt, ohne immer wachſende Wonne, immer dringendern Trieb, ſo ſchöne Thaten zu thun. Antworten Sie mir, Philokles, Sie, der ſie einen ſo feinen Geſchmack für das Schöne haben, ein ſo großer Kenner des Vergnügens ſind; iſt wohl irgend etwas von dem, was Sie bewundern, ſo ſchön, als Freundſchaft? irgend etwas ſo bezaubernd, als eine edle That? Was würd' es alſo nicht ſeyn, wenn das ganze Leben wirklich Eine immerwährende Freundſchaft, Eine ſolche ununterbrochene That, ſeyn könnte! Hier würde gewiß das beſtändige, unwandelbare Gut ſeyn, welches Sie ſuchten. Oder würden Sie ſich noch nach etwas anderm umſehen?

Vielleicht nicht, ſagt' ich. Aber gewiß darf ich ſonſt nirgends mich nach einer Schimäre umſehen, wenn dies Ihr geprieſenes Gut nicht durchaus Schimäre iſt. Ein Dichter kann freylich wohl eine einzelne ſchöne

Hand-

Handlung ſo bearbeiten, daß ſie ein ganzes Stück durch aushält; aber wie es möglich zu machen ſey, daß dieſer hohe Enthuſiasmus der Freundſchaft ein ganzes Leben ausfülle, davon, ich geſteh' es, ſind meine Begriffe ſehr ſchwach. Eben ſo wenig weiß ich, wo der Gegenſtand einer ſo erhabnen heroiſchen Leidenſchaft zu finden ſeyn mag.

Kann denn eine Freundſchaft, ſagt' er, ſo heroiſch ſeyn, als die gegen das menſchliche Geſchlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt, und gegen unſer Vaterland, für nichts? Oder glauben Sie, daß die beſondre Freundſchaft ohne eine ſolche erweiterte Neigung, und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Geſellſchaft, beſtehen könne? Sagen Sie, wenns möglich iſt, Sie wären ein Freund, haßten aber Ihr Vaterland. Sagen Sie, Sie wären redlich, wenns auf das Intereſſe eines Mitgenoſſen, aber treulos, wenns auf das Intereſſe der Geſellſchaft ankäme. Würden Sie ſich ſelbſt glauben? Oder wollen Sie den Namen fahren laſſen, und nicht länger Freund heißen, weil Sie den Menſchen verleugnen?

Daß man Verbindlichkeiten gegen das menſchliche Geſchlecht habe, ſagt' ich, wird

wohl

wohl Niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anſpruch macht. Schwerlich würd' ich dem nur den Namen Menſch zugeſtehen, der nie Jemanden Freund genannt, oder nie ſelbſt Freund geheißen hat. Aber wer ſich als ein wahrer Freund bewährt, der iſt Menſch genug, und wird es der Geſellſchaft an ſich nicht fehlen laſſen. Mit einer einzigen Freundſchaft kann er ſeine Schuld abtragen. Er hat einen Freund verdient, und iſt Menſchenfreund; wenn gleich nicht im genaueſten Verſtande, und Ihrem hohen moraliſchen Begriff gemäß, ein Freund des menſchlichen Geſchlechts. Denn die Wahrheit zu ſagen, ſo mag dieſe Art von Freundſchaft von weiſeren Köpfen wohl für außerordentlich männlich, und ſelbſt für heroiſch, wie Sie ſie nennen, gehalten werden: aber für meine Perſon ſeh' ich ſo wenig Großes und Liebenswürdiges an dem menſchlichen Geſchlecht, und habe eine ſo gleichgültige Meynung von dem großen Haufen der Geſellſchaft, daß ich mir ſehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden verſprechen kann.

Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundſchaft und des Wohlwollens?

Ohne

Ohne Zweifel: denn ſie ſind ja die vornehmſten.

Geſezt alſo, der Verpflichtete entdeckte Fehler an ihrem Wohlthäter; würde dies den erſteren von ſeiner Dankbarkeit losſprechen?

Nicht im geringſten.

Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Mich dünkt, vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, ſo würd' ich mich freuen, wenigſtens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter ſicher zeigen zu können, daß ich ſeine Fehler als ein Freund ertrüge.

Und was die Güte betrifft: ſagen Sie mir, Freund, ſollen wir denn bloß denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menſchlichkeit uns nicht beſſer, einem Vater, auch bloß weil er Vater, einem Kinde, bloß weil es Kind iſt, Gutes zu thun; und ſo in jedem Verhältniß des menſchlichen Lebens?

Ich glaube, ſagt' ich, das leztere iſt das richtigſte.

O Philokles! erwiedert' er, bedenken Sie alſo, was Sie ſagten, da Sie die Liebe gegen das menſchliche Geſchlecht wegen der menſchlichen Gebrechen und Fehler verwarfen, und den großen Haufen wegen ſeines elenden Zuſtandes verachteten. Sehen Sie nun, ob dieſe Geſinnung mit derjenigen Menſchlichkeit beſtehen kann, die Sie ſonſt ſo hochſchäzen und ausüben. Denn wo kann Edelmuth ſtatt finden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundſchaft beweiſen, wenn nicht an dieſem Hauptgegenſtande derſelben? Gegen wen in der Welt werden wir treu oder dankbar ſeyn, wenn nicht gegen das menſchliche Geſchlecht, und gegen die Geſellſchaft, welcher wir ſo ſtark verpflichtet ſind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine ſolche Unterlaſſung entſchuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entſpringt? Können Sie denn, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlich guten Temperament, Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienſtfertigkeit zu beweiſen, Gegenſtände des Mitleidens aufſuchen, und jeder Gelegenheit ſich freuen, wo es in Ihrer Macht ſteht, ſelbſt

Unbe-

Unbekannten zu dienen; kann es auch in fremden Ländern, oder hier, wenns Auswärtige betrifft, Sie entzücken, Allen, die es bedürfen, auf die leutſeligſte, freundſchaftlichſte, gaſtfreyeſte Art zu helfen, zu rathen, beyzuſtehen: und ſollte Ihr Vaterland, oder was noch mehr iſt, Ihr ganzes Geſchlecht, weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als einer von jenen Gegenſtänden, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? — O Philokles! wie wenig kennen Sie den Umfang und die Macht des Wohlwollens, den hohen Gipfel des Heroiſmus, zu dem eine Seele ſich aufſchwingen kann, welche die ganze Gewalt deſſelben kennt, und durch richtige Vertheilung deſſelben eine unpartheyiſche gerechte, allgemeine Freundſchaft in ſich hervorbringt!

Eben, da er dieſe Worte geendigt hatte, kam ein Bedienter und meldete uns die Ankunft einiger Freunde, die mit uns ſpeiſen wollten, und uns erwarteten. Wir machten uns alſo auf den Weg nach Hauſe. Unterwegs ſagt' ich zum Theokles, ich befürchtete, daß ich auf ſeine Art nie ein guter Freund oder Liebhaber werden würde. Eine ſchlichte natürliche Liebe gegen eine einzelne Perſon,

von

von unſerm oder dem ſchönen Geſchlecht, könnt' ich, meinem Bedünken nach, ſo ziemlich faſſen; aber dieſe zuſammengeſezte allgemeine Art von Liebe ſey mir zu hoch. Ich könnte das Individuum, aber nicht die ganze Gattung lieben. Dieſer Gegenſtand ſey viel zu myſteriös, zu metaphyſiſch für mich. Kurz, ich könnte nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein ſinnliches materielles Bild hätte.

Wie! verſezte Theokles, Sie könnten nie anders lieben, als auf dieſe Art? Weiß ich doch, daß Sie einen Freund lange vorher bewunderten und liebten, ehe Sie ſeine Perſon kannten. Oder war Palemons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechſel vermogte, der Ihrer neuerlichen perſönlichen Bekanntſchaft vorhergieng?

Ich kann Ihnen dies unmöglich leugnen, ſagt' ich. Und jezt, dünkt mich, verſteh' ich Ihr Geheimniß, und begreife, wie ich mich dazu vorbereiten muß: denn eben ſo, wie ich mich damals, als ich Palemon zu lieben anfieng, genöthigt ſah, mir eine Art von materiellen Gegenſtande zu bilden, und immer ein ſolches Bild im Kopfe hatte, ſo oft ich an ihn dachte; eben ſo muß ichs in dieſem Falle

zu machen ſuchen: wofern mirs anders mög-
lich iſt, mit Ihrer Hülfe ein ſolches Bild oder Phantom hervorzubringen, welches das ſeltſame Ding, das Sie von mir geliebt wiſſen wollen, vorſtellen kann.

Mich dünkt, ſagt' er, Sie könnten immer eben ſo viel Gefälligkeit gegen die Natur, oder das menſchliche Geſchlecht haben, als gegen die alten Römer; in welche Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer auf mancherley Art verliebt geweſen ſind, beſonders unter der Vorſtellung eines ſchönen Jünglings, der Genius des Volks genannt. Denn ich erinnere mich, daß Sie einmal, als wir gewiſſe Abbildungen des Alterthums betrachteten, dieſe Vorſtellung ſehr reizend fanden.

In der That, erwiedert' ich, wäre mirs möglich, meiner Seele ein ſolches Bild einzuprägen, es mögte nun das menſchliche Geſchlecht oder die Natur bedeuten, ſo würde das vermuthlich auf mich wirken, mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch beſſer aber, wenn Sie es ſo veranſtalten könnten, daß die Liebe zwiſchen uns wechſelſeitig würde, wenn Sie mich überreden könnten zu glauben, dieſer Genius ſey nicht gleichgültig gegen meine Liebe, und fähig, ſie zu erwidern.

Denn

Denn ohne dies würd' ich, auch gegen die vollkommenſte Schönheit von der Welt, nur einen ſchlechten Liebhaber machen.

Gut! ſagte Theokles, ich nehme die Bedingung an: und wenn Sie mir verſprechen, zu lieben, ſo will ich mich bemühen, Ihnen diejenige Schönheit zu zeigen, die ich für die allervollkommenſte und liebenswürdigſte halte, und die es an Gegenliebe nicht wird fehlen laſſen. — Morgen, wenn die öſtliche Sonne, wie die Dichter ſagen, mit ihren erſten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet; dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, in jenen Gehölzen mit mir herumzuwandern, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieſer unſrer Liebe nachſpüren; erſt den Genius des Orts anrufen, und dann verſuchen, ob wir nicht wenigſtens eines ſchwachen fernen Anblicks des allerhöchſten Genius und der erſten Urſchönheit gewürdigt werden. Sollt' es Ihnen glücken, nur einmal dieſe zu ſehen, ſo ſteh' ich dafür, alle jene widrigen Züge und Häßlichkeiten, ſowohl der Natur als des menſchlichen Geſchlechts, werden augenblicklich verſchwinden, und ganz Ihr Herz mit der Liebe erfüllen, die ich Ihnen wünſche. — Aber genug für jezt! — Wir müſſen zu unſrer

Geſell-

Geſellſchaft, und dieſe Unterredung gegen eine andre vertauſchen, die unſern Freunden und der Tafel angemeßner iſt.

Zweyter Abſchnitt.

Sie ſehen hier, Palemon, den Grund zu derjenigen Schwärmerey, wovon ich Ihnen anfangs ſagte, und die ich für deſto gefährlicher halte, je ſeltſamer und ungewöhnlicher ſie iſt. Aber ich merkte wohl, Ihre Neugier wurde rege gemacht, ſo wie es vorher auch mir ergangen war. Denn nach dieſer erſten Unterredung, ich muß es geſtehen, verlangte mich nach nichts ſo ſehr, als nach dem folgenden Tage, und unſerm beſtimmten Morgenſpaziergange.

Wir hatten nur ein Paar Freunde bey uns, und ſprachen eine Zeitlang bloß von Neuigkeiten und gleichgültigen Dingen; aber mein Kopf war noch immer ſo voll von den Gegenſtänden unſrer erſten Unterredung, daß ich mit Freuden zugriff, als einer unſrer Geſellſchafter von ungefähr ein Wort von Freundſchaft fallen ließ; was mich anbetrifft, ſagt' ich, ſo bildete ich mir zwar ehemals ein, daß ich wiſſe, was Freundſchaft ſey, und daß ich mein ganzes Leben hindurch ein guter Freund

geweſen; aber jezt halt' ich mich für nicht viel beſſer, als einen Lehrling: denn Theokles hat mich beynahe völlig überzeugt, „daß „man, um Jemandes Freund ins beſondere zu „ſeyn, nothwendig erſt ein Freund des gan„zen menſchlichen Geſchlechts überhaupt ſeyn „müſſe.“ Wie ichs aber anzufangen habe, mich zu einer ſolchen Freundſchaft geſchickt zu machen, das iſt, dünkt mich, keine kleine Schwierigkeit.

Wahrhaftig, ſagte Theokles, Sie geben uns da einen Charakter von ſich ſelbſt, der Ihnen eben nicht viel Ehre macht. Hätten Sie ſo von der Freundſchaft irgend eines großen Mannes am Hofe, oder auch des Hofes ſelbſt geſprochen, und ſich beklagt, daß es Ihnen ſchwer würde bey denen, die da zu ſagen hätten, Ihr Glück zu machen, oder ihre Gunſt zu gewinnen; ſo würden wir zu Ihrem Vortheil geſchloſſen haben, daß Ihnen vielleicht unanſtändige Bedingungen zugemuthet würden, denen Sie ſich nicht unterwerfen könnten. Aber, ſich um die Geſellſchaft verdient zu machen, und mit Recht ein Freund des menſchlichen Geſchlechts heißen zu können, dazu brauchts nichts weiter, als gut und tugendhaft zu ſeyn; Bedingungen,

die

die ein Jeder um ſein ſelbſt willen ſich natürlicher Weiſe gern gefallen laſſen wird.

Woher kömmt es denn, ſagt' ich, daß man ſelbſt dieſe guten Bedingungen ſo ungern, und faſt nie ohne anderweitige Bedingungen, eingeht? Denn die Tugend, an und für ſich ſelbſt, hat Niemand Luſt einzukaufen, und ich kenne Wenige, ſelbſt unter den religiöſeſten und frömmſten Menſchen, die ſich beſſer damit vertragen, als Kinder mit Arzneyen; wo Ruthe und Zuckerwerk die mächtigen Triebfedern ſind.

Das ſind wirklich Kinder, erwiederte Theokles, und ſollten als ſolche behandelt werden, die man erſt durch Zwang oder Liebkoſungen dahin bringen muß, das zu thun, was zu ihrer Geſundheit und zu ihrem Wohl gereicht. Aber wo ſind denn, ich bitte Sie, jene abſchreckenden Umſtände, welche uns die Tugend ſo zuwider machen könnten? Iſt es etwa, unter andern, daß Sie denken, Sie würden ſich dadurch um die üppigen Tafeln und köſtlichen Leckereyen unſrer neueren Epikurer bringen, und ſich genöthigt ſehen, immer ſo ſchlecht zu ſpeiſen, wie heute, da Sie mit einem oder zwey ſimpeln Gerichten fürlieb nehmen müſſen?

Sie beleidigen mich, ſagt' ich, wenn Sie dies von mir glauben. Denn ich wünſchte, nie anders zu ſpeiſen, als heut, und an Ihrer Tafel; die gewiß mit Epikurs Tafel wohl mehr Aehnlichkeit hat, als diejenigen, die man heut zu Tage verkehrter Weiſe mit ſeinem Namen beehrt. Denn ſeiner Meynung nach entſpringet das höchſte Vergnügen in der Welt aus Mäßigkeit und ſparſamen Genuß.

Wenn alſo ein Mann, erwiederte Theokles, der nichts anders als das Vergnügen ſtudierte, wenn Epikur ſelbſt ein ſo vortheilhaftes, den Grundſäzen ſeiner neueren Schüler ſo ſehr widerſprechendes Urtheil von der Mäßigkeit fället; wenn er dreiſt ſagen konnte, „daß er, bey der ſchlechten Nahrung, die ſein „kleiner Garten ihm gab, die Götter ſelbſt „wegen ihrer Glückſeligkeit nicht beneiden „dürfte:" wie ſollten wir denn von dieſem Theil der Tugend ſagen, daß wir uns nicht anders, als unter gewiſſen Bedingungen dazu bequemen können? Iſt die unmittelbare Ausübung der Mäßigkeit ſo unſchädlich; ſollten denn ihre Folgen etwa nachtheilig ſeyn? Schwächet ſie die Munterkeit des Geiſtes, oder verzehrt ſie den Körper, und macht den

einen und den andern ungeſchickter zu ſeinen eigenthümlichen Verrichtungen, zum Genuß der geiſtigen oder ſinnlichen Vergnügungen, oder zu den Geſchäfften und Pflichten des bürgerlichen Lebens? Oder werden die Umſtände eines Menſchen, in Beziehung auf ſeine Freunde oder die Geſellſchaft, dadurch verſchlimmert? Hat man Urſach einen ſolchen Menſchen zu bedauren, als einen, „der ſich ſelbſt „und andern zur Laſt falle; den alle übrigen „Menſchen natürlicher Weiſe ſcheuen werden, „wie einen ſchlechten Freund, eine Peſt der „Geſellſchaft und der guten Sitten?" — Laſſen Sie uns ihn einmal in ein öffentliches Amt ſezen, und ſehen, wobey er ſeine anvertrauten Geſchäffte am beſten ausrichten, wobey er am treueſten, unbeſtechlichſten ſeyn wird, bey dieſer Enthaltſamkeit, oder bey heftigen Begierden und einem hohen Geſchmack für das, was wir Vergnügen nennen? Laſſen Sie uns ihn als einen Soldaten betrachten, in einem Feldzuge oder bey einer Belagerung; und uns ſelbſt fragen, bey weſſen Dienſten wir wohl am beſten fahren, wem wir uns am liebſten anvertrauen würden? „Welcher „Officier würde für die Soldaten; welcher „Soldat für die Officiere; oder welche Armee

„für

„für ihr Vaterland die beſte und brauchbar„ſte ſeyn?“ — Und was halten Sie von einem ſolchen als Reiſegefährten? Würde man an ihm, in ſo fern er mäßig und enthaltſam iſt, eine ſchlechte Wahl treffen? Oder wär es wünſchenswürdiger und angenehmer, „einen „Geſellſchafter zu haben, der, bey vorfallen„dem Mangel, gierig und heißhungrig zuerſt „für ſich ſelbſt und die Befriedigung ſeines „eignen auserleſenen Geſchmacks ſorgte?“ — Was ich in Anſehung der Liebe ſagen ſoll, weiß ich wirklich nicht. Vielleicht haben unſre galanten Herrn, unſre feinen Kenner dieſer Art des Vergnügens, ihre Seele und ihr Temperament ſo ſehr verfeinert und geläutert, daß ſie, ungeachtet ihrer Gewohnheit ſich nichts zu verſagen, doch wenns nöthig iſt, lieber ihr Vergnügen fahren laſſeu, als Ehre, Treue und Gerechtigkeit verlezen. — Und ſo bliebe denn wohl endlich dieſem geduldigen nüchternen Charakter wenig Tugend oder Verdienſt übrig. „Der ſtumpfſinnige, mäßige und „züchtige Mann verdiente nicht mehr Ver„trauen, als der geſchmackvolle Schwelger „und Wollüſtling. Unſchuld, Jugend und „Vermögen wären in den Händen dieſes lez„tern eben ſo ſicher. Er würde ein eben ſo

„guter

„guter Teſtamentvollzieher, Vormund, Auf-
„ſeher ſeyn, als Freund. Die Familie, die
„ſich ihm anvertraute, würde nichts, weder
„Entehrung noch Schande unter der Aufſicht
„des rechtſchaffenen Wollüſtlings zu befürch-
„ten haben.“

Der Ernſt, womit Theokles dieſes vorbrachte, macht' es noch komiſcher, und veranlaßte unſre übrigen Geſellſchafter, noch viel Gutes zum Lobe eines mäßigen Lebens zu ſagen. Unterdeſſen hatten wir abgeſpeiſt, und es gieng nun, wie gewöhnlich, ans Trinken. Ich fand aber bald, daß es auch hier ganz mäßig zugehen würde. Jeder trank nach Belieben, ohne Ordnung oder genaue Vertheilung, ohne Geſundheiten oder Zutrinken: eine Manier, die Geſellſchafter von einer andern Moral, als die unſrige, ohne Zweifel für ein gräuliches Verbrechen gegen die Geſeze der guten Geſellſchaft angeſehen haben würden.

Ich geſtehe, ſagt' ich, daß ich weit entfernt bin, die Mäßigkeit für eine Eigenſchaft zu halten, die uns unangenehm und zuwider ſeyn könnte. Was dieſen Theil der Tugend anbetrifft, ſo halt' ichs für ſehr unnöthig, ſie unter andern Bedingungen anzupreiſen, als den bloßen Vortheil, daß man dadurch vor Unmä-

Unmäßigkeit und vor Begierde nach unnöthigen Dingen bewahrt bleibt.

Wie! ſagte Theokles, ſo weit ſind Sie ſchon gekommen? Und Sie werden doch ohne Zweifel dieſe Mäßigkeit auch auf Reichthümer und Ehren anwenden, ſie der Habſucht und dem Ehrgeiz entgegenſezen? — Wahrhaftig, dann können wir ſagen, daß Sie mit gutem Winde dem geſuchten Lande, zu ſegeln. Sie ſind den Kanal paſſirt, und ſchon weit in der offnen See. Alle Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten wegen der Tugend verſchwinden, wofern Sie ſich nicht für einen Feigling erklären, oder es für Glückſeligkeit halten, ein ſolcher geboren zu ſeyn. Denn wenn Sie nun auch Ihre Mäßigkeit auf das Leben ſelbſt ausdehnen können, und ſich nicht ſonderlich darum bekümmern, ob es einige Jahre länger oder kürzer währt; ſondern zufrieden mit dem, was Sie gelebt haben, aufſtehen können, als ein dankbarer Gaſt von einem vollen reichlichen Mahl: iſt dies nicht die Hauptſumme von Allem? der vollendende Meiſterzug, die wahre Vollkommenheit der Tugend? Was kann uns, bey ſolcher Gemüthsbeſchaffenheit, hindern, in uns ſelbſt einen ſo heroiſchen Charakter zu bilden, als uns beliebt?

Was

Was iſt gut, edelmüthig, groß in der Welt, das nicht natürlicher Weiſe aus dieſer beſcheidnen Mäßigkeit entſpringt? Laßt uns nur erſt dieſe ſimple, ſchlichte Tugend gewonnen haben, und dann ſehen, ob die glänzendern Tugenden nicht bald folgen werden; ſehen, was der innere Staat unſers Geiſtes auszurichten fähig ſeyn wird, wenn er erſt durch die heilſamen Vorſchriften dieſer Geſezgeberinn ſeine Freyheit erhalten hat! Sie, Philokles, der Sie ein ſo enthuſiaſtiſcher Verehrer der bürgerlichen Freyheit ſind, und ſich dieſelbe mit tauſend verſchiednen Annehmlichkeiten und Vortheilen vorzuſtellen wiſſen; können Sie ſich denn keine Annehmlichkeit oder Schönheit bey jener urſprünglichen eigenthümlichen Freyheit gedenken, die uns dem Joch ſo mancher inneren Tyrannen entreißt, uns unabhängig und zu Herrn unſrer ſelbſt macht? eine Art von Eigenthumsrecht, an dem uns doch wohl eben ſo viel gelegen iſt, als an dem, welches uns unſre Güter oder Einkünfte ſichert.

Ich ſollte denken, fuhr er in ſeiner Laune fort, es ließe ſich von dieſer moraliſchen Dame wohl ein eben ſo vortheilhaftes Gemälde entwerfen, als von ihrer politiſchen Schwe-

ſter,

ſter, die Ihnen ſo ſehr gefiel „in ihrer Ama„zonentracht, mit der freyen männlichen Mie„ne, die ihr ſo wohl anſteht; ihre Trabanten „die Geſeze, mit ihren beſchriebnen Tafeln, „gleich Schilden, um ſie her; Reichthum, Han„del und Ueberfluß, mit dem Füllhorn, ihre „Begleiter; Künſte und Wiſſenſchaften, gleich „ſpielenden Knaben, in ihrem Gefolge.“ — Das übrige des Gemäldes läßt ſich leicht hinzudenken: „ihr Triumph über die Tyranney „und geſezloſe Gewalt der Lüſte und Leiden„ſchaften.“ — Aber was wird erſt der Triumph ihrer Schweſter ſeyn! Was für Ungeheuer wilder Leidenſchaften würden wir da gebändigt ſehen! „Tobende Ehrſucht, Wol„luſt, Tumult und Empörung, nebſt allen „den Furien, die in Menſchenherzen wüthen, „würden unzerbrechliche Ketten tragen. Und „wäre das Glück ſelbſt, die Königinn der „Schmeicheley, mit jenem Fürſten der Schre„cken, dem Tode, als Gefangene an die Rä„der ihres Wagens gefeſſelt; müßten dann „nicht natürlicher Weiſe Tapferkeit, Groß„muth, Gerechtigkeit, Ehre, und ihr ganzes „edles Gefolge, unſre traute Buſenfreunde in „Freyheit begleiten? Sie, gleich einer neu„gebornen Göttinn, würde den Triumphwa„gen

„gen ihrer Mutter zieren, und ſich Tochter „der Mäßigkeit nennen, dieſer Nährerinn und „Pflegerinn aller Tugenden; die gar füglich, „gleich der alten ehrwürdigen Cybele, der „Mutter der Götter, von einem Geſpann zah- „mer Löwen gezogen, und mit einem thurm- „ähnlichen Kopfpuz, dem Sinnbild der ſchü- „zenden Gewalt und Stärke des Geiſtes, ge- „ſchmückt, erſcheinen würde.“

Mit dieſem Gemälde gab Theokles der Geſellſchaft Stoff zur Unterhaltung; man fieng an, ſeinen rohen Entwurf nach antiker Manier weiter auszuführen; bis endlich Prodikus und Cebes, und alle Alten erſchöpft waren.

Meine Herrn, ſagt' ich, die Beſchreibungen, die Sie eben gemacht haben, ſind ohne Zweifel die reizendſten von der Welt: aber nach allem dem, ſo glänzend und triumphirend es Ihnen beliebt haben mag, die Tugend auszuſtaffieren, will ich Ihnen jezt ein authentiſches Gemälde von andrer Art aufſtellen, wo wir dieſen Triumph ganz umgekehrt ſehen werden: „die Tugend ſelbſt erſcheint hier als „eine Gefangene an dem Triumphwagen ei- „nes ſtolzen Siegers, aller ihrer Ehren be-

„raubt,

„raubt, erniedriget und entſtellt; kaum eine „Spur wahrer Schönheit iſt ihr übrig. — “

So wollt' ich fortfahren, ward aber von meinen beiden Mitgäſten überſchrieen. Sie betheuerten feyerlich, daß ſie nie ein ſo abſcheuliches Gemälde für wahr erkennen würden; und einer derſelben, ein etwas ſteifer, altfränkiſcher Herr, der ſchon ziemlich bey Jahren war, ſah mich ernſthaft an, und ſagte in einem unwilligen Tone: „Er hätte ſich zwar „bisher immer noch gute Hoffnungen von mir „gemacht, ungeachtet er meine Freyheit im „Denken wohl gemerkt und gehört hätte, daß „ich ein ſehr eifriger Freund dieſer Freyheit „ſeyn ſollte; aber jezt erführ' er leider, daß „ich meinen Grundſaz von der Freyheit gar „bis auf eine Freyheit von allen Grundſäzen „ausdehne (dies waren ſeine Worte). Und „Niemand, meynt' er, als ein ſolcher unge„bundener Freydenker, würd' ein Gemälde der „Tugend billigen, das nur ein Atheiſt unver„ſchämt genug ſeyn könnte, zu entwerfen.“

Theokles ſagte unterdeſſen kein Wort; wiewohl er ſah, daß ich mich um meine Gegner nicht bekümmerte, ſondern mein Auge feſt auf ihn geheftet hielt, voll Erwartung, was er ſagen würde. Endlich holt' er einen tiefen

Seufzer,

Seufzer, und, o Philokles, ſagt' er, wie voll-
kommen ſind Sie Meiſter der Sache, deren
Vertheidigung Sie übernommen haben! Wie
gut verſtehen Sie die Kunſt, für die allerſchlech-
teſte Sache aus dem unbeſonnenen Verfahren
derer, welche die beſte vertheidigen, Vortheil
zu ziehen! — Ich, für mein Theil, getraue
mir nicht, wie meine würdigen Freunde, zu
behaupten, „daß nur der Atheiſt allein der Tu-
„gend ſo was zur Laſt legen, und ſie ſo ſchimpf-
„lich abmalen könne.“ — Nein — es
giebt ganz andre überdienſtfertige und leider
unverdächtige Hände, die ihr vielleicht, wie-
wohl mit einem beſſern Anſtrich, weit mehr
Schaden thun.

Daß die Tugend, fuhr er fort, indem
er ſich an unſre Geſellſchafter wandte, mit ei-
nigem Schein von Vernunft je ſollte ein
Schlachtopfer werden können; das mit ſolcher
Zuverſicht vom Philokles behaupten zu hören,
mußte Ihnen ohne Zweifel ſeltſam vorkom-
men. Sie konnten ſich keinen erträglichen
Grund von einem ſolchen Schauſpiel denken.
In dieſem umgekehrten Triumph erwarteten
Sie vielleicht irgend einen fremden Sieger
prangen zu ſehen, etwa das Laſter ſelbſt, oder
Wolluſt, Wiz, Scheinphiloſophie, oder ſonſt
ein

ein falſches Konterfey der Wahrheit oder Natur. Wenig argwöhnten Sie, daß dieſer grauſame Feind der Tugend die Religion ſelbſt ſeyn ſollte! Aber Sie werden ſich erinnern, daß oft unſchuldiger Weiſe, und ohne verrätheriſche Abſicht, die Tugend ſelbſt von denen alſo behandelt wird, die gern die Verderbniß des menſchlichen Herzens aufs äußerſte vergrößern mögten, und die Religion dadurch zu erheben gedenken, daß Sie die Falſchheit menſchlicher Tugend, wie ſies nennen, an den Pranger ſtellen. Wie viel fromme Schriftſteller, wie viel heilige Redner richten ihr ganzes Geſchoß gegen dieſes Ziel, und ſchimpfen auf die moraliſche Tugend, als eine Art von Stiefmutter oder Nebenbuhlerinn der Religion. — „Von Moralität ja kein Wort; „die Natur darf ſich nichts anmaßen; Ver„nunft iſt eine Feindinn; allgemeine Gerech„tigkeit, Thorheit; und Tugend, Elend. „Wer würde nicht laſterhaft ſeyn, ſtünd' es „in ſeiner Wahl? Wer würde enthaltſam „ſeyn, wenn er nicht müßte? Wer würde „die Tugend lieben, wärs nicht um der „Ewigkeit?“ —

Wahrhaftig, fiel ihm der alte Herr ins Wort, wenn dies der Triumph der Religion

iſt,

iſt, ſo hat ihr ärgſter Feind, dünkt mich, nicht Urſach, ſie darum zu beneiden; und ich muß, mit Philokles Erlaubniß, noch immer der Meynung bleiben, daß es eben kein Beweis von beſonderer Liebe für die Religion iſt, wenn man ſie ſo eifrig auf Koſten der Tugend zu ehren ſucht.

Vielleicht haben Sie Recht, ſagt' ich. Daß es aber viel ſolcher Eiferer in der Welt giebt, werden Sie nicht leugnen. Und daß dieſer Eifer und das, was Sie Atheismus nennen, ziemlich gute Freunde ſind, das hat Theokles, wie Sie hören, zugeſtanden. — Doch, laſſen Sie uns ihn aushören; vielleicht iſt er ſo offenherzig, daß er uns über den großen Haufen unſrer theologiſchen Scribenten, und über die Methode dieſer Herrn, ihren großen Erzfeind, den Atheiſten, zu bekämpfen, ſeine Meynung ſagt. Dies iſt eine Sache, die vielleicht wohl einer beſſeren Aufklärung bedürfte. Denn es iſt weltkundig, daß die vornehmſten Gegner des Atheismus nach ganz widerſprechenden Grundſäzen ſchreiben, ſo daß ſie gewiſſermaßen einander ſelbſt widerlegen. Einige derſelben fechten eifrig für die Tugend, und ſind Realiſten in dieſem Punkt. Andre, mögte man ſagen, ſind bloß Nominaliſten in

der Moral, denn die Tugend iſt bey ihnen ein wahres Unding, ein Geſchöpf der Willkühr, ein bloßer Modenamen. Eben ſo gehts in der Naturlehre; wo der Eine dieſe, der Andre jene Hypotheſe annimmt. Ich gäbe was drum, wenn ich einmal den wahren Grund entdecken, und diejenigen unterſcheiden lernen könnte, die wirklich ihre andern Gegner ſowohl, als die Atheiſten widerlegen, und die gemeinſchaftliche Sache der Tugend und Religion gründlich behaupten.

Hier, Palemon, hatt' ich meinen Wunſch. Denn nach und nach bracht' ich Theokles dahin, daß er ſich völlig über dieſe Materien herausließ; die ich als ein ſchönes Vorſpiel zu denen anſah, worüber wir uns den folgenden Morgen, den ich ſo ungeduldig erwartete, unterreden wollten. Sollten ſeine Spekulationen vernünftig ſeyn, dacht' ich, ſo würde dieſe vorläufige Unterredung mir helfen, ihn leichter zu verſtehen; wären es aber nur ergözende Phantaſieen, ſo würde ſie mir doch wenigſtens dazu dienen, daß ich mich auch deſto beſſer daran ergözen könnte.

Hier alſo fieng er ſeine Kritik über Schriftſteller an; die nach und nach zu einer förmlichen ununterbrochenen Rede wurde. Hätt' er

ſie auf einer Univerſitåt gehalten, ſo hått' er gar fůglich fůr einen Profeſſor der Gottesgelahrtheit oder der Moral paſſiren kônnen, der ſeinen Studenten mit aller Gravitåt die Nachmittagsvorleſung hålt.

Dritter Abſchnitt.

Glůcklich wåre ohne Zweifel die Sache, ſagt' er, deren Vertheidiger ihren Gegnern nie die geringſte Blôße, nie den kleinſten Vortheil ůber ſich gåben. Jch wollte wůnſchen, daß wir in der Sache der Religion uns dieſes Glůckes růhmen kônnten. Da es aber nicht unmôglich iſt, ſelbſt fůr die beſte Sache von der Welt ſchlecht zu ſchreiben, ſo bin ich geneigt zu glauben, daß dieſe große Sache der Religion hierinn wenigſtens kein beſſeres Schickſal gehabt, als irgend eine andere; da diejenigen, welche zu ihrer Vertheidigung ſchreiben, gewôhnlich um deſto weniger Behutſamkeit zu gebrauchen pflegen, je mehr ſie dabey fůr ihre eigne Perſon vor Tadel oder ſcharfer Kritik geſichert ſind. Jhr Gegner iſt zu ſehr gebunden, als daß ſie ihn nicht leicht zum Schweigen bringen kônnten. Sie kônnen ihn ſicher auf einen Kampfplaz herausfodern, wo er ſich nicht ôffentlich, oder als erklårter Feind, zeigen

gen darf. Seine Waffen ſind verſteckt, und können oft die Sache treffen, ohne ihren Vertheidigern zu ſchaden, die ſich deſto zuverſichtlicher den Sieg zuſchreiben, weil man keinen offenbaren Angriff auf ſie wagt. Sie ſiegen für ſich ſelbſt, und erwarten immer lauten Beyfall für ihren Eifer, ſo ſehr auch die Sache ſelbſt unter ihren Händen gelitten haben mag. —

Vielleicht alſo, unterbrach ich ihn, hatte der Mann nicht ganz unrecht, der einſt in ſeinem Eifer für die Religion behauptete: „Niemand ſchreibe ſo gut gegen die Atheiſten, als „der Richter, der ihr Todesurtheil abfaſſe.“

Wenn das gut ſchreiben heißt, erwiedert' er, ſo ſind wir auf einmal geſchiedne Leute; alles Diſputiren, alle vernünftige Unterſuchung über dieſen Punkt hat dann ein Ende. Denn wo Gewalt gebraucht werden muß, da hat die Vernunft nichts zu thun. Kann aber Vernunft etwas ausrichten, ſo müſſen wir die Gewalt unterdeſſen bey Seite ſezen: denn Vernunft läßt ſich nicht anders überzeugen, als durch Vernunft. Wollen wir uns daher überall auf Vernunftgründe mit den Atheiſten einlaſſen; ſo müſſen wir dabey eben ſo mit ihnen umgehen, wie mit andern Menſchen;

weil

weil ſonſt ſchlechterdings kein Mittel vorhanden iſt, ſie zu überzeugen.

Es iſt wahr, ſagt' ich, dies ſcheint ſehr vernünftig und billig. Allein ich fürchte, die meiſten dieſer frommen Herrn werden lieber den Patienten aufgeben, als daß ſie von ihrer kürzern und leichtern Heilmethode abweichen ſollten. Und ſo hart es auch vielleicht ſcheinen mag, Gewalt ohne Vernunft zu gebrauchen, ſo bin ich doch ſehr geneigt zu glauben, daß Ihre andre Methode der Vernunft ohne Gewalt weit weniger Liebhaber finden dürfte.

Vielleicht aber, erwiederte Theokles, iſt es ein bloßer Schall, was uns beunruhigt. Das Wort oder der Name Atheiſt kann leicht Verwirrung machen, da man es gebraucht, zwey ſo ganz verſchiedne Charaktere damit zu bezeichnen, als der Charakter deſſen, der gerade zu leugnet, und deſſen, der bloß zweifelt. Nun kann vielleicht derjenige, welcher zweifelt, ſein Unglück beklagen, und überzeugt zu werden wünſchen. Derjenige aber, welcher leugnet, beweiſt die höchſte Vermeſſenheit, und behauptet eine Meynung, die dem Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der Erhaltung der Geſellſchaft zuwider iſt. Man ſieht leicht, daß Jener gegen Obrigkeit und Geſeze gebühr-

rende

rende Ehrfurcht hegen kann; aber nicht dieſer; der alſo, weil er ihnen unterworfen iſt, mit Recht geſtraft werden kann. Wie aber der erſtere vor Menſchen ſtrafbar ſeyn könne, läßt ſich ſchwerlich begreifen; wofern nicht etwa die Obrigkeit über Gedanken ſo gut, als über Handlungen und äußerliches Verhalten, zu befehlen, und Macht hat, das Innerſte und Geheimſte des menſchlichen Herzens vor ihr Tribunal zu ziehen.

Ich verſtehe Sie, ſagt' ich. Wie es zwey Arten von Leuten giebt, die man Atheiſten nennt, ſo giebt es auch zwey verſchiedne Arten, gegen ſie zu ſchreiben, die ſich gar füglich jede für ſich, aber nicht wohl zuſammen vereinigt, gebrauchen laſſen. Sie mögten gern alle bloße Drohungen bey Seite ſchaffen, und den Philoſophen von der Magiſtratsperſon ſondern; denn Sie halten es für ausgemacht, daß der beſcheidnere und vernünftigere Theil der Ungläubigen, welcher nicht unter die richterliche Feder der Obrigkeit gehört, nur durch die gelindere, unterſuchende Feder der Philoſophie gewonnen werden könne. Nun hat allerdings die Sprache der Obrigkeit mit der Sprache der Philoſophie wenig gemein. Nichts ziemt ſich weniger für das obrigkeitli-

 che

che Anſehen, als ein philoſophiſcher, und nichts kann unphiloſophiſcher ſeyn, als ein obrigkeitlicher Stil. Eine Vermiſchung derſelben würde beide lächerlich machen. Und wenn man alſo, in dieſem Fall von Jemanden auſſer der Obrigkeit ſagen kann, daß er gut ſchreibe; ſo iſt es, Ihrer Meynung nach, derjenige, der ſo ſchreibt, wie es einem Philoſophen geziemt, mit freyer Unterſuchung, offen und ohne Zurückhaltung.

Sie haben Recht, erwiedert' er. Denn was kann billiger ſeyn?

Gewiß nichts. Aber wird die Welt eben ſo denken? Würd' es thunlich ſeyn, dieſe Art zu ſchreiben allgemein einzuführen?

Ohne Zweifel würd' es das. Und zum Beweiſe giebt uns das Alterthum Beyſpiele genug. Man glaubte nie, daß dieſe freyen philoſophiſchen Unterſuchungen der Religion ſchaden oder das Volk verderben würden: denn wir finden, daß ſie ſowohl in Schriften als im Umgange bey den größten Männern eines tugendhaften und religiöſen Volks etwas ganz gewöhnliches waren; und daß ſelbſt diejenigen obrigkeitlichen Perſonen, die zugleich Prieſter und Vorſteher des öffentlichen Gottesdienſtes waren, mit dieſen freyen Unterſuchungen ſich abgaben. Ver-

Verzeihen Sie, Theokles, ſagt' ich, wenn ich mir die Freyheit nehme zu zweifeln, ob ſich dies auf unſern Fall anwenden läßt. Es iſt hier von chriſtlichen Zeiten, wie wir ſie jezt haben, die Rede. Sie wiſſen das allgemeine Schickſal derer, die das Herz haben, als ehrliche unpartheyiſche Schriftſteller aufzutreten. Wie giengs jenem frommen und gelehrten Mann, *) der das intellektuelle Syſtem der Welt ſchrieb? Es war wirklich luſtig anzuſehen, wie man auf der einen Seite ſeine Talente und Gelehrſamkeit ſowohl, als ſeinen redlichen Eifer für die Sache der Gottheit allgemein erhob, und doch auf der andern ihn beſchuldigte, daß er den Atheiſten gewonnen Spiel gegeben, bloß weil er ihre und ihrer Gegner Gründe unpartheyiſch neben einander geſtellt hatte. Und unter andern Schriften dieſer Art werden Sie ſich erinnern, wie man eine gewiſſe unpartheyiſche Unterſuchung **) (wie Sie ſie nennten) aufnahm, welch ein Aergerniß ſie gab.

Es thut mir leid, ſagte Theokles, daß dies wahr iſt. Aber jezt haben Sie wirklich das

*) Cudworth.
**) Die Unterſuchung über die Tugend von unſerm Verfaſſer.

das Mittel gefunden, mich vielleicht zu nöthigen, daß ich mich über dieſen Punkt umſtändlich mit Ihnen einlaſſe; denn ich kann nicht umhin, einen Freund zu vertheidigen, den man ſehr unbillig wegen ſeiner philoſophiſchen Freymüthigkeit getadelt hat.

Ich geſtand dem Theokles und der Geſellſchaft, daß dies wirklich meine Abſicht geweſen; und bloß aus dieſem Grunde, ſagt' ich, klag' ich jezt förmlich dieſen Schriftſteller an: „daß er, gleich allen jenen gelaſſenen, „kaltblütigen Schriftſtellern, ſich einer wahren Gottloſigkeit ſchuldig macht, weil er ſo „unbekümmert und gleichmüthig, ohne den „geringſten Schein von Eifer oder Leidenſchaft, über die Gottheit und ein künftiges „Leben philoſophirt.“

Und ich, erwiederte Theokles, übernehme die Vertheidigung dieſer gelaſſenen Art zu philoſophiren; ich werde mich bemühen, meinen Freund von Ihrer Beſchuldigung rein zu machen, wofern Sie nur Geduld haben, mich über eine Sache von ſo großem Umfange auszuhören.

Wir verſprachen es Alle, und er fieng alſo an:

Von

Von den vielen Schriftſtellern, die als Vertheidiger der Religion auftreten, haben die mehrſten, dünkt mich, die Abſicht, entweder die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens überhaupt zu beweiſen, oder ſolche beſondere Lehren zu widerlegen, die für Neuerungen in der chriſtlichen Kirche gehalten werden. Es giebt nicht viel Menſchen in der Welt, denkt man, welche die erſten Hauptgrundſäze aller Religion verwerfen: mit dieſen alſo geben ſich nur wenig Schriftſteller ab. Sie halten es vermuthlich für eine Arbeit, die ihnen zu geringe ſey, ihnen zu wenig Ehre machen würde, wenn ſie mit Leuten gelaſſen diſputiren wollten, die man faſt durchgehends mit Abſcheu und Entſezen betrachtet. Da aber unſre Religion Liebe gegen alle Menſchen uns zur Pflicht macht, ſo müſſen wir nothwendig wahre Bekümmerniß für diejenigen fühlen, die wir in den allergefährlichſten Irrthümern erblicken, und von denen die Erfahrung uns lehrt, daß nichts ſchwerer hält, als ſie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Auch wär' es vielleicht der Klugheit gemäßer, ihnen nicht ſogar verächtlich zu begegnen, da ihre Anzahl, ſo klein ſie iſt, ſich doch allem Vermuthen nach, immer weiter ausbreiten wird; und zwar un-

ter Leuten von gar nicht verächtlichem Stande. Es wäre alſo vielleicht der Ueberlegung werth: „Ob zu unſern Zeiten und in unſerm Lande, „noch eben die Mittel brauchbar ſind, die man „bisher angewandt hat; oder ob man nicht „vielleicht beſſer thue, andre zu verſuchen, „die ſich für Zeiten, wo weniger Religions„zwang und für Länder, wo mehr bürgerliche „Freyheit herrſcht, beſſer paſſen.“

Dies allein könnte ſchon einen Schriftſteller bewegen, auf eine andre Art, mit dieſen verirrten Leuten umzugehen, bedacht zu ſeyn, und zu verſuchen, ob er nicht kräftigere Mittel finden könnte, ſie zu überzeugen, als die wiederholten Ausrufungen und Schmähungen, womit die Beweiſe, die man gegen ſie gebraucht, mehrentheils begleitet ſind. Es war alſo kein ſo ganz ungereimter Einfall, daß ſich vielleicht eine ganz entgegengeſezte Methode gebrauchen lieſſe, wodurch ein Schriftſteller mit ſeinen Vernunftgründen um deſto eher Eingang und Beyfall bey dieſen Leuten finden mögte, je freyer von Vorurtheilen und bereitwilliger er ſich zeigte, alles mit gröſster Unpartheylichkeit und Gelaſſenheit zu unterſuchen. Denn man hat Urſach zu fürchten, daß ſolche Leute immer argwöhnen werden,

„alles,

„alles, was man nie in Zweifel gezogen, ſey „auch nie bewieſen; was man nie mit voll„kommner Gleichgültigkeit unterſucht, ſey „auch nie gründlich unterſucht worden, und „könne daher nicht mit wahrer Ueberzeugung „geglaubt werden.“ Und beſonders in einer Schrift dieſer Art, die ihnen bloß als ein Verſuch oder eine Unterſuchung vorgelegt wird, würden ſie ſehr jene erfoderliche Unpartheylichkeit und Gleichgültigkeit vermiſſen, wenn der Verfaſſer, ſtatt einer Bereitwilligkeit, ſich alle Reſultate, die eine ſolche Unterſuchung und die Folge ſeiner Vernunftſchlüſſe am Ende geben würde, gefallen zu laſſen, ſchon im voraus eine vorgefaßte Neigung für die eine, und einen Abſcheu gegen die andre Parthey, verrathen hätte.

Andre mögen es alſo vielleicht in andern Umſtänden nöthig und ihrem Charakter anſtändig gefunden haben, allen möglichen Abſcheu, beides für die Perſon und die Grundſäze dieſer Leute zu bezeugen. Unſer Verfaſſer hingegen, der nichts mehr iſt, als ein Laye, ſucht ſich mit ihnen auf den beſten Fuß zu ſezen; er beweiſet ihnen Höflichkeit, Gefälligkeit, und ſo viel Unpartheylichkeit, als nur möglich iſt; er räumt ihnen alles ein, was er kann,

und

und philoſophirt ſelbſt über die Gottheit mit der größten Kälte und Gelaſſenheit. Er nimmt ſichs nicht einmal heraus, ſelbſt entſcheidende Schlüſſe zu machen, ſondern überläßt es Andern, aus ſeinen Grundſäzen die Folgen zu ziehen. Denn ſeine Hauptabſicht iſt: „Dieſe „Leute fürs erſte mit den Grundſäzen der Tu„gend auszuſöhnen, und ihnen alſo, durch „Wegräumung jener größten, wo nicht einzi„gen, Hinderniſſe, die aus den Laſtern und „Leidenſchaften der Menſchen entſpringen, zur „Religion den Weg zu bahnen.“

In dieſer Abſicht bemüht er ſich vornehmlich, die Tugend auf ſolche Grundſäze zu bauen, mit welchen er gegen diejenigen auskommen kann, die noch nicht ſo weit gebracht ſind, einen Gott oder ein künftiges Leben einzugeſtehen. Iſt ihm dies nicht gelungen, ſo hat er, ſeiner Meynung nach, ganz umſonſt geſchrieben. Denn wie kann der von der höchſten Güte Begriff haben, der nicht weiß, was Güte an ſich ſelbſt iſt? Oder wie kann Jemand einſehen, daß die Tugend Belohnung verdiene, der ihr Verdienſt und ihre Vortreflichkeit noch nicht kennt? Wir greifen wirklich die Sache ganz am verkehrten Ende an, wenn wir Verdienſt aus Gnade, und Ordnung

aus Gott beweiſen wollen. — Dies Verſehen ſucht unſer Freund wieder gut zu machen. Denn er iſt in Anſehung der Tugend ein Realiſt, wie Sies vorhin nannten; und ſucht daher zu zeigen: „daß ſie wirklich an ſich ſelbſt, „und nach der Natur der Dinge, etwas ſehr „Weſentliches iſt; nicht willkührlich oder er„künſtelt; nicht durch äußere Einrichtungen „entſtanden, unabhängig von Gewohnheit, „Phantaſie, oder Willen; ja von dem höch„ſten Willen ſelbſt, welcher ſie auf keine Weiſe „beſtimmen kann; ſondern vielmehr, da er „nothwendig gut iſt, von ihr beſtimmt wird, „immer in genaueſter Uebereinſtimmung mit „ihr ſteht.“ Und ungeachtet er alſo die Tugend zu ſeinem Hauptgegenſtande, und gewiſſermaßen unabhängig von der Religion gemacht hat, ſo wär' es doch vielleicht möglich, daß man am Ende einen eben ſo vorzüglichen Gottesgelehrten als Moraliſten in ihm fände.

Ich mögt' es eben nicht als Regel feſtſezen: „Daß diejenigen, welche die Tugend „nicht für etwas Weſentliches erkennen, auch „aus der Gottheit bloß einen leeren Namen „machen, und nicht ohne Affektation die Grund„ſäze der Religion vertheidigen können:“ aber das getrau' ich mir zu behaupten: „daß

„Jeder,

„Jeder, der die Tugend redlich vertheidigt, „und ein Realiſt in der Moral iſt, auch ge„wiſſermaßen nothwendig, wenn er auf dem „nemlichen Wege des Räſonnements fort„geht, ein eben ſo wahrer Realiſt in der Re„ligion werden muß.“

Alle Affektation, vornehmlich in der Philoſophie, iſt, meinem Bedünken nach, unverzeihlich. Und Sie, Philokles, der Sie kein falſches Räſonnement, keine ungeſunde, ungereimte Hypotheſe dulden können; Sie werden gewiß ehrlich genug ſeyn, unſern heutigen Deismus zu verwerfen, und Jedem dreiſt die Stirne bieten, der ſich einen Namen anmaßt, wozu ſeine Philoſophie ihm nicht das geringſte Recht giebt.

Empfehlen Sie mich dem ehrlichen Epikur, der ſeine Götter in die eingebildeten Räume hoch über der Welt, außer allem Zuſammenhange mit der Natur der Dinge, verſezt, und alſo nichts weiter als ein leeres Wort aus ihnen macht. Das heißt redlich verfahren, und frey vom Herzen weggeſprochen; denn Jeder, der nur ein Bischen von Philoſophie verſteht, begreift dies leicht.

Eine gleiche Ehrlichkeit würde jenen Philoſophen geziemen, die bey Ihnen, Philokles,

wie's

wie's ſcheint, ſo gut angeſchrieben ſind. Wenn ein Skeptiker bedenklich die Frage aufwirft: „Ob die Philoſophie allein, ohne Hülfe der „Offenbarung, eine wahre Theologie zu Stan„de bringen könne;“ ſo iſt das nichts weiter, als ein ſchönes Kompliment, das er der öffentlich eingeführten Religion macht. Er wird keinen, der nur etwas tief philoſophirt, dadurch hintergehen: wer dies thut, wird leicht einſehen, daß in dieſem Fall die Theologie ganz und gar keinen Grund haben könnte. Denn die Offenbarung ſelbſt gründet ſich ja offenbar auf die Anerkennung der Exiſtenz Gottes: und der Philoſophie allein kömmt es zu, das zu beweiſen, was die Offenbarung nur vorausſezt.

Ich halt' es daher für ein ſehr unredliches Verfahren, wenn diejenigen, welche aufbauen und beweiſen wollen, einen Grund legen, der viel zu ſchwach iſt, das Gebäude zu tragen. Untergraben und Miniren mag in andern Fällen ſich noch ſo gut mit dem Kriegsrecht vertragen; in philoſophiſchen Streitigkeiten iſt es nimmer erlaubt, wie bey Belagerungen, verdeckt und unter der Erde zu arbeiten. Nichts kann ungeziemender ſeyn, als im Befehlshaberton und mit großer Feyerlichkeit von „einer „höchſten Natur, einem unendlichen Weſen,

„und

„und einer Gottheit zu ſchwazen;“ unterdeß man der Fürſehung mit keinem Worte gedenkt, von Ordnung oder Regierung eines allervollkommenſten Geiſtes nichts weiß. Denn, wenn man dieſe erkennt, und die wahre Theologie verſteht; ſo iſt dieſer Begriff nichts weniger als trocken und unfruchtbar; ſondern führt uns nothwendig auf ſolche Folgerungen, die uns in Thätigkeit ſezen, und unſern ſtärkſten Neigungen Beſchäftigung geben müſſen. Alle Pflichten der Religion fließen offenbar aus dieſer Quelle, und kein Zweifel und Einwurf gegen die großen Grundſäze, welche die Offenbarung feſtgeſezt hat, bleibt übrig.

Ob nun wirklich unſer Freund von Herzen und ohne Heucheley zu dieſer leztern Art wahrer Gottesgelehrten gehöre, das werden Sie am beſten aus den Folgen ſeiner Meynung abnehmen können. Sie werden ſehen, ob ſie bloß auf Spekulationen hinausläuft, oder auch zu That und Ausübung führt: und gewiß werden Sie zufrieden ſeyn, wenn Sie ein Gebäude von ihm aufgeführt finden, welches die mehrſten wenigſtens für erhabne Religion, und Einige, aller Wahrſcheinlichkeit nach, für nichts minder als Schwärmerey halten werden.

Denn ich berufe mich auf Sie, Philokles, ob irgend etwas in der Theologie Ihnen ſo ſchwärmeriſch vorkömmt, als jener Begriff von der Liebe Gottes, der alle irrdiſche Sinnlichkeit, allen niedrigen Eigennuz verwirft? Eine Liebe, die ganz einfach, rein und unvermiſcht iſt; die keinen andern Gegenſtand hat, als bloß die Vortrefflichkeit dieſes Weſens ſelbſt, keinen andern Gedanken von Glückſeligkeit geſtattet, als bloß deſſen Genuß. Nun werden Sie's doch gewiß für einen überzeugenden Beweis gelten laſſen, daß mein Freund von aller Irreligion weit entfernt iſt, wenn ich Ihnen zeige, daß er dieſen Begriff annimmt, und dieſen Hauptpunkt der Religion durch Argumente feſtzuſezen ſucht, die ſelbſt die Gegner der Religion häufig zu gebrauchen pflegen.

Seiner Meynung zufolge alſo, würd' er im voraus, um allen Mißdeutungen vorzukommen, erklären: Ungeachtet die uneigennüzige Liebe Gottes der allervortrefflichſte Grundſaz ſey; ſo wiſſ' er doch ſehr wohl, daß der unbeſonnene Eifer gewiſſer frommen gutmeynenden Leute ſie zu weit, vielleicht bis zum Wahnſinn und zur Schwärmerey, getrieben; wie vormals die Myſtiker in der alten Kirche, und ihre Nachfolger in der neueren. Auf der

andern

andern Seite aber gab es Leute, die, um dieſen myſtiſchen Grillen zu ſteuren, und als erklärte Feinde deſſen, was ſie Schwärmerey nennen, dieſer ganzen ekſtatiſchen Art von Andacht ſo wenig Ehre gelaſſen, daß gewiſſermaßen die Frömmigkeit ſelbſt darüber verloren gegangen; und ihre ſo genannte vernünftige Religion ſey wirklich ſo leer von Eifer, Herzlichkeit und Wärme, daß man nicht unbillig zweifeln mögte, ob ſie überall eine hätten. Denn wenn gleich (würd' er Ihnen ſagen) ein bloß politiſcher Schriftſteller Recht daran thut, ſeinen großen Beweis für die Religion auf die Nothwendigkeit des Glaubens an künftige Strafen und Belohnungen zu bauen; ſo iſt es doch wahrhaftig ein ſchlechtes Zeichen von Redlichkeit in der Religion, und in der chriſtlichen Religion beſonders, wenn man ſie zu einer ſolchen Philoſophie herabwürdigt, die von jenem andern Grundſaz der Liebe nichts wiſſen will; ſondern alles gleich für Schwärmerey erklärt, ſo bald man nur Uneigennüzigkeit anpreiſt, und behauptet, daß man Gott und die Tugend um Gottes und der Tugend ſelbſt willen lieben müſſe.

Hier haben wir alſo, nach meines Freundes Meynung, zwey Arten von Leuten, welche

die

die Religion in dieſen beiden entgegengeſezten Extremen dem Hohn ihrer Feinde Preis geben. Denn ſo wie es auf der einen Seite ſchwer fallen würde, den Begriff jener überſpannten Liebe, die von den andächtigen Myſtikern mit ſo vieler Wärme verfochten wird, zu rechtfertigen; ſo mögt' es, auf der andern Seite, gewiß auch nicht leicht ſeyn, die Religion, nach den Begriffen dieſer kalten Philoſophen, von dem Vorwurf der Lohnſucht und eines ſklaviſchen Geiſtes zu retten. Denn wie will man leugnen, daß es ſklaviſch und lohnſüchtig iſt, bloß aus Zwang, oder ſeines Vortheils wegen, Gott zu dienen? Iſt es nicht offenbar, daß ſich kein andrer wahrer und edelmüthiger Dienſt gegen das höchſte Weſen, oder irgend einen andern Oberherrn, denken läßt, als derjenige, „der aus Hochachtung und Liebe gegen die Perſon, welcher man dient, aus Gefühl von Verpflichtung und Dankbarkeit, und aus Ueberzeugung, daß ein ſolcher dankbarer Charakter an ſich ſelbſt gut und liebenswürdig ſey, entſpringet?“ Und was ſchadet es der Religion, wenn man dies einräumt? oder wie kann dem Glauben an künftige Belohnungen oder Strafen dadurch etwas abgehen, wenn man eingeſteht, „daß der Dienſt, welcher da-

„durch

„durch bewirkt wird, demjenigen, welcher aus „freyem Willen und aus Neigung entſpringt, „nicht gleich kommt, ſondern vielmehr unedel „und ſklaviſch iſt?“ Bleibt es nicht dabey immer zum Wohl des menſchlichen Geſchlechts und der Welt nothwendig, daß der Regel des Rechts auf eine oder andre, wo nicht jene beſſere, doch wenigſtens dieſe unvollkommne Art, Gehorſam geleiſtet werde? Und ſoll man nicht zeigen, „daß, ungeachtet dieſer Dienſt „aus Furcht noch ſo unedel und knechtiſch iſt, „dennoch, da die Religion immer eine Zucht, „eine Erziehung der Seele zu höherer Voll„kommenheit ſeyn muß, Belohnungen und „Strafen ſo lange der erſte kräftigſte und „wichtigſte Bewegungsgrund für uns bleiben, „bis wir eines höheren Unterrichts fähig ſind, „und aus dieſem ſklaviſchen Zuſtande in den „edlen Dienſt der Freyheit und Liebe gelangen?“

Dieſem rühmlichen Ziel, meynt mein Freund, ſollten wir Alle nachſtreben, wir ſollten uns bemühen, „daß die Vortrefflichkeit „des Gegenſtandes, nicht Belohnung oder „Strafe, unſer Bewegungsgrund ſey. Wo aber, „wegen Verderbniß unſrer Natur, der erſtere „nicht hinreichend wäre, uns zur Tugend an„zuſpornen, da, will er, ſollte man den leztern

„zu

„zu Hůlfe rufen, und ihn keineswegs gering„ſchåzen oder verabſåumen.“

Dies nun einmal feſtgeſezt, wie iſt es můglich, die Religion der Lohnſucht zu beſchuldigen? Und doch wiſſen wir, daß ihr dieſer Vorwurf oft genug gemacht wird. „Die „Gottſeligkeit, ſagt man, iſt ein großer Ge„winn; und Niemand dient Gott mit from„men Herzen umſonſt.“ — Iſt dies ein Vorwurf? beweiſt man dadurch, daß es einen beſſern Dienſt, eine edlere Liebe gebe? — Genug, wir brauchen nichts weiter. Auf dieſen Grund baut unſer Freund, und hålt es fůr leicht, die Religion zu vertheidigen, ſelbſt jenen devoteſten Theil derſelben, den man fůr ein ſo großes Glaubensparadoxon anſieht. Denn, iſt nur überall ein Dienſt der freyen Neigung und Liebe můglich, ſo bleibt uns nichts übrig, als uns nach dem Gegenſtande umzuſehen, ob wirklich jener allerhöchſte Gegenſtand vorhanden iſt, den wir vorausſezen. Giebt es nun gőttliche Vortrefflichkeit in den Dingen; giebt es in der Natur einen allerhőchſten Geiſt oder eine Gottheit; ſo haben wir einen vollkommnen, alles Gute und Vortreffliche in ſich faſſenden Gegenſtand. Und dieſer Gegenſtand muß vor allen andern noth-

 wendig

wendig der aller liebenswürdigſte, der aller einnehmendſte ſeyn, die höchſte Freude und Seligkeit gewähren. Daß es nun wirklich einen ſolchen höchſten Gegenſtand in der Welt gebe, davon kann die Welt allein, durch ihre weiſe und vollkommne Ordnung uns überzeugen. Iſt dieſe Ordnung wirklich vollkommen, ſo ſchließt ſie alles wahre Uebel aus. Und daß dies wirklich ſo ſey, das behauptet unſer Verfaſſer ja ſo ernſtlich, indem er, ſo gut er kann, jene ungünſtigen Phänomene, jene ſchlimmen Zeichen, die man aus dem Lauf der Fürſehung bey dem vermeintlich harten, ungleichen Schickſal der Tugend in dieſer Welt hernimmt, aufzulöſen ſucht.

Es iſt wahr: ſo nachtheilig für die Tugend, und ſo vortheilhaft für das Laſter der äußere Schein immer ſeyn mag, ſo läßt ſich doch der Einwurf, den man daraus gegen die Gottheit macht, leicht heben, und Alles ins Reine bringen, ſo bald man nur ein künftiges Leben annimmt. Für einen Chriſten, oder jeden andern, der bereits von einem ſo wichtigen Punkt überzeugt iſt, reicht dies hin, jede finſtre Wolke, welche die Fürſehung umhüllt, zu zerſtreuen. Denn der darf ſich wegen des Schickſals der Tugend in dieſer Welt nicht

ſehr

ſehr ängſtlich bekümmern, der einer Zukunft gewiß iſt. Aber ganz anders verhält ſichs mit denen, die wir hier vor uns haben. Sie wiſſen nicht, wie ſie dran ſind, und ſchauen in der Welt umher, ob ſie eine Fürſehung finden. Die Vergrößerung der ſichtbaren Unordnungen in weltlichen Dingen, und die ſchwärzeſte Vorſtellung der Geſellſchaft und der menſchlichen Natur, wird ihnen ſchwerlich zu dieſem Anblick verhelfen. Wie ſollten ſie in ſolchen Charakteren eine Fürſehung leſen können? Aus einer ſo widrigen Geſtalt der Dinge hienieden, werden ſie ſich von dem, was droben iſt, keinen vortheilhaften Begriff machen. Aus den Wirkungen, die ſie ſehen, werden ſie geneigt ſeyn, auf die Urſach zu ſchlieſſen; nach dem Schickſal der Tugend werden ſie über die Fürſehung entſcheiden. Sind ſie aber einmal von Ordnung und Fürſehung in den Dingen dieſer Welt überzeugt, ſo werden ſie vielleicht auch wegen eines künftigen Zuſtandes nicht viel Schwierigkeit machen. Denn wenn die Tugend ſich ſelbſt nicht wenig belohnt, und das Laſter großentheils ſeine eigne Strafe iſt; ſo haben wir feſten Grund, weiter zu gehen. Die ſichtbaren Anlagen einer austheilenden Gerechtigkeit, und gehörigen

Ordnung in dieſer Welt, leiten uns natürlich auf den Begriff von einem noch höheren, vollkommneren Gebäude. Wir ahnden einen weitumfaſſenderen Entwurf, und löſen uns leicht alle Zweifel, warum in dieſem Zuſtande noch nicht Alles zur Vollendung reift, warum dieſe vielmehr einer künftigen Periode aufbehalten worden. Denn hätten gute und tugendhafte Menſchen eines vollkommnen Glücks in dieſem Leben genoſſen; hätte die Rechtſchaffenheit nie Widerſtand gefunden, hätte nie eine trübe Wolke das Verdienſt verdunkelt; wo wäre die Probe, der Sieg, oder die Krone der Tugend? Wo hätten die Tugenden ihren Schauplaz, oder woher ihre Namen? Wo wäre Enthaltſamkeit oder Selbſtverleugnung? Wo Geduld, Sanftmuth, Großmuth? Was giebt dieſen ihr Daſeyn? Was iſt Verdienſt, ohne Widerwärtigkeiten? Was Tugend ohne Kampf, ohne Beſtreitung derjenigen Feinde, die ſich ſowohl von innen als von außen gegen ſie empören?

Aber ſo viel und mancherley auch die Schwierigkeiten ſind, welche die Tugend in dieſer Welt zu bekämpfen hat, ſo iſt ihre Macht ihnen doch überlegen. So bedrängt ſie hier iſt, ſo iſt ſie doch nicht ganz verlaſſen, nicht

ganz dem Elende dahin gegeben. Sie hat immer noch genug, was ſie über das Mitleiden, wiewohl nicht über unſre Wünſche, erhebt: und ſo glücklich wir ſie hier ſchon ſehen, haben wir doch Grund, noch größere Glückſeligkeit für ſie zu hoffen. Ihr gegenwärtiges Schickſal zeigt ſchon zur Genüge, daß die Fürſehung ſich ihrer annimmt. Und da ſchon hier ſo ſehr für ſie geſorgt iſt, da ſie ſo großer Glückſeligkeit, ſo großer Vorzüge ſchon in dieſem Leben genießt; wie wahrſcheinlich iſt es dann nicht, daß dieſe Sorge der Fürſehung ſich auch weiter in ein künftiges Leben erſtrecken, und dort erſt in ihrer wahren Vollkommenheit erſcheinen wird.

Dies iſt es, was man, unſers Freundes Meynung nach, denen, die an der Offenbarung zweifeln, zum Vortheil eines künftigen Lebens ſagen ſollte. Dies muß die Offenbarung glaubwürdig machen, und jenen erſten Schritt zu derſelben, den Glauben an die Gottheit und Fürſehung, ſichern. Die Fürſehung müſſen wir aus dem, was wir von Ordnung in den Dingen dieſer Welt gewahr werden, beweiſen. Dieſe Ordnung müſſen wir vor allen Dingen verfechten; vornehmlich in ſoweit die Tugend dabey intereſſirt iſt. Wir dürfen nicht

nicht Alles auf ein künftiges Leben hinweiſen. Denn ein zerrütteter Zuſtand, wo keine Fürſehung ſich um die Dinge dieſer Welt bekümmert, wo das Laſter nicht im Zaum gehalten, die Tugend nicht geachtet wird, ſtellt uns ein wahres Chaos dar, und bringt uns zu den geliebten Atomen, dem Ungefähr und dem allgemeinen Wirwarr der Atheiſten zurück.

Wie ſchlecht iſt alſo nicht die Sache der Gottheit in den Händen derer beſtellt, welche die Unordnung in dieſer Welt ſo ſehr vergröſſern, und, wie gewiſſe fromme Eiferer thun, das Elend der Tugend ſo arg vorſtellen, daß Jedem die Luſt vergehen muß, in Rückſicht auf dieſe Welt ſich ihr zu widmen! Man irret gröblich, wenn man dadurch die Menſchen auf den Glauben an eine beſſere Welt zu führen gedenkt, daß man ihnen von der gegenwärtigen ſo ſchlechte Begriffe beybringt. Denn wenn man dem Zweifler ſo viel gegen die Tugend vordeklamirt, ſo wird er darum wohl weniger an die Gottheit, aber um kein Haar mehr an ein künftiges Leben glauben. Auch kann man im Ernſt nicht denken, daß ein Menſch, der von der Tugend, und der Glückſeligkeit, die ſie gewährt, die erhabenſte Meynung hegt, darum jemals abgeneigter ſeyn

ſollte,

ſollte, ein künftiges Leben zu glauben. Vielmehr wird man immer finden, daß, ſo wie die Freunde des Laſters von nichts nngerner hören, als von einem künftigen Zuſtande; ſo hingegen die Liebhaber der Tugend immer höchſt begierig ſind, eine Meynung anzunehmen, wodurch ihre Göttinn ſo ſehr verherrlicht wird, und in dem glänzendſten Triumph erſcheint.

So war bey den Alten der groſse Bewegungsgrund, welcher ſo viele der Weiſeſten unter ihnen, ohne Offenbarung, zu dem Glauben an dieſe Lehre brachte, kein andrer, als bloß die Liebe der Tugend an jenen großen Männern, jenen Stiftern und Erhaltern der Staaten, jenen Geſezgebern, Patrioten, Befreyern, Helden, deren Tugenden ſie Leben und Unſterblichkeit wünſchten. Auch bis auf den heutigen Tag macht nichts dieſen Glauben für gute und tugendhafte Seelen ſo reizend, als Liebe und Freundſchaft, die den Wunſch in ihnen erweckt, daß der Tod ſie nicht auf ewig trenne, daß ihre ſeelige Vereinigung auch noch in einem künftigen Leben fortdaure. Wie iſt es denn möglich, einen Schriftſteller, bloß weil er die Tugend erhebt, für einen Feind eines künftigen Zuſtandes zu halten?

Wie

Wie kann man unſern Freund der Falſchheit gegen die Religion beſchuldigen, weil er einen Grundſaz vertheidigt, ohne welchen nicht einmal der Begriff von Gott und der Güte beſtehen könnte? Denn er ſagt ja bloß, und das ganze Reſultat ſeiner Unterſuchung läuft darauf hinaus: „Daß es Verrätherey gegen „die Religion überhaupt, und gegen die Sa„che der Gottheit ſey, ein künftiges Leben „auf die Trümmern der Tugend zu bauen; „daß man beſonders die chriſtliche Religion „umſtoße, und ihren größten Grundſaz, die „Liebe, verwerfe und Preis gebe, wenn man „Belohnungen und Strafen zu den Haupt„bewegungsgründen unſrer Pflichten machte.“

Aus allem dem alſo können wir nach Gerechtigkeit und Menſchenliebe nicht anders ſchließen, als daß unſer Verfaſſer, bey ſeinem gelaſſenen und unpartheyiſchen Verfahren gegen die zügelloſen Freydenker, wahrhaftig die Abſicht habe, ihnen eine ſolche Vorſtellung von der Einrichtung des menſchlichen Geſchlechts, und alles deſſen, was Menſchen angeht, beyzubringen, daß ſie dadurch zu dem Begriff von allgemeiner Ordnung in den Dingen gelangen, und dadurch genöthigt werden mögten, die allerhöchſte Weisheit, Güte und

Schön-

Schönheit zu erkennen; damit ſie dann ferner, nachdem ſie in ſo weit Proſelyten geworden, zu jener göttlichen Liebe bereitet werden könnten, die unſre Religion ſie lehren würde, wenn ſie einmal ihren Unterricht annehmen, und ſich nach ihrem heiligen Charakter bilden ſollten.

Hier haben Sie alſo, fuhr er fort, die Apologie meines Freundes, die Sie vielleicht überzeugt haben wird, daß er ein guter Moraliſt, und hoffentlich auch, daß er kein Feind der Religion iſt. Sollten ſie aber immer noch der Meynung ſeyn, der Gottesgelehrte habe ſich in ſeinem Charakter nicht ſo deutlich gezeigt, als ich verſprach, ſo muß ich alle Hoffnung aufgeben, Sie jemals in einer gewöhnlichen Art von Unterredung davon zu überzeugen. Gieng ich jezt noch weiter, ſo mögt' ich mich gar zu tief in geiſtliche Dinge verwickeln, und mich genöthigt ſehen, über ſein Syſtem von Theologie eine Predigt von ganz neuem Schlage zu halten. Doch, ich bin jezt im Ernſt ſchon ſo ſehr in den Predigerton verfallen, daß ich hoffe, Sie werden mir für das, was ich ſchon geleiſtet habe, die Fortſezung gern erlaſſen.

Vierter Abſchnitt.

Eben, da er ausgeredt hatte, erhielten wir einen Beſuch, der uns den übrigen Theil des Nachmittags mit andern Unterredungen weg‑nahm. Sobald ſich unſre Fremden, den alten Herrn und ſeinen Freund, die mit uns geſpeiſt hatten, ausgenommen, empfohlen hatten, lieſſen wir uns wieder mit dem Theokles ein, wir drangen auf ſeine Predigt, und baten ihn aufs inſtändigſte, uns umſtändlich ſein theologiſches Syſtem hören zu laſſen.

Ich ſehe Ihre Abſicht, ſagt' er. Sie machen es, wie manche Geſellſchaft, die einen berühmten Sänger plagt, ſich hören zu laſſen, nicht aus Geſchmack für die Muſik, ſondern um eine boshafte Art von Neugier zu befriedigen, die gemeiniglich zulezt auf Hohn und Tadel hinausläuft.

Dem ſey, wie ihm wolle, ſagten wir, wir würden nun einmal nicht ablaſſen. Und ich verſicherte unſre Geſellſchafter, wenn ſie mir nur tapfer zu Hülfe kämen, ſo wollt' ich ihm ſchon ſo zuſezen, daß er ſich gewiß bald ergeben ſollte.

Gut, ſagt' er, Sie ſollen zur Strafe ihren Willen haben; ich übernehme die Rolle

des

des Theologen und Predigers, aber nicht anders, als auf Philokles Koſten; er ſoll den Ungläubigen und armen Sünder vorſtellen, dem man die Bußpredigt hält.

Wahrhaftig, ſagte der Alte, die Rolle, die Sie ihm da geben, iſt ſo natürlich und angemeſſen, daß ich nicht zweifle, er wird ſie ohne alle Mühe ſpielen können. Ich wünſchte lieber, Sie hätten ſich den Verdruß erſpart, der Ihnen bevorſteht, da Sie ihn ſo an ſeinen eigentlichen Charakter erinnern. Er würde von ſelbſt ſchon fertig genug geweſen ſeyn, ihre Reden durch ſeine beſtändigen Spöttereyen zu unterbrechen. Ich verlange alſo, da wir jezt doch lange genug durch einander geſchwazt haben, daß das Geſez, welches ſonſt bey Predigten gilt, auch hier aufs genaueſte beobachtet werde; daß es nämlich nicht erlaubt ſey, dem Redner ins Wort zu fallen, oder gegen ſeine Argumente oder Behauptungen das geringſte einzuwenden.

Ich willigte in alles ein, und ſagte dem Theokles, daß ich mirs gern gefallen lieſſe, das Ziel zu ſeyn, wogegen er ſeine Pfeile abdrücken könnte: und wär' ich auch wirklich der Ungläubige, für den er mich jezt anſehen wollte, ſo würd' ich das doch für kein Unglück

halten,

halten, weil ich gewiß wäre, er würde mich völlig überzeugen, wenn er mich dieſer Bemühung würdigen wollte.

Theokles ſchlug uns darauf vor, hinauszugehen; denn es war ein ſchöner Abend, und das freye Feld, meynt' er, würde ſich beſſer zu ſolchen Unterredungen ſchicken, als ein Zimmer.

Wir machten alſo einen Abendſpaziergang ins Feld, welches der arbeitſame Ackersmann eben verlies. Unſer Geſpräch fiel natürlicher Weiſe auf das Lob des Landlebens; auf die Hauswirthſchaft und die Natur des Bodens. Unſre Freunde bewunderten einige Pflanzen, die hier in großer Vollkommenheit wuchſen. Und da ich, vermittelſt meiner geringen Kenntniß von der Natur der Kräuter, ſo glücklich war, verſchiednes über dieſe Dinge zu ſagen, das ihnen ausnehmend gefiel, ſo wandte Theokles ſich gegen mich, und ſagte: „O, mein „ſinnreicher Freund! da Sie in andern Din„gen eine ſo helle, ſo glückliche Vernunft ha„ben; wie iſt es denn möglich, daß Sie, bey „ſo richtiger Beurtheilungskraft, bey ſolcher „Einſicht in die beſondere Einrichtung der Pro„dukte und Operationen der Natur, nicht beſ„ſer von der allgemeinen Einrichtung der Din„ge überhaupt, von der Ordnung und dem Bau

„der

„der Natur urtheilen? Wer kann beſſer den „Bau jeder Pflanze, jedes thieriſchen Körpers „zeigen, die Verrichtung jedes Theils und Or„gans, den Nuzen, die Endzwecke und Vor„theile, wozu ſie dienen, beſſer erklären, als „Sie? Wie geht es denn zu, daß Sie in An„ſehung dieſes Ganzen ein ſo ſchlechter Natur„kündiger ſind, von der Anatomie der Natur „im Großen ſo wenig verſtehen, daß Sie das „nemliche Verhältniß der Theile, die nem„liche Uebereinſtimmung und Gleichförmigkeit „nicht auch in dem großen Weltall, wahr„nehmen.

„Es giebt vielleicht Menſchen, in deren „Gehirn es ſo verwirrt und unregelmäßig „ausſieht, daß es ihnen nicht mehr als na„türlich iſt, allenthalben Fehler zu finden, und „in dieſem weitläuftigeren Gebäude tauſend „Mängel und Unordnungen zu erblicken. Es „war der Allgemeinen Natur wohl nicht ſchlech„terdings darum zu thun, wohl nicht ihr un„umgänglicher Zweck, daß jedes Individuum „untrüglich und ohne Mängel ſeyn ſollte. Wir „ſollten vielmehr auch einige Muſter von Un„vollkommenheit vor uns ſehen; wie zum „Beyſpiel an dieſen Leuten, wovon wir eben„reden, die ſich beſtändig mit ihren verkehrten

„Gedan-

„Gedanken den Kopf verwirren. Aber Sie, „mein Freund, haben einen edleren Geiſt. „Sie ſind ſich einer beſſeren inneren Ordnung „bewußt, und können das Werk einer Mei„ſterhand, genaues Ebenmaß, Uebereinſtim„mung, in ſich ſelbſt ſowohl, als in unzähli„gen andern Theilen der Schöpfung, erken„nen. Können Sies bey ſich ſelbſt verant„worten, daß Sie ſo Vieles, und doch nicht „Alles einräumen? Können Sies bey ſich „ſelbſt dahin bringen, jemals zu glauben, „oder nur zu denken, daß da, wo es ſo man„nichfaltig unter einander verknüpfte, ſo ein„trächtig zuſammenſtimmende Theile giebt, „das ganze ſelbſt weder Eintracht, noch Zu„ſammenhang haben ſollte; daß da, wo ge„ringere und beſondere Naturen ſo vollkom„men ſind, die allgemeine Natur ohne Voll„kommenheit, und das monſtruöſeſte, roheſte, „unvollkommenſte Chaos ſeyn ſollte, was ſich „nur denken läßt?“

„Seltſam! In der Natur ſollte die Idee „von einer Ordnung und Vollkommenheit vor„handen ſeyn, welche der Natur ſelbſt man„gelte! Weſen, welche die Natur hervorbringt, „ſollten ſo vollkommen ſeyn, daß ſie Unvoll„kommenheiten in ihrer Einrichtung entdecken

„könn-

„könnten; ſollten weiſe genug ſeyn, diejenige „Weisheit zu meiſtern, welche ſie gemacht hat!

„Gewiß, nichts iſt unſerm Verſtande ſtär„ker eingeprägt, oder tiefer in unſre Seele „verwebt, als die Idee oder das Gefühl von „Ordnung und Ebenmaß. Daher die große „Gewalt des Numerus, und alle jene mäch„tigen Künſte, die ſich auf den geſchickten Ge„brauch deſſelben gründen. Welch ein Un„terſchied iſt nicht zwiſchen Harmonie und „Misharmonie! Kadenz und gewaltſamer „Zerrung! Welch ein Unterſchied zwiſchen „wohlabgemeſſener, regelmäßiger, und unor„dentlicher, konvulſiviſcher Bewegung! zwi„ſchen dem regelmäßigen, gleichförmigen Ge„bäude eines edlen Architekten, und einem ro„hen Sand- oder Steinhaufen! zwiſchen ei„nem organiſirten Körper, und einem Nebel „oder Gewölk vom Winde umhergetrieben!

„Wie nun dieſer Unterſchied unmittelbar „durch ein klares inneres Gefühl wahrgenom„men wird, ſo läßt ſich auch überdem nach „der Vernunft folgender Grund davon ange„ben: alle Dinge nämlich, in denen ſich Ord„nung findet, haben auch Einheit des Zwecks, „treffen in Einem gemeinſchaftlichen Punkt zu„ſammen, und ſind entweder Theile eines ein-

„zigen

„zigen Ganzen, oder für ſich ſelbſt ganze Sy„ſteme. Dergleichen iſt ein Baum, mit allen „ſeinen Zweigen; ein Thier mit allen ſeinen „Gliedern; ein Gebäude mit allen ſeinen äuſ„ſern und innern Verzierungen. Ja, was iſt „eine Melodie, oder Symphonie, oder irgend „ein trefliches muſikaliſches Stück anders, als „ein Syſtem von Tönen, die ein gewiſſes „Ebenmaß und Verhältniß unter einander „haben?"

„Haben nun in dem, was wir das Welt„all, das Ganze nennen, die beſonderen Sy„ſteme auch noch ſo viel Vollkommenheit; ha„ben einzelne Theile in ſich ſelbſt noch ſo viel „Ebenmaß, Einheit und Uebereinſtimmung; „ſie ſind dabey aber nicht alle in Ein gemein„ſames Syſtem *) vereinigt, ſondern gleichen, in

*) S. Locke vom menſchlichen Verſtande, B. IV. K. 6. §. 11.

Ac mihi quidem Veteres illi maius quiddam animo complexi, multo plus etiam vidiſſe videntur, quam quantum noſtrorum ingeniorum acies intueri poteſt: qui omnia haec, quae ſupra et ſubter, vnum eſſe, et vna vi, atque vna conſenſione naturae conſtricta eſſe dixerunt. Nullum eſt enim genus rerum, quod aut auulſum a caeteris per ſeipſum conſtare, aut quo caetera ſi careant, vim ſuam, atque aeternitatem conſeruare poſſint.

Cicero de Oratore, Lib 3.

Omne hoc, quod vides, quo diuina atque humana

„in Abſicht ihrer Beziehung auf einander, dem „Sande oder den Wolken, die der Wind um- „hertreibt, oder den gebrochenen Wogen des „Meers: ſo findet kein Zuſammenhang in dem „Ganzen ſtatt; es läßt ſich alſo auch keine „Ordnung, kein Ebenmaß, und folglich auch „kein Entwurf, keine Abſicht denken. Sind „aber keine von dieſen Theilen unabhängig, „ſondern alle ſichtbar mit einander verknüpft; „dann iſt das Ganze ein vollſtändiges Syſtem, „das Werk einer einfachen, übereinſtimmenden „und gleichförmigen Abſicht.“

„Dies iſt alſo die Hauptſache, worauf „es hier eigentlich ankömmt: daß nämlich we- „der der Menſch, noch ſonſt irgend ein leben- „diges Geſchöpf, ſollt' es auch an und für „ſich ſelbſt das vollkommenſte Syſtem von „Theilen ausmachen, doch deßwegen nicht in „Rückſicht auf das, was auſſer ihm iſt, für „vollkom-

mana concluſa ſunt, vnum eſt: membra ſumus corporis magni. *Seneca, Epiſt.* 95.

Societas noſtra lapidum fornicationi ſimillima eſt: quae caſura, niſi inuicem obſtarent, hoc ipſo ſuſtinetur. *Ibid.*

Eſtne Dei Sedes, niſi Terra, et Pontus, et Aether,
Et Coelum, et Virtus? Superos quid quaerimus vltra?
Jupiter eſt quodcunque vides, quocunque moueris.
Lucan. Lib. 9.

„vollkommen gehalten werden kann; ſondern „dazu erſt in ſeinem ferneren Verhältniß gegen „das Syſtem ſeiner Gattung betrachtet wer„den muß. Das Syſtem der Gattung dann „wieder gegen das Animaliſche Syſtem; dies „gegen die Welt (unſre Erde); und dieſe end„lich gegen die größere Welt und das Ganze.

„Alle Dinge dieſer Welt ſtehen in genaue„ſter Verbindung mit einander. Denn ſo wie „der Zweig mit dem Baum in Verbindung ſteht, „ſo wieder der Baum unmittelbar mit Erde, „Luft und Waſſer, wodurch er genährt wird. „So ſehr der fruchtbare Boden ſich für den „Baum, ſo ſehr der ſtarke, gerade Stamm der „Eiche und Ulme ſich für die umſchlingenden „Zweige des Weinſtocks oder Epheus ſchicken; „eben ſo ſehr ſchicken ſich die Blätter, Saa„men und Früchte dieſer Bäume für die man„cherley Thiere: und dieſe wieder eins für das „andre, und für die Elemente, worinn ſie le„ben, und denen ſie gewiſſermaßen angepaßt „und eingefugt ſind; zum Beyſpiel, durch Flü„gel für die Luft, Floßfedern fürs Waſſer, „Füße für die Erde, und durch andre über„einſtimmende innere Theile von noch künſtli„cherem Bau und wunderbarer Einrichtung. „Sonach, wenn wir Alles auf Erden betrach-

„ten,

„ten, müſſen wir nothwendig in Allem uns „nur Ein Ganzes, welches alle die unendli„chen Theile in ſich begreift, vorſtellen. Eben „ſo in dem Syſtem der größeren Welt. Se„hen Sie da die wechſelſeitige Abhängigkeit „der Dinge! das Verhältniß des einem zum „andern; der Sonne zu dieſer bewohnten Er„de, und der Erde und andern Planeten zur „Sonne! die Ordnung, die Eintracht und „den Zuſammenhang des Ganzen! Und wiſ„ſen Sie, mein Freund, dieſe Betrachtung „wird Sie nothwendig nöthigen, das allge„meine Syſtem, den zuſammenhangenden „großen Plan der Dinge zu erkennen, zu ge„ſtehen, daß dieſe Wahrheit auf Gründen „beruhe, die mehr als hinreichend ſind, je„den unpartheyiſchen und redlichen Beobach„ter der Werke der Natur zu überzeugen. „Denn ſchwerlich würde Jemand, der dieſe „allgemeine Scene noch nicht genau genug „betrachtet hat, glauben, daß es möglich ſey, „dieſe allgemeine Einheit durch ſo unzählige „und unwiderlegliche Beyſpiele von wechſel„ſeitiger Uebereinſtimmung und Beziehung, „von den niedrigſten Klaſſen der Geſchöpfe „an, bis zu den entfernteſten Sphären hin„auf, ſo augenſcheinlich zu beweiſen.

„Fin-

„Finden ſich nun in dieſem ungeheuren „Syſtem des Einen Ganzen ſolche Beziehun„gen und Verhältniſſe der Theile unter ein„ander, die nicht leicht wahrzunehmen ſind; „iſt daher der Endzweck und Nuzen der Din„ge nicht allenthalben einleuchtend: ſo darf „uns das gar nicht wundern; da es der Na„tur der Sache nach unmöglich anders ſeyn „kann. Die höchſte Weisheit ſelbſt hätt' es „nicht anders ordnen können. Denn in ei„ner Unendlichkeit von Dingen, die ſich alle „auf einander beziehen, ſieht ein Geiſt, deſ„ſen Auge das Unendliche nicht überſchauet, „nichts vollſtändig: und da jeder kleinſte „Theil auf das Ganze überhaupt ſeine Bezie„hung hat, ſo kann er unmöglich das voll„kommne und wahre Verhältniß irgend eines „Dinges, in einer Welt, von der ſeine „Kenntniß ſo unvollkommen und mangelhaft „iſt, erkennen.

„Eben das läßt ſich bey Zergliederung „eines Thiers, einer Pflanze oder Blume be„merken. Jeder, der auch kein Anatomiſt, „und in der Naturhiſtorie nicht erfahren iſt, „ſieht zwar daß die verſchiednen Theile eine „Beziehung aufs Ganze haben; denn ſo viel „zeigt ſchon der flüchtigſte Blick: aber nur

„der,

„der, welcher gleich Ihnen, mein Freund, „die Werke der Natur ſorgfältiger ſtudiert, „und ſich eine genauere Kenntniß der anima„liſchen und vegetabiliſchen Welt erworben „hat, nur der allein kann die wahre Bezie„hung dieſer Theile unter einander, und ih„ren verſchiednen Nuzen angeben.

„Aber wenn Sie Luſt haben, noch tie„fer in dieſen Gedanken einzudringen, und „ſich zu überzeugen, wie ſehr wir Urſach ha„ben, nicht nur mit dieſem unſern Anblick „der Dinge zufrieden zu ſeyn, ſondern auch „ſeine Klarheit zu bewundern; ſo denken „Sie ſich einmal daß ein Menſch, der von „der Schiffahrt nichts verſteht, die Natur „des Meers oder Waſſers nicht kennt, ſich „auf einem Schiffe befände, welches bey „vollkommner Windſtille, mitten in der See „vor Anker läge: wie groß würde ſein Er„ſtaunen nicht ſeyn, wenn er dieſe ſchwere „Maſchiene feſt und unbeweglich mitten auf „dem ruhigen Ocean erblickte, und dann den „unteren Theil derſelben, nebſt dem Tauwerk, „den Maſten und Segeln des oberen, betrach„tete! Wie leicht würd' er einſehen, daß alles „das nur Ein regelmäßiges Ganzes, wo ein „Theil von dem andern abhängt, ausmache; wie

„leicht

„leicht würd' er den Nuzen der innern Räu-
„me, der Zimmer und Bequemlichkeiten für
„Menſchen und Waaren erkennen! Würd' er
„aber wohl, bey ſeiner Unwiſſenheit von dem
„Gebrauch und der Abſicht aller oberen
„Theile, die Maſten und das Tauwerk für
„unnüz, läſtig und hinderlich erklären, und
„deßwegen die Maſchiene tadeln, und den
„Baumeiſter verachten? O mein Freund!
„und ſollten wir denn auf dieſe Art unſre
„Unwiſſenheit verrathen; und vergeſſen, auf
„welch einem Standpunkte, und welch' eines
„Weltganzen! wir ſtehen? Bedenken Sie die
„unzähligen Theile der ungeheuren Maſchie-
„ne, wovon wir ſo wenig verſtehen, und
„deren Zweck und Nuzen wir unmöglich er-
„kennen können; da wir, ſtatt der höchſten
„Wimpel nur etwas von dem innern Verdeck
„erblicken, und in den innerſten Winkel des
„Schiffs, dieſen finſtern Kerker des Fleiſches,
„eingeſperrt ſind.

„Haben wir alſo die Einheit und Ueber-
„einſtimmung dieſes großen Gebäudes aus-
„geſpähet, und das allgemeine Syſtem zuge-
„ſtanden, ſo müſſen wir nothwendig auch ei-
„nen allgemeinen Geiſt anerkennen; ein We-
„ſen, das kein redlicher Menſch anders, als

„wegen

„wegen eingebildeter Unordnung in dem Welt-
„ganzen, als dem Siz dieſes Geiſtes, leugnen
„kann. Denn läßt ſichs wohl denken, daß
„irgend ein Menſch in der Welt, wenn er
„ſich fern von allen Menſchen in einer Ein-
„öde befände, und da eine vollkommne Sym-
„phonie hörte, oder ein prächtiges regelmäßi-
„ges Gebäude in allen ſeinen Ordnungen und
„Verhältniſſen ſtufenweiſe aus der Erde auf-
„ſteigen ſähe, ſich einbilden könnte, alles das ge-
„ſchehe ohne Abſicht, Gedanken, oder wirken-
„den Geiſt? Würd' er deßwegen, weil er keine
„Hand ſähe, das Werk einer Hand leugnen, und
„glauben, daß jedes dieſer vollſtändigen und
„vollkommnen Syſteme durch ein zufälliges
„Blaſen des Windes, oder ein Zuſammen-
„rollen der Steine und des Kalks, hervor-
„gebracht, und alſo zu genaueſter Symme-
„trie und Ordnung vereinigt ſey?

„Was ſollte denn unſer Auge ſo ſehr ver-
„blenden, in der Natur nichts von der Ein-
„heit der Abſicht, und der Anordnung eines
„Geiſtes zu erblicken, die uns ſonſt ſo auf-
„fallend ſichtbar ſeyn würde? Alles, was
„uns vom Himmel und von der Erde zu ſe-
„hen vergönnt iſt, zeugt von Ordnung und
„Vollkommenheit, und gewährt einer Seele,
„wie

„wie die Ihrige, die mit Wiſſenſchaft und „Erkenntniß bereichert iſt, die edelſten Ge„genſtände der Betrachtung. Alles iſt voll „Anmuth und Liebenswürdigkeit, Alles ge„währt Luſt und Freude, außer dem Men„ſchen und ſeinen Umſtänden, wo uns Alles „ſo ganz anders dünkt. Hier iſt die Quelle „des Elendes und Uebels; hieraus entſpringt „der Ruin dieſes herrlichen Gebäudes. Dies „zerſtört Alles; die ganze Ordnung des Welt„ganzen, ſonſt ſo feſt, vollſtändig und un„wandelbar, fällt hier übern Haufen; geht „durch den einzigen Gedanken verloren: daß „wir uns ſelbſt zum Mittelpunkt aller Dinge „machen; das Wohl des Ganzen dem Wohl „und Intereſſe eines ſo kleinen Theils unter„werfen.

„Aber wie können Sie über den ſchlech„ten Zuſtand des Menſchen, über die weni„gen Vortheile, die ihm vor den Thieren ein„geräumt ſind, ſich beſchweren? Was kann „ein Geſchöpf fodern, das ſo wenig von ih„nen verſchieden iſt, ſo wenig an Verdienſt „vor ihnen voraus hat, nur Weisheit und „Tugend ausgenommen? Und wie ſehr We„nige beſitzen, oder ſuchen Weisheit und Tu„gend? — Der Menſch kann tugendhaft

„ſeyn;

„ſeyn; und iſt er das, ſo iſt er glücklich.
„Sein Verdienſt iſt ſeine Belohnung. Durch
„Tugend erlangt er Verdienſt; und in der
„Tugend allein findet er die Glückſeligkeit,
„die er verdient. Führt aber die Tugend
„nicht ſelbſt ihre Belohnung bey ſich, und iſt
„das glücklichere Laſter die beſſere Wahl; iſt
„dies, wie Sie annehmen, in der Natur der
„Dinge gegründet: ſo iſt es freylich um alle
„Ordnung geſchehen, und die höchſte Weis-
„heit iſt ein Unding; denn nichts wäre dann
„auffallender und unleugbarer, als Unvoll-
„kommenheit und Unregelmäßigkeit in der
„moraliſchen Welt.

„Haben Sie denn auch, ehe Sie dieſen
„Ausſpruch thaten, den Zuſtand der Tugend
„und des Laſters, bloß in Rückſicht auf dieſe
„Welt, gehörig erwogen; ſo daß Sie mit
„Zuverſicht ſagen können, Wann und in wie
„fern, in welchen beſondern Stücken und un-
„ter welchen Umſtänden, das eine oder andre
„gut oder böſe iſt? Haben Sie, der Sie in
„andern künſtlich gebauten Werken der Natur
„oder der menſchlichen Erfindung ein ſo fei-
„ner Kenner ſind, auch den künſtlichen Bau
„unſers Geiſtes, die Einrichtung unſrer See-
„le, die Maſchienerie und das Gewebe aller
„ihrer

„ihrer Leidenſchaften und Neigungen unter„ſucht; ſo daß Sie die Ordnung und Sym„metrie jedes beſondern Theils verſtehen; „auf was Art er vollkommner wird oder lei„det; was er in ſeinem natürlichen, geſun„den Zuſtande vermag; und was aus ihm „wird, wenn man ihn verdirbt oder miß„braucht? So lange wir dies nicht genau „unterſucht haben, und recht verſtehen, wie „iſt es möglich, mein Freund, von der Kraft „der Tugend, oder der Gewalt des Laſters „richtig zu urtheilen? zu entſcheiden, auf wel„che Weiſe die eine oder das andre unſre „Glückſeligkeit oder unſer Verderben bewirken „könne?

„Dies iſt alſo die Unterſuchung, die wir „zuerſt anſtellen ſollten. Aber wer getraut „ſich, dies Werk ſo anzugreifen, wie er ſoll„te? Haben wir zum Glück eine gute Anlage „von der Natur empfangen; hat eine gute „Erziehung edle Gemüthsart und Geſinnun„gen, wohlgeordnete Begierden, und recht„ſchaffne Neigungen in uns gebildet — wohl „uns! und Jedermann ſtimmt ein. Aber „wer bemüht ſich, ſich ſelbſt dieſe Eigenſchaf„ten zu geben, oder ſein Erbtheil von Glück„ſeligkeit dieſer Art zu vergrößern? Wer iſt

„darauf

„darauf bedacht, mit ſeinem Antheil in einer „Welt, wo es unvermeidlich ſo großen Ge„fahren ausgeſezt iſt, und wo, bekannter„maßen, eine gute Natur ſo leicht verdorben „wird, zu wuchern, oder nur es ungeſchmäh„lert zu erhalten? Alles andre, was uns an„gehört, ſuchen wir mit größter Sorgfalt zu „bewahren; für alles und jedes haben wir „eine eigne Kunſt, eine eigne Oekonomie: nur „dies allein, welches uns am aller eigentlich„ſten angehört, worauf unſre Glückſeligkeit „beruhet, überlaſſen wir dem Zufall. Unſre „Gemüthsbeſchaffenheit allein hat kein Geſez, „da doch alles übrige ihren Geſezen unterwor„fen iſt. —

„Sonach unterſuchen wir bloß, was unſ„ren Begierden gut und angemeſſen iſt; was „für Begierden aber für uns gut und ange„meſſen ſind, das kümmert uns nicht. Wir „fragen: Was fodert Intereſſe, Politik, Mo„de, Gebrauch? Aber: Was fodert die Na„tur? das wäre die ſeltſamſte, unerhörteſte „Frage von der Welt. Das Gleichgewicht „Europens, des Handels, der Macht, wägen „wir mit größter Genauigkeit ab; aber wer „hat wohl je von dem Gleichgewicht ſeiner „Leidenſchaften gehört, oder wer bekümmert

„ſich

„ſich darum, es zu erhalten? Wenige haben „Kunde dieſes Landes, verſtehn etwas von „ſeinen Angelegenheiten. Verſtünden wir „uns aber beſſer darauf — und dieſe Unter„ſuchung würd' uns dazu verhelfen — ſo „würden wir hier ſo gut, als in irgend ei„nem andern Theile der Natur, Schönheit „und Anſtand wahrnehmen; wir würden in „der moraliſchen Welt eben ſo viel Ordnung „als in der natürlichen, finden. Solcher„geſtalt würde die Schönheit der Tugend; „und hieraus dann ferner, wie ich ſchon ge„zeigt, die höchſte Urſchönheit, die Quelle „alles deſſen, was Gut oder Liebenswürdig „iſt, uns einleuchten. —

„Doch, damit ich nicht endlich einem „Schwärmer gar zu ähnlich ſehe, ſo will ich „lieber meine Gedanken mit den Worten ei„nes jener alten Philologen, die ſo ſehr bey „Ihnen in Anſehen ſtehen, ausdrücken, und „damit dieſer philoſophiſchen Predigt ein En„de machen: Die Gottheit ſelbſt, ſagt er, „iſt ohnſtreitig ſchön, und aller Schönhei„ten herrlichſte: nicht ein ſchöner Körper, „aber das, was den Körper ſchön macht: „nicht ein ſchönes Gefilde, aber das, was „dem Gefilde Schönheit giebt. Die

„Schön-

„Schönheit der Flüſſe, des Meers, des „Himmels und der himmliſchen Geſtirne, „alles entſpringt aus ihr, als einer ewigen, „unverſiegenden Quelle. Je nach dem die „Dinge hieraus ſchöpfen, ſind ſie ſchön, „blühend und glücklich: je nach dem ſie ih„rer entbehren, ſind ſie ungeſtalt, verfal„len und elend.“

Kaum hatte Theokles ausgeredt, ſo überhäuften ihn unſre beyden Geſellſchafter mit Komplimenten. Ich war im Begriff, etwas ähnliches zu ſagen: aber er kam mir zuvor, und ſagte, er würd' es ſehr übel nehmen, wenn ich, ſtatt ihm Beyfall zu bezeugen, nicht vielmehr, meinem Charakter gemäß, eins oder das andre ſeiner langen Predigt kritiſiren wollte.

Wenns ſo ſeyn ſoll, erwiedert' ich; ſo erlauben Sie mir, fürs erſte, mich zu verwundern, daß Sie, ſtatt der vielen und mancherley Argumente, die man gewöhnlich fürs Daſeyn Gottes anzuführen pflegt, nur ein einziges zum Grunde legen. Ich erwartete, dem eingeführten Zuſchnitt gemäß, ein langes und breites von einer erſten Urſach, einem erſten Weſen, und einem Anfang der Bewegung; wie einleuchtend der Begriff von einer

ner immateriellen Subſtanz, und wie ſonnenklar es ſey, daß die Materie einmal erſchaffen ſeyn müſſe. Aber von allem dem kein Wort. — Wenn man behauptet, „daß „eine materielle gedankenloſe Subſtanz un„möglich jemals eine immaterielle denkende „hervorbringen könne;“ ſo geb' ich das gern zu; aber auf die Bedingung, daß der große Grundſaz: „aus Nichts wird nichts,“ für mich ſowohl gelte, als für meinen Gegner. Und dann, denk' ich, wird er, ſo lange die Welt beſteht, ſehr in Verlegenheit ſeyn, wie er einen Anfang der Materie, oder die Möglichkeit einer Vernichtung derſelben zeigen ſoll. Dieſe geiſtigen Herrn mögen uns, ſo lang' es ihnen beliebt, mit der größten Beredtſamkeit von der Welt vordemonſtriren: „Die „Materie, man möge ſie in tauſend ver„ſchiednen Geſtalten betrachten, man möge „ſie in alle Ewigkeit fort verbinden und tren„nen, verändern und modificiren, ſo könne „ſie doch nie den kleinſten Gedanken, nie ei„nen Schatten von Empfindung oder Er„kenntniß veranlaſſen, oder erzeugen.“ Ihr Argument mag gegen einen Demokrit, einen Epikur, oder ſonſt einen der älteren oder neueren Atomiſten Stich halten. Aber ein

prüfender Akademiſt wird es gegen ſie ſelbſt kehren: und wenn man die beyden Subſtanzen gehörig unterſcheidet, und abgeſondert als zwey ganz verſchiedne Arten betrachtet; ſo wird man mit eben ſo viel geſunder Vernunft und Bündigkeit des Arguments, von der immateriellen Art ſagen können: „Macht mit „ihr, was ihr wollt, modificirt ſie auf tauſenderley Art, läutert ſie, erhöhet ſie, ſublimirt ſie, quälet und drehet, oder foltert „ſie, wie man ſagt, mit Denken; nie werdet ihr im Stande ſeyn, die entgegengeſezte „Subſtanz aus ihr hervorzubringen, oder zu „erzwingen.“ Der armſelige Auskehricht verächtlicher Materie kann eben ſo wenig aus der einfachen reinen Subſtanz des immateriellen Gedankes entſpringen, als der hohe Spiritus des Gedankens und der Vernunft ſich aus der groben Subſtanz der plumpen Materie extrahiren läßt. So mögen denn die Dogmatiker mit dieſem Argument ſchalten und walten, wie ſie am beſten können.

Aber wie Sie die Sache angreifen, fuhr Ich fort, iſt nicht die Frage, was zuerſt oder im Anfange geweſen; ſondern was jezt und gegenwärtig vorhanden iſt. „Denn exiſtirt „jezt eine Gottheit; erhellet es aus guten

„Grün-

„Gründen, daß gegenwärtig ein allgemeiner „Geiſt vorhanden iſt: ſo wird man leicht zu„geben, daß von Ewigkeit her einer gewe„ſen.“ — Dieß iſt Ihr Argument. — Sie berufen ſich auf Facta, und befänden ſich die Dinge wirklich in dem Zuſtande, wären ſie wirklich von der Beſchaffenheit, wie ſie gern beweiſen mögten, ſo hätte aller Streit ein Ende. Ihre Einheit iſt Ihre Hauptſtüze. Aber wie beweiſen Sie dieſe? Wo iſt Ihre Demonſtration? Haben Sie wohl nur einen Verſuch gemacht, etwas mehr zu zeigen, als bloße Wahrſcheinlichkeit? So weit entfernt ſind Sie, das geringſte demonſtrirt zu haben, daß Sie vielmehr, wenn dieſes Syſtem der Einheit der Hauptbeweis für die Gottheit iſt — wie Sie ſtillſchweigend eingeſtehen — demonſtrirt zu haben ſcheinen: „die Sache „ſelbſt ſey keiner Demonſtration fähig.“ Denn, „wie, ſagen Sie, kann ein einge„ſchränkter Geiſt alle Dinge überſchauen? —“ Sieht er alſo nicht Alles, ſo iſt das ja wohl nicht viel beſſer, als ſähe er Nichts. Der Demonſtration ſind wir damit noch um kein Haarbreit näher. Denn zugegeben, dies Ganze, welches in unſerm Geſichts- oder Erkenntnißkreiſe liegt, ſey ein wohlgeordnetes,

zuſammenſtimmendes Syſtem, wie Sie vor-
ausſezen: ſo iſt doch dieſes groſze Ganze nur
erſt ein Punkt, ein bloſzes Nichts, in Ver-
gleichung gegen das, was uns noch übrig
bleibt. „Es iſt nur eine abgeſonderte Ne-
„benwelt — kann man ſagen — deren es
„vielleicht in dem unendlichen Raume Millio-
„nen andre giebt, die eben ſo ſcheuſzlich und un-
„geſtalt ſind, als dieſe unſrige ſchön, überein-
„ſtimmend und regelmäſzig. Durch Länge der
„Zeit mag vielleicht, in dem unendlichen Wirr-
„war und Zuſammenſtoſz der Dinge, dieſe ein-
„zelne ſeltſame Welt, wie ein Funken aus dem
„Kieſel hervorgeſprungen, und von ungefähr
„dieſe regelmäſzige Form angenommen haben —
„denn was kann aus unendlichen Zufällen
„nicht endlich einmal heraus kommen? —
„Aber mit dem Uebrigen der Materie ſieht es
„ganz anders aus. Der graue Altvater
„Chaos — wie die Dichter ihn nennen —
„herrſcht in jenen wüſten Räumen unum-
„ſchränkt, und behauptet da ſein Reich der
„Finſterniſz. Er dringt hart auf unſre Grän-
„zen an; und vielleicht wird er dereinſt durch
„einen gewaltigen Einfall ſein verlornes Recht
„wieder geltend machen, ſeinen rebelliſchen
„Staat wieder erobern, und uns aufs neue

„der urſprünglichen Zwietracht und Verwir-
„rung überantworten."

Dies, Theokles, ſagt' ich, iſt Alles, was ich gegen Ihre Philoſophie vorzubringen mir getraue. Ich glaubte freylich, Sie würden mir ein freyeres Feld gegeben haben: aber Sie haben ſich in engere Mauren eingeſchanzt. Sie ſcheinen mir daher, die Wahrheit zu ſagen, kaum ſo unpartheyiſch und offen, in Ihrer Theologie zu Werke zu gehen, als unſre gewöhnlichen Gottesgelehrten. Es iſt wahr, dieſe nehmen es in Namen ſehr genau; aber in Sachen erlauben ſie uns weit größere Freyheit. Freylich können ſies nicht ausſtehen, wenn man die Gottheit geradezu angreift, ohne Umſchweife an ihrem Daſeyn zweifelt: dagegen aber verſtatten ſie uns, nach Herzensluſt der Natur zu Leibe zu gehen, und ſie ſo ſehr anzuſchwärzen, als wir wollen. Es ſteht ihr frey, zu irren, und uns eben ſo frey, ſie zu ſchimpfen. Die Gottheit, denken ſie, hat ihrentwegen keine Verantwortung: ſie muß ganz für ſich ſelber ſtehen. Aber Sie nehmens viel genauer, ſind viel ſtrenger über dieſen Punkt. Sie haben unnöthiger Weiſe die Natur in den Streit gemengt, und verfechten ihre Ehre mit ſo vie-

lem Eifer, daß ich nicht weiß, ob ichs wagen darf, Zweifel dagegen vorzubringen.

Laſſen Sie ſich das nicht anfechten, erwiederte Theokles: tadeln Sie die Natur frey; was auch immer daraus erfolgen mag. Nur meine Hypotheſe kann darunter leiden. Vertheidige ich ſie ſchlecht, ſo dürfen meine Freunde daran keinen Anſtoß nehmen. Sie ſind, ohne Zweifel, mit weit ſtärkeren Argumenten für eine Gottheit verwahrt, und verſtehen ſich auf den Gebrauch jener metaphyſiſchen Waffen, deren Schärfe Sie ſo wenig zu fürchten ſcheinen. Ich überlaſſ' es ihnen, ſich auf dieſem Kamplaz mit Ihnen herumzutummeln, ſo bald ſies für gut finden. Sollten meine Argumente auch als ein Theil dieſer mächtigen Feſtung angeſehen werden können, ſo ſind ſie doch gewiß weiter nichts als die erſten Cirkumvallationslinien, oder Auſſenwerke, die vielleicht ohne Mühe erobert werden können, ohne daß der Hauptort ſelbſt dadurch in Gefahr kömmt.

Ungeachtet Sie mirs alſo erlauben, ſagt' ich, die Natur förmlich anzugreifen, ſo will ich ihrer doch in allem Uebrigen ſchonen, den Menſchen allein ausgenommen. Wie kömmt es, ich bitte Sie, daß Sie ſich in dieſem

edelſten, ihrer ganzen Sorge würdigſten Geſchöpfe, ſo ſchwach und ohnmächtig beweiſt; unterdeß ſie in den unvernünftigen Thieren, in den allergeringſten Geſchöpfen ſo thätig wirkt, ſo viel lebendige Kraft und Stärke äußert? Warum erſchöpft ſie ſich ſo bald in dem ſchwachen Menſchen, der doch mehreren Krankheiten unterworfen iſt, und weniger Jahre des Lebens hat, als manche wilde Thiere. Dieſe ſchweifen ſicher herum; und feſt gegen Wechſel der Jahrszeiten und Witterung, bedürfen ſie keiner Beyhülfe der Kunſt, ſondern leben in ſorgloſer Gemächlichkeit, frey von Arbeit, und der drückenden Bürde des dürftigen Lebens der Menſchen. Nicht ſo hülflos in der Kindheit, nicht ſo ſchwach und trübſelig im Alter, mit ſchärſeren Sinnen, und ſchnelleren natürlichen Fähigkeiten, verfolgen ſie ihre Vortheile, Freuden und Ergözlichkeiten, und kaufen ihre Nahrung und Erhaltung faſt umſonſt; gekleidet und bewaffnet von der Natur ſelbſt, die ſie zugleich mit Bette und Wohnung verſorgt. So freygebig iſt die Natur gegen die übrigen Geſchöpfe; ſo viel Dauerhaftigkeit, Muth und Kraft und Stärke ſchenkt ſie ihnen. Warum thut ſie nicht eben das für den Menſchen? —

Und

Und ſind das ihre Vorwürfe ſchon alle? ſagte Theokles. Mich dünkt, Sie könnten nun füglich noch weiter gehen, da Sie einmal auf dem Wege ſind; und anſtatt nur auf einige wenige Vorzüge der übrigen Geſchöpfe Anſpruch zu machen, könnten Sie eben ſo mehr Alles fodern, und ſich beſchweren, „daß „der Menſch nicht ein vollſtändiger Inbegriff „aller Vorzüge und Vollkommenheiten ſey, „welche die Natur geben kann.“ Fragen Sie nicht bloß: Warum iſt der Menſch nackend, ohne Huf, ſchlechter zu Fuß, als die übrigen Thiere? Nein, fragen Sie: „Warum „hat er nicht auch Flügel für die Luft, Floß„federn fürs Waſſer, und ſo weiter; damit „er von jedem Element Beſitz nehmen, und „überall herrſchen könne?“

Nicht ſo, ſagt' ich, ſo weit gehen meine Anſprüche nicht. Das hieße wahrhaftig ſeinen Werth ſehr hoch anſchlagen! Als ob er von Natur Herr über Alles wäre! Nein, das iſt mehr, als ich gern einräumen mögte.

Genug, verſezt' er, daß Sie dies zugeben. Denn räumen wir einmal ein, daß in Anſehung ſeiner auch Subordination ſtatt finde; iſt die Natur ſelbſt nicht um des Menſchen willen, ſondern der Menſch um der Na-

tur

tur willen da: ſo muß der Menſch — mit ſeiner Erlaubniß — ſich den Elementen der Natur, und nicht die Elemente ſich ihm, unterwerfen. Wenige von dieſen ſchicken ſich nur im geringſten für ihn; keins ganz vollkommen. Läßt man ihn frey in der Luft, ſo ſtürzt er; denn er hat keine Flügel. Im Waſſer ſinkt er bald. Im Feuer verbrennt er. In der Erde erſtickt er. —

Die Wahrheit zu geſtehen, ſagt' ich, es iſt mir ziemlich gleichgültig, ob ihm die Natur in andern Elementen viel oder wenig Herrſchaft geſchenkt hat; weil er durch Kunſt die Vorzüge anderer Geſchöpfe in dieſem Stücke ſo gar übertreffen kann. Aber was die Luft betrifft, ſo würd' es, dünkt mich, ſehr verbindlich von der Natur geweſen ſeyn, wenn ſie ihm Flügel geſchenkt hätte.

Und was würd' er damit gewonnen haben? erwiederte Theokles. Denn bedenken Sie, was für einen ganz andern Bau des Körpers dies nothwendig erfodert haben würde. Betrachten Sie einmal eins der geflügelten Geſchöpfe, ob nicht ſein ganzer Körper dieſem Zwecke gemäß eingerichtet, und jeder andre Vortheil dieſer einzigen Operation aufgeopfert iſt. Die Anatomie des Geſchöpfs zeigt,

zeigt, daß es gewiſſermaßen, ganz Flügel iſt: den größten Theil des Körpers machen zwey ungeheure Muſkeln aus, welche die Stärke aller übrigen erſchöpfen, und die ganze Oekonomie der Maſchiene, ſo zu ſagen, verſchlingen. Dadurch ſind dieſe Wettrener der Luft im Stande, eine ſo ſchnelle und ſtarke Bewegung auszuhalten, der kein andres Geſchöpf gleich kömmt, und die das kleine Maaß ihrer übrigen Stärke bey weitem übertrifft: denn dieſe Haupttheile ihres Körpers haben ein ſolches Uebergewicht, daß ſie faſt alles an ſich ziehen, und die Nebentheile gewiſſermaßen aushungern. Sollten nun den menſchlichen Körper, der von ſo ganz andrer Bauart iſt, die Werkzeuge zum Fliegen angeſezt werden; müßten nicht die übrigen Glieder darunter leiden, und die vielfachen Theile einander aushungern? Und was dünkt Sie, wie würd' es bey dieſer Austheilung dem Gehirn ergehen? Würd' es nicht aller Wahrſcheinlichkeit nach ein armer Hungerleider werden? Oder wollen Sie, daß es ferner auf den nehmlichen hohen Fuß unterhalten werde, und die vornehmſte Nahrung allem übrigen raube, und allein an ſich ziehe? —

Ich verſtehe Sie, Theokles, unterbrach ich ihn: das Gehirn iſt wahrlich ein gewaltiger Aushungerer, wo es im Ueberfluß vorhanden iſt; und denkende Leute, ſeh' ich wohl, vornehmlich Philoſophen und Virtuoſen jeder Art, müſſen ſich, dem zu gefallen, was ſie Talente und Fähigkeit nennen, mit einem mäßigen Antheil körperlicher Vorzüge begnügen. Die Theile der einen Art ſcheinen ſich in ihrer Oekonomie mit den Theilen der andern ſchlecht zu vertragen. Doch damit ſich keine von beyden Partheyen über die andre zu beklagen habe, ſo laſſen Sie uns das Blatt einmal umkehren; und da finden wir, dünkt mich, daß die Milonen unſrer Zeit, die Leute von körperlicher Stärke und Geſchicklichkeit, nicht beſſer dran ſind. Denn des Pöbels unter denſelben, der Klopffechter, Springer, Läufer und Jäger, nicht zu gedenken; was ſollen wir von unſern wohlgezogenen Herrn, unſern Reitern, Fechtern, Tänzern und dergleichen, ſagen? Bey ihnen iſt ohne Zweifel der Körper der Aushungerer: und war auf jener Seite das Gehirn ein ſo ſchrecklicher Verwüſter; ſo ſcheint der Körper bey dieſer Art von Leuten Repreſſalien zu gebrauchen.

Steht alſo die Sache zwiſchen Menſchen und Menſchen auf dieſem Fuß, ſagt' er, wie muß es denn nicht zwiſchen dem Menſchen und einem Geſchöpf von ganz verſchiedner Art ſtehen? Steht die Wage ſo genau, daß ſie bey dem kleinſten Zuſaz überſchlägt, ſelbſt bey Geſchöpfen von einerley Bau und Gattung; was für ſchädliche Folgen müßt' es dann nicht haben, wenn die Gattung ſelbſt verwandelt, und eine weſentliche Abänderung in ihrem Bau gemacht würde? Laſſen Sie uns alſo wohl zuſehen, ehe wir die Natur in dergleichen Fällen meiſtern. „Warum, ſagt Jemand, hat „die Natur mich nicht ſo ſtark gemacht, als „ein Pferd? Warum nicht ſo hart und muthig „als dieſes Thier? oder ſo ſchnell und behen„de, als jenes?“ — Und doch, wenn ſich nur bey Jemanden von unſrer eignen Gattung ungewöhnliche Stärke, Behendigkeit, oder andre Vorzüge des Körpers befinden, was erfolgt daraus? — Wer ſich alſo einmal in eine athletiſche Miloniſche Leibesbeſchaffenheit verliebt hat, der thäte, dünkt mich, vernünftiger und beſcheidner, wenn er fragte: „Warum machte mich die Natur nicht „ganz und gar zum Vieh?“ Denn dann würde alles ſich beſſer zuſammen paſſen.

Ich

Ich bin wirklich geneigt zu glauben, ſagt' ich, daß die Vortrefflichkeit des Menſchen auf ganz andern Dingen beruhet, als beym Vieh: und daß diejenigen unter uns, die wahre Menſchen ſeyn wollen, natürlicher Weiſe nach menſchlichen Vollkommenheiten ſtreben, und dem Vieh die ſeinigen laſſen ſollten. Ich ſehe, die Natur hat wohl gethan, uns in dieſem Stück zu demüthigen, indem ſie uns ſo ſchlechten Stoff, und in einen ſo zerbrechlichen Bau gegeben hat, der zwar ausnehmend geſchickt iſt, jenen Menſchenvorzug, Gedanken und Vernunft, zu befördern, aber zu andern Abſichten ſich erbärmlich dürftig und untüchtig beweiſt. Gleich als hätte ſie uns ausdrücklich hindern wollen „lächerlich dem nach„zuſtreben, was unſerm Charakter nicht ge„ziemt.“

Ich ſehe, ſagte Theokles, Sie ſind keiner von den furchtſamen Diſputanten, die bey jedem Einwurf zittern, den man gegen ihre Meynung oder ihren Glauben vorbringt, und ſo eifrig, bloß darauf bedacht ſind, ihren einmal angenommenen Saz zu verfechten, daß es ihnen unmöglich iſt, dem Gegner das geringſte einzuräumen. Ihr Wiz divertirt ſich an allem, was ihm vorkömmt, und Sie wiſſen ſich auf die luſtigſte

Art

Art ſelbſt das zu Nuze zu machen, was Ihr Gegner zu Unterſtüzung ſeines Sazes vorbringt. Dies heißt wirklich ehrlicher und unpartheyiſcher gehandelt, als ſonſt heut zu Tage gewöhnlich iſt. Aber es iſt gerade nicht mehr, als Ihrem Charakter angemeſſen. Und ſcheut' ich mich nicht, mitten in einer philoſophiſchen Unterſuchung im Komplimententon zu ſprechen; ſo würd' ich Ihnen vielleicht ſagen, was ich von dem wohlgezogenen Betragen Ihres Skepticiſmus denke, wenn ich eine gewiſſe Art zelotiſcher Skeptiker dagegen halte, die alle Anſprüche auf den Charakter eines Philoſophen verwirken, und kaum den Charakter eines wohlgezogenen Menſchen, oder guten Geſellſchafters übrig behalten. — Doch wieder zur Sache. —

So wunderbar alſo, fuhr er fort, hat die Natur alles ausgetheilt! Sie hat nicht nur den Stoff oder die Materie mit der Geſtalt und dem Bau, und dieſe Geſtalt und dieſen Bau ſelbſt mit den äußeren Umſtänden, dem Ort, Element oder Klima; ſondern auch die Neigungen, Begierden, Empfindungen, wechſelſeitig eine mit der andern ſowohl, als auch mit der Materie, dem Bau, den nöthigen Geſchäften, und ſo weiter harmoniſch und

übereinſtimmend eingerichtet. „Alle ihre An„ordnungen und Anſtalten zwecken aufs Be„ſte, aber mit vollkommner Frugalität und „billiger Sparſamkeit: verſchwendriſch gegen „alle ihre Geſchöpfe, aber gütig gegen alle, „verwendet ſie an keins mehr, als genug iſt; „ſondern ſchneidet mit genaueſter Oekonomie „allen Ueberfluß ab, und giebt demjenigen „vorzügliche Kraft, was bey jedem Dinge „die Hauptſache ausmacht.“ Und iſt nicht Gedanke und Vernunft die Hauptſache beym Menſchen? Sollt' er ſichs um dieſer willen nicht gefallen laſſen, daß die Natur in andern Stücken ſparſamer gegen ihn geweſen iſt? Oder kann er verlangen, daß der nehmliche Stoff oder Materie, die nehmlichen Werkzeuge oder Organe, zugleich zu verſchiednen Zwecken eingerichtet, und eine Unze ſo viel ausrichten ſoll, als ein Pfund? — Das iſt unmöglich. Was für Wunder kann er denn von ſo wenig Unzen Blut, in einem ſo engen Gefäß, für einen ſo kleinen Umkreis der Natur eingerichtet, erwarten? Sollt' er ſich nicht vielmehr den höchſten Begriff von derjenigen Natur machen, die ihm ſolchergeſtalt ſein Loos, auf die vortheilhafteſte Art, zugemeſſen hat, und mit dieſer glücklichen Sparſamkeit —

wahr-

wahrlich glücklich, wenn er ſie kennt, und zu gebrauchen weiß! — wodurch er in den Stand geſezt wird, ſeine Organe ſo viel beſſer zu gebrauchen, als irgend ein anderes Geſchöpf? wodurch er ſeine Vernunft hat, ein Menſch iſt, und nicht ein Vieh?

Das Vieh aber, ſagt' ich, hat Naturtriebe, die dem Menſchen fehlen.

Wahr, ſagt' er, die Thiere haben Vorſtellungen, Empfindungen, und Vorempfindungen — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — die der Menſch bey weitem nicht in gleichem Grade beſizt. Ihre Weibchen, wenn ſie auch nie vorher Junge getragen, haben doch, ſobald ſie trächtig werden, ſchon eine klare Vorſtellung oder Vorempfindung ihres folgenden Zuſtandes; wiſſen wofür ſie im voraus ſorgen müſſen, und wie, auf welche Art, und zu welcher Zeit. Wie viele Dinge überlegen ſie nicht vorher! Wie viel überſehen ſie nicht auf einmal! Jahreszeit, Land, Klima, Ort, Lage, Grund ihres Gebäudes, Materialien, Bauart; Nahrung und Pflege ihrer Jungen, kurz die ganze Oekonomie ihrer Erziehung: und alles dies eben ſo vollkommen gleich im Anfange, und ehe ſie die geringſte

Erfahrung haben, als ſie nachher ihr ganzes Leben durch.

„Und warum nicht auch ſo beym Men„ſchen,“ ſagen Sie? — Ich frage vielmehr das Gegentheil: „Warum ſo? Wo Veran„laſſung oder Nuzen? Wo Nothwendigkeit? „Wozu dieſe Sagacität dem Menſchen? Hat „er nicht etwas Beſſeres, von andrer Art? „Hat er nicht Vernunft und Reflexion? Un„terrichten ihn dieſe nicht? Wozu ihm denn „jenes andre? Wo bliebe dann jene kluge „Haushaltung der Natur? Wo ihre Spar„ſamkeit?“

Die Jungen der meiſten Thiere, fuhr er fort, wiſſen ſich gleich ſelbſt zu helfen, ihre Sinne und Glieder zu gebrauchen, Gefahr zu ſcheuen, und ihr Glück zu ſuchen: ein menſchliches Kind hingegen iſt das hülfloſeſte, ſchwächſte, unvermögendſte Geſchöpf auf dem Erdboden. Und warum ſollt' es nicht ſo ſeyn? Was verliert unſre Gattung dabey? Oder iſt der Menſch bey dieſem Mangel ſchlechter daran, da er ſo reichlichen Erſaz dafür findet? Knüpft ihn dieſer Mangel nicht deſto ſtärker an die Geſellſchaft? Nöthigt er ihn nicht, zu erkennen, daß er mit Abſicht, und nicht von ungefähr, vernünftig und geſellig geſchaffen wor-

worden; daß er nicht anders ſich vermehren oder beſtehen kann, als in dem geſelligen Verkehr und der Gemeinſchaft, die ſein natürlicher Stand iſt? Entſpringet nicht eheliche Liebe, natürliche Liebe gegen Aeltern, Gehorſam gegen Obrigkeit, Liebe für eine gemeinſchaftliche Stadt, ein Vaterland, nebſt allen andern Pflichten und geſellſchaftlichen Banden des Lebens, eben aus dieſer Quelle? Gründet ſich nicht das alles eben auf die Bedürfniſſe? Was kann glücklicher ſeyn, als ein Mangel, der ſo viel Gutes veranlaſſet? Was beſſer, als ein Bedürfniß, das ſo reichlich wieder gut gemacht, durch ſo mancherley höhere Beſeligungen überwogen wird? Giebt es nun dem ungeachtet noch Menſchen, die ſich, mitten unter allen dieſen Bedürfniſſen, nicht ſchämen, ſich ein Recht der Unabhängigkeit anzumaßen, und der Natur zum Troz der Geſelligkeit abſagen; wo würd' ihre Schaam bleiben, hätte die Natur auf andre Art dieſe Bedürfniſſe erſezt? Welche Pflicht oder Verbindlichkeit würde ihnen je nur in den Sinn kommen? welche Achtung oder Ehrfurcht gegen Aeltern, Obrigkeiten, Vaterland oder das menſchliche Geſchlecht? Würde nicht ein unbedürftiger, ſelbſtgenugſamer Zuſtand

ſie

ſie noch ſtärker antreiben, der Natur ganz zu entſagen, den Zweck und den Urheber ihres Daſeyns zu verleugnen?

Während daß Theokles ſolchergeſtalt über die Natur argumentirte, bezeugte der alte Herr, mein Gegner, ausnehmendes Vergnügen, mich, wie er meynte, ſo wiederlegt und in die Enge getrieben zu ſehen. Denn er glaubte nichts gewiſſer, als daß ich das feſt und ſteif für wahr hielte, was ich bloß, um das Geſpräch zu unterhalten, eingewandt hatte. Er bemühte ſich, das Argument durch mancherley Brocken aus den Gemeinplåzen der Schulgelehrten und Civiliſten zu verſtårken. Und ſezte dann hinzu: „ich thäte beſſer, of„fenherzig meine Meynung zu ſagen; denn er „ſey überzeugt, daß ich auch den Grundſaz „eingeſogen hätte: der Stand der Natur ſey „ein Stand des Kriegs geweſen.“

Daß er kein Stand der bürgerlichen Regierung oder Staatsverfaſſung geweſen, gab ich zur Antwort, das werden Sie ſelbſt zugeben.

Freylich.

War es denn ein Stand der Gemeinſchaft oder Geſellſchaft?

Nein:

Nein: „denn als der Menſch zuerſt in „Geſellſchaft trat, gieng er aus dem Stande „der Natur in den neuen Stand über, der „ſich auf Vertrag gründet.“

Und war denn jener erſtere ein erträglicher Stand?

Wär er durchaus unerträglich geweſen, ſo hätt' er ja nie exiſtiren können. Auch könnten wir das nicht eigentlich einen Stand nennen, was unmöglich von Beſtand oder Dauer ſeyn konnte.

Wenn alſo der Menſch es erträglich fand, ohne Geſellſchaft zu leben; und wenn es wahr iſt, daß er wirklich im Stande der Natur ſo lebte: wie kann man ſagen, „er ſey von Natur „geſellig?“

Der Alte ſchien bey dieſer Frage nicht wenig ſtuzig zu werden. Er faßte ſich endlich, und ſagte: „der Menſch mögte wohl freylich „nicht durch eigne natürliche Neigung, ſondern vielmehr durch gewiſſe beſondere Um„ſtände angetrieben ſeyn, in Geſellſchaft zu „treten.“

Seine Natur, ſagt' ich, war alſo doch wohl nicht ſo ganz gut, wie's ſcheint; weil er, ohne eigne natürliche Neigung oder freundſchaftlichen Trieb, wider ſeinen Willen zur

Geſellſchaft gezwungen wurde: und das nicht durch irgend einen Drang äußerlicher Dinge — denn Sie haben eingeräumt, daß ſein Zuſtand ganz erträglich geweſen — ſondern aller Wahrſcheinlichkeit nach durch ſolche Uebel, die vornehmlich aus ihm ſelbſt und ſeiner boshaften Gemüthsart entſprangen. Und in der That wars kein Wunder, wenn Geſchöpfe, die von Natur ſo ungeſellig waren, eben ſo natürlich nichts als Unheil und Feindſeligkeit ausübten. Konnten ſie, ihrer Natur gemäß, ohne Geſellſchaft leben, fühlten ſie ſo wenig Neigung, Gemeinſchaft mit einander zu machen, ſo war nicht zu vermuthen, daß bey Gelegenheit einer des andern ſchonen würde. Waren ſie ſo ſtörrig, daß ſie ſich nicht aus Liebe zuſammen thaten, ſo iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß ſie ſich aus Eigennuz herumbalgten. Und ſo ergäbe ſichs denn aus Ihrem eignen Räſonnement, „daß „der Stand der Natur aller Wahrſcheinlich„keit nach von einem Stande des Krieges „wenig verſchieden geweſen ſeyn müſſe.“

Er war im Begriff, wie ſeine Miene verrieth, mich derbe abzufertigen; als Theokles ihm zuvorkam, und uns bat, da er den Streit veranlaßt hätte, ihm zu erlauben, daß

er einen Verſuch machte, ihn beyzulegen, und die Frage in ein helleres Licht zu ſezen. Sie ſehen, ſagt' er zu dem Alten, welch einen Kunſtgriff Philokles gebrauchte, da er Ihnen das Geſtändniß ablockte, der Stand der Natur und der Geſellſchaft wären zwey ganz verſchiedne Dinge. Aber nun ſoll die Reihe zu fragen an uns ſeyn, und wir wollen ſehen, ob er uns beweiſen kann: „daß natürlicher „Weiſe irgend ein menſchlicher Zuſtand exiſti„ren könne, der nicht geſellig iſt.“

Was iſt denn aber das eigentlich, ſagte der Alte, was wir den Stand der Natur nennen?

Nicht jener unvollkommne, rohe Zuſtand des Menſchengeſchlechts, den gewiſſe Leute träumen; der aber, hätt er je in der Natur exiſtirt, unmöglich von der geringſten Dauer, oder irgend erträglich, oder hinreichend zu Erhaltung des Menſchengeſchlechts hätte ſeyn können. Ein ſolcher Zuſtand kann in der That nur ſehr uneigentlich ein Stand heißen. Denn wenn ich von einem Kinde redete, welches eben auf die Welt kömmt und kaum geboren iſt, und ich wollte das einen Stand nennen; würd' ich dann wohl eigentlich reden?

Schwer-

Schwerlich, ich geſteh' es.

Gerade ſolch ein Stand alſo war es, den wir bey den Menſchen annehmen, eh' er in Geſellſchaft trat, und ein wahrhaftig menſchliches Geſchöpf wurde. Es war die rohe Skizze eines Menſchen, das Probeſtück oder der erſte Verſuch der Natur, eine Gattung in der Geburt, ein noch unförmliches, ungebildetes Geſchlecht; nicht in ſeinem natürlichen Zuſtande, ſondern unter gewaltſamen Druck, ringend und ſtrebend nach ſeiner natürlichen Vollkommenheit.

Und ſo, fuhr Theokles fort, indem er ſich an den Alten beſonders wandte, ſo verhält ſich die Sache nothwendig, auch wenn wir annehmen, „daß es je einen ſolchen Zu„ſtand oder Stand des Menſchen gegeben, „wo er noch ohne Geſellſchaft, ohne Um„gang, und folglich auch ohne alle Spra„che oder Bildung der Kunſt geweſen.“ „Aber „daß es Stand der Natur des Men„ſchen ſey, ſo getrennt zu leben,“ das läßt ſich ohne Ungereimtheit unmöglich behaupten. Denn eher können Sie ihm jedes andre Gefühl, jede andre Neigung nehmen, als dieſe Neigung zur Geſellſchaft und ſeines Gleichen. Geſezt aber, Sie könnten

ihn ſo nakt ausziehen; geſezt, Sie könnten ihm, ſo wie er jezt da iſt, ganze Theile und Glieder abſchneiden; würden Sie ihn, nach dieſer Metamorphoſe, noch Menſch nennen? Doch gienge dies noch eher an, als wenn Sie ihn ſeiner natürlichen Neigungen berauben, ihn von andern ſeiner Gattung gänzlich abſondern, ihn wie ein einſiedleriſches Inſekt in eine Schale einſperren, und ihn dann noch Menſch nennen wollten. Eben ſo gut könnte der unreife Keim oder Embryo in Mutterleibe Menſch heiſſen. Die Raupe, ungeachtet ſie noch keine Flügel hat, iſt eher ein Schmetterling, als dies ſchimäriſche Geſchöpf ein Menſch. Denn wäre gleich ſeine äußerliche Geſtalt menſchlich, ſo müßten doch ſeine Leidenſchaften, Begierden und Organen das Gegentheil ſeyn. Sein ganzes innres Weſen müßte umgekehrt werden, eh' er zu dieſer in ſich verſchloſſenen Oekonomie, dieſer iſolirten Exiſtenz geſchickt würde.

Dies noch einleuchtender zu machen, fuhr er fort, ſo laſſen Sie uns einmal dieſen vorgeblichen Stand der Natur etwas genauer unterſuchen, und ſehen, auf was für Gründen er beruhet. „Der Menſch war entweder „von Ewigkeit, oder nicht. War er von

„Ewig-

„Ewigkeit, ſo konnt' es nie einen erſten oder „urſprůnglichen Stand, einen Stand der Na„tur geben, als den, welchen wir jezt vor „Augen ſehen. War er nicht von Ewigkeit, ſo „entſtand er entweder ganz auf einmal — „und war folglich gleich im Anfange, was er „jezt iſt — oder er gelangte nach und nach, „durch verſchiedne Stufen und Zuſtånde, zu „dem, worinn er ſich endlich feſtgeſezt, und „ſo viele Jahrhunderte hindurch fortgedauert „hat.“

Wir wollen, zum Beyſpiel, den Fall ſezen, er ſey, wie die alten Poeten tråumten, aus einer ſchwangern Eiche hervorgeſprungen; da er dann aller Wahrſcheinlichkeit nach einer Alraune åhnlicher ſahe, als einem Menſchen. Wir wollen ſezen, er habe anfangs nicht viel mehr Leben gehabt, als das ſo genannte Fůhlkraut. War nun die Mutter Eiche einmal entbunden, ſo bekam vermuthlich die Mißgeburt, durch irgend einen ſeltſamen Zufall oder Kunſtgriff, nach und nach eine beſſere Geſtalt; die Gliedmaßen wuchſen vǒllig aus, und die Organen der Sinne fiengen an ſich zu entwickeln. „Hier ſprang „ein Ohr heraus; dort guckte ein Auge her„vor. Vielleicht fand ſich in Geſellſchaft auch

„ein

„ein Schwanz ein. Denn was für Auswüchſe
„die Natur anfänglich mögen beladen haben,
„läßt ſich nicht leicht ſagen. Sie fielen mit
„der Zeit ab, wie's ſcheint; und ſo blieb
„denn, zum guten Glück, am Ende Alles in
„einer ganz guten Bildung, und — welch
„ein Wunder! — gerade ſo, wie es ſeyn
„ſollte."

Dies iſt gewiß der allerniedrigſte Geſichtspunkt, worinn man den urſprünglichen Zuſtand des Menſchengeſchlechts nur betrachten kann. Denn gab eine Fürſehung, und nicht Zufall, dem Menſchen ſein Daſeyn, ſo hat unſer Argument für ſeine geſellige Natur ohne Zweifel noch mehr Stärke. Aber geſezt, ſein Urſprung ſey ſo geweſen, wie wir eben beſchrieben, und wie gewiſſe Philoſophen ihn gern haben mögten; ſo hatte die Natur bey dem ganzen Handel keine Abſicht, keinen Zweck, keinen Plan. Wie nun in dieſem Falle etwas natürlich genannt werden, wie irgend ein Stand mehr, als der andre, ein Stand der Natur, oder der Natur gemäß, heißen könne, das iſt mir ein Räthſel.

Wir wollen, dem ungeachtet, dem Faden dieſer Hypotheſe weiter nachgehen, und ſehen, welchen Stand wir am füglichſten den

eigent-

eigentlichen Stand der Natur werden nennen können. „Sie hat von ungefähr, durch „mancherley Wechſel und Zufälle, ein Ge„ſchöpf hervorgebracht, welches, aus rohen „Saamen der Materie entſprungen, ſich nach „und nach immer weiter ausbildete, bis es „endlich das wurde, was es jezt iſt, und zu „dem Ziel gelangte, wo es jezt ſchon ſo vie„le Jahrhunderte hindurch ſtill ſteht.“ Bey dieſem langen Fortgange — man nehme ihn ſo lang, als man will — frag' ich nun: „Wo nahm dieſer Stand der Natur ſeinen „Anfang?“ Der Menſch muß viel Veränderungen erlitten haben; und von allen dieſen Veränderungen, während ſeiner Fortbildung, war die eine ihm ſo natürlich, als die andre. Man muß alſo entweder hundert verſchiedne Stände der Natur annehmen; oder will man nur einen, ſo kann es kein andrer ſeyn, als der, in welchem die Natur zu ihrer Vollkommenheit, zu ihrer völligen Ausbildung gelangt war. Hier, wo ſie ruhete, und ihren Zweck erreichte, hier muß ihr Stand ſeyn, oder nirgends.

Und konnte ſie denn ruhen, meynen Sie, in jenem einſamen freudenleeren Stande vor der Geſellſchaft? Konnte ſie die Gattung, ſo

wie

wie ſie jezt iſt, ohne Verbindung oder Gemeinſchaft erhalten und fortpflanzen? Zeigen Sie uns davon irgendwo ein Erfahrungsbeyſpiel an Geſchöpfen unſrer eignen Art. Denn Geſchöpfe, die uns zwar an äußerer Geſtalt ſehr ähnlich ſind, dabey aber nur in dem kleinſten Theil ihres Weſens von uns abweichen; deren innere Theile von einem verſchiednen Gewebe, deren Haut und Poren anders gebildet oder gehärtet ſind; die andre Gliedmaßen des Körpers, ein anderes Temperament, andre natürliche unzertrennliche Fertigkeiten oder Neigungen haben, ſind nicht wahrhaftig von unſrer Art. Iſt aber ihr Weſen völlig wie das unſrige; ſind ihre natürlichen Geiſtesgaben oder innern Fähigkeiten eben ſo ſtark, und ihr körperlicher Bau eben ſo ſchwach, wie bey uns; haben Sie Gedächtniß, und Sinne, und Neigungen, und Gebrauch der Organe, wie wir: dann können ſie ſich augenſcheinlich eben ſo wenig gutwillig der Geſellſchaft entziehen, als irgend ſich ohne dieſelbe erhalten.

Und hier, meine Freunde, dürfen wir nicht vergeſſen — wovon wir ſchon vorhin ſprachen, und was Philokles ſelbſt behauptete — wie ſchwach der Körper des Menſchen,

wie

wie dürftig ſein Zuſtand iſt, in Vergleichung mit allen andern Geſchöpfen; „ſeine lange, „ohnmächtige Kindheit, ſein ſchwacher, ſchutz- „und wehrloſer Bau, wodurch er mehr dazu „gemacht iſt, andern zum Raube zu dienen, „als ſelbſt vom Raube zu leben.“ Und doch iſts ihm unmöglich, ſo zu leben, wie irgend eins der grasfreſſenden Thiere. Er bedarf einer beſſern und auserleſenern Nahrung, als die rohe Weide; eines beſſern Lagers und Obdachs, als die bloße Erde und den freyen Himmel. Wie vieler Bequemlichkeiten anderer Art bedarf er nicht! Welche Eintracht und enge Verbindung beider Geſchlechter iſt nicht nöthig, um ſeine Jungen zu erhalten und zu ernähren? Dieſe Art von Geſellſchaft wird man doch gewiß dem Menſchen nicht abſprechen, da ſie bekannter Maßen jedem Raubthier eigen und natürlich iſt. Und können wir dieſen Theil des geſelligen Lebens dem Menſchen zugeſtehen, ohne weiter zu gehen? Iſt es möglich, daß er ſich paaren, und in Liebe und Gemeinſchaft mit ſeinem Gatten und ſeinen Kindern leben, und doch dabey ganz wild, ohne Sprache, ohne alle jene Künſte des Vorrathſammlens, des Bauens und der übrigen Wirthſchaft bleiben ſollte, die

ihm

ihm doch wahrlich eben ſo natürlich ſind, als dem Bieber, oder der Ameiſe, oder der Biene. Wo ſollt' er denn dieſe Geſellſchaft, einmal angefangen, wieder aufheben? Denn daß ſie wenigſtens mit der Zeugung angefangen, und zu einer Haushaltung und Oekonomie angewachſen, iſt offenbar. Muß aber dieſe Haushaltung nicht bald zu einem Stamm; und dieſer Stamm zu einer Nation angewachſen ſeyn? Oder geſezt, ſie blieb immer nur ein Stamm; war denn das nicht doch eine Geſellſchaft zu wechſelſeitigem Schuz und gemeinſchaftlichem Intereſſe? Kurz, iſt die Zeugung natürlich, iſt Liebe, Verſorgung und Ernährung der Kinder natürlich; kurz, iſt der Menſch wirklich ein Geſchöpf von ſolcher Einrichtung, ſolchem Bau, ſolchen Neigungen und Fähigkeiten, wie wir ſehen, ſo folgt daraus nothwendig, „daß Geſellſchaft ihm „ebenfalls natürlich ſeyn muß;“ und „daß „er nie ohne Geſellſchaft und Gemeinſchaft „weder gelebt hat, noch leben kann.“

Zum Schluß, ſagt' er, werden Sie mir erlauben (er redte noch immer zu unſern beiden Geſellſchaftern) noch ein Wörtchen zur Rechtfertigung unſers Philokles zu ſagen. Da die Gelehrten ſich in dieſe Vorſtellung ſo ſehr

verliebt

verliebt haben, und von nichts lieber ſchwa- zen, als von dieſem ſchimäriſchen Stande der Natur, ſo halt' ichs beynahe für Chriſten- pflicht, ſo viel Böſes davon zu ſagen, als wir nur immer können. Er ſey ein Stand des Krieges, des Raubes, der Ungerechtig- keit. Da er ungeſellig iſt, ſo ſey er ſo troſt- los und freudenleer und fürchterlich, als mög- lich. Gut von ihm ſprechen, heißt, ihn rei- zend machen und die Menſchen verführen, Eremiten zu werden. Man ſtelle ihn wenig- ſtens um ein großes ärger vor, als den ärg- ſten Staat in der Welt. Je größeren Ab- ſcheu wir vor der Anarchie haben, deſto beſ- ſere Bürger werden wir ſeyn, deſto höher wer- den wir die Geſeze und Verfaſſung ſchäzen, unter welcher wir leben, und vor den Gräueln und Gewaltthätigkeiten eines ſolchen unnatür- lichen Zuſtandes geſichert ſind. In dieſem Stücke ſtimm' ich von Herzen jenen Verwand- lern der menſchlichen Natur bey, welche die- ſelbe, ohne alle Geſellſchaft oder Staatsver- faſſung betrachtet, unter ungeheuren Geſtal- ten von Drachen, Leviathans, und ich weiß nicht, was ſonſt für gräulichen Raubthieren, vorſtellen. Sie würden indeß wohl gethan haben, ſich bey dieſer ihrer großen Maxime

etwas paßlicher auszudrücken. Denn zur Verkleinerung des Menſchen ſagen, „ein „Menſch ſey des andern Wolf,“ iſt eine ziemlich handgreifliche Ungereimtheit, wenn man bedenkt, daß ſelbſt Wölfe gegen Wölfe ſehr gefällige, liebreiche Geſchöpfe ſind. Die beyden Geſchlechter vereinigen ſich aufs genaueſte zu Verſorgung und Ernährung ihrer Jungen; und dieſe Eintracht zwiſchen ihnen dauert beſtändig fort. Sie heulen einander zu, um Geſellſchaft zu machen; es ſey nun, zuſammen auf die Jagd zu gehen, oder einen Raub anzufallen, oder ein gefundenes Aas gemeinſchaftlich zu verzehren. Sogar Schweinen fehlt es nicht an geſelliger Neigung; ſie eilen Heerdenweiſe herbey, ihren bedrängten Kameraden beyzuſtehen. Soll alſo dieſe abgedroſchene Sentenz überall einen Sinn haben, ſo muß es der ſeyn: „der Menſch ſey von „Natur gegen andre Menſchen, was ein Wolf „gegen ein zahmer Geſchöpf, zum Beyſpiel „gegen ein Schaf, iſt.“ Aber dies ſagt hier gerade nicht mehr, als wenn man ſagte: „Es „gäbe verſchiedne Arten oder Charaktere von „Menſchen; nicht Alle hätten dieſe Wolfsnatur, ſondern die Hälfte wenigſtens wären „von Natur unſchuldig und ſanftmüthig.“

Und

Und ſo läuft die ganze Sentenz auf nichts hinaus. Denn ohne die Natur zu belügen, und dem zu widerſprechen, was aus Naturhiſtorie, Thatſachen, und dem ſichtbaren Lauf der Dinge Jedem einleuchtet, können wir unmöglich dieſem menſchenfeindlichen Saze Beyfall geben, ſo ſehr wir auch unſer Beſtes thun mögen, ihm einen erträglichen Sinn beyzulegen. — Aber ſo ſind die Menſchen! Und ſelbſt hier zeigt die menſchliche Natur ſich ſo, wie ſie iſt; nicht vollkommen, nicht durchaus glücklich in Erreichung ihres Zwecks, wiewohl ſie geradeswegs dahin ſtrebend, und durch angemeſſene, richtige Grundſäze dahin getrieben wird. Es geht hier alſo in der Philoſophie, wie im gewöhnlichen Umgange der Welt. So ſehr wir Geſellſchaft lieben, und ſo wenig wir irgend eines Glücksgenuſſes auſſer derſelben fähig ſind, ſo haben wir doch einen ſeltſamen Hang zur Satire. Und eben ſo, wie ein boshafter Tadel, verſchmizt angebracht und mit Zuverſicht geſprochen, für feinen Wiz paßirt; eben ſo gilt eine giftige Maxime, mit dreiſter Stirn geſprochen, ſey ſie übrigens noch ſo ſchief oder falſch gedacht, für wahre Philoſophie.

Fünfter

Fünfter Abſchnitt.

Unter dieſen Geſprächen gieng der Abend hin; die Nacht brach ein, und wir kehrten von unſerm Spaziergange nach Hauſe. Beym Eſſen und den ganzen übrigen Theil des Abends ſprach Theokles wenig. Unſre beiden Geſellſchafter führten jezt vornehmlich das Wort, und lenkten das Geſpräch auf eine neue Art von Philoſophie. Sie werden mich hoffentlich entſchuldigen, guter Palemon, wenn ich mich nicht ſo gar umſtändlich dabey verweile.

Man ſprach viel, und mit großer Gelehrſamkeit, über die Natur der Geiſter und Erſcheinungen. Die fürchterlichſten Erzählungen dieſer Art bezauberten unſere Freunde am meiſten; ſie eiferten in die Wette, es einander in dieſen Wundergeſchichten zuvorzuthun, und bewieſen unglaubliche Geſchicklichkeit, einer den andern in Erſtaunen zu ſezen. Nichts entzückte ſie ſo ſehr, als was ungereimt und widerſprechend war; nichts war ihnen reizender, als was Grauen und Entſezen erregte. Kurz, das Vernünftige, Begreifliche, Natürliche, war nicht nach ihrem Geſchmack; aber nichts kam ihnen ungelegen, was aller Natur und Ordnung, allem Verhältniß, aller

Harmo-

Harmonie mit den übrigen Dingen der Welt widerſprach. Mißgeburten, ſchreckliche Wunderzeichen, Bezauberungen, Krieg der Elemente, gewaltſame Zerrüttungen der Natur, waren unſre vornehmſte Unterhaltung. Man hätte denken ſollen, es herrſche eine Art von Eiferſucht zwiſchen der Fürſehung und Natur, und man laſſe daher dieſe leztere Dame ſo ungeſtalt als möglich erſcheinen, damit ihre Häßlichkeit die Schönheit der erſteren deſto mehr empfehlen, und ins Licht ſezen mögte. Denn, unſern Freunden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſie hatten gewiß die beſte, frömmſte Abſicht von der Welt. Aber das Geſicht, welches ſie der Religion gaben, war eben nicht von der Art mich verliebt zu machen. Von dieſer Seite her befürchtete ich nichts weniger, als Verführung zur Schwärmerey oder zum Aberglauben. Sollt' es je mit mir dahin kommen, dacht' ich, ſo würd' ich gewiß nicht anders ſchwärmen, wie mein Theokles. Gräber und Kirchhöfe würden nie ſo mächtig auf mich wirken, als Berge und Thäler, feyerliche Wälder und Haine; von deren Bewohnern ich weit lieber hören mögte, als von den Bewohnern jener. Es würde mir immer weit leichter ſeyn, in jenen poeti-

ſchen

ſchen Fiktionen, wovon Theokles Gebrauch machte, Wahrheit zu finden, als in irgend einem von den grauhaften Hiſtörchen ſeiner Freunde, die auf gewöhnliche Art mit aller möglichen Feyerlichkeit, in einem hohen Tone von Authorität, und mit einer anmaßenden Miene von Wahrheit vorgebracht wurden.

Sie können ſich vorſtellen, Palemon, daß mein Skepticiſmus, den Sie mir ſo oft vorwerfen, mich hier ſchwerlich verlaſſen konnte: aber eben ſo unvermeidlich wars, daß er unſern Geſellſchaftern Aergerniß gab, vornehmlich dem ernſthaften Herrn, der vorher ſchon mit mir dran geweſen war. Eine Zeitlang trug er mich mit Geduld; aber endlich konnt' er ſich nicht länger halten. Es gehört wahrhaftig nicht wenig Selbſtgenugſamkeit dazu, ſagt' er, wenn mans mit der allgemeinen Meynung der Welt aufnimmt, und Dinge leugnet, die durch das Zeugniß des angeſehenſten Theils der Menſchen ausgemacht ſind.

Behüte der Himmel, ſagt' ich, das iſt weit von mir entfernt. Sie werden nie gehört haben, daß ich etwas leugne; wiewohl ich an vielen Dingen zweifle. Halt' ich mein Urtheil zurück, ſo geſchieht es deßwegen, weil

ich weniger Selbſtgenugſamkeit habe, als andre. Es giebt Leute, ich weiß es, denen jede Einbildung oder Grille, die ſie aushecken, ſo ſehr am Herzen liegt, daß ſie ſogar ihre Träume glauben. Aber ich, der ich nie meinen ſchlafenden Phantaſien ſo viel Unterthänigkeit beweiſen konnte, habe manchmal große Luſt, ſogar an meinen wachenden Gedanken zu zweifeln, und zu unterſuchen, „ob dieſe „nicht vielleicht auch Träume ſind;“ weil wir doch die Gabe haben, manchmal mit offnen Augen zu träumen. Sie werden geſtehen, daß die Menſchen kein kleines Vergnügen darinn finden, ihre Träume für Wirklichkeiten zu geben; und daß Liebe zur Wahrheit in der That nicht halb ſo allgemein iſt, als dieſe Sucht nach allem, was neu iſt, und in Erſtaunen ſezt, verbunden mit der Begierde, Aufſehen zu machen, und bewundert zu werden. Indeß hab' ich dem ungeachtet ſo viel Menſchenliebe zu glauben, daß mehr unſchuldige Täuſchung, als vorſezlicher Betrug in der Welt iſt: und daß diejenigen, welche das Menſchengeſchlecht am meiſten betrogen, die glückliche Gabe gehabt haben, ſich ſelbſt zuerſt zu betrügen. Dies giebt ihrem Gewiſſen eine gute Ausflucht, und ſie machen um deſto leich-

ter ihr Glück, da ſie ihre Rolle um ſo viel natürlicher, und nach dem Leben ſpielen können. Auch darfs uns gar nicht befremden, daß Träume zuweilen das Glück haben, für Wahrheit zu paßiren, wenn wir bedenken, daß auch wohl Dinge, die niemals nur geträumt, oder für Wahrheit ausgegeben worden, von dem, der ſie oft erzählt hat, am Ende wirklich feſt geglaubt werden.

Auf die Art, verſezt' er, könnte man alſo den größten Betrüger von der Welt für redlich halten.

In Abſicht auf den Grund und Zweck ſeines Betruges, ſagt' ich, kann er allerdings redlich ſeyn; wiewohl man ſich dann und wann vorſezlich fromme Betrügereyen erlaubt, um einen Glauben zu unterſtüzen, den man für gut und heilſam hält. Und dies halt' ich für ſo ſehr natürlich, daß meines Erachtens in allen Religionen, die wahre ausgenommen, der größte Eifer auch mit der ſtärkſten Neigung zum Betruge vergeſellſchaftet iſt. Denn da man Wahrheit zum Zweck hat, ſo pflegt man ſich wegen der Wahl der Mittel eben kein Gewiſſen zu machen. Ob ich Recht habe oder nicht, mag die Erfahrung unſrer Zeiten entſcheiden, wo man ohne Mühe ſehr merkwür-

dige Beyſpiele finden wird, daß Betrug und Religionseifer, Aberglauben und Heucheley oft in einem und eben demſelben Charakter vertraulich beyſammen leben.

Dem ſey, wie ihm wolle, erwiedert' er, bey dem allen thut mirs leid um Sie, daß ſich der Hang zum Unglauben ſo ganz Ihrer bemeiſtert hat.

Sie haben Urſach, ſagt' ich, mit mir, als einem Unglücklichen Mitleiden zu haben, weil ich ein Vergnügen entbehren muß, deſſen ich Andre genießen ſehe. Denn welches Vergnügen hat wohl mehr Gewalt über den Menſchen, was lernt er früher, was prägt ſich tiefer ein, als die Begierde, ſeltſame und unglaubliche Dinge zu hören und zu erzählen? Welch ein wunderbares Ding iſt nicht die Begierde, ſich zu verwundern, und Verwunderung zu erregen! Kinder kennen kein größeres Entzücken, als Mährchen zu hören, wobey ihnen die Haut ſchaudert, und alte Leute thun nichts lieber, als ſeltſame Hiſtörchen aus vorigen Zeiten erzählen. Wenn wir in die Welt kommen, ſtaunen wir alles mit Verwunderung an; und ſo wie die gewöhnlichen Dinge uns gleichgültig werden, ſuchen wir immer etwas Neues, worüber wir uns

verwun-

verwundern können. Unſer lezter Auftritt iſt, daß wir Allen — die ſo gut ſeyn wollen uns zu glauben — unſre eignen Wunder erzählen. Bey allem dem iſt es denn ein Glück, wenn die Wahrheit nicht ganz und gar zerſtümmelt davon kömmt.

Und ein Glück wärs, verſezt' er, wenn Sie bey dieſem ihren mäßigen Glauben nur überall noch Wunder glauben können.

Gleich viel, ſagt' ich, wie ungläubig ich gegen unſre heutigen Wunder ſeyn mag, wenn ich nur der Schrift die gebührende Ehrfurcht, und den Wundern voriger Zeiten meinen Glauben nicht verſage. Die Schrift aber warnt mich ſo ſehr gegen Leichtgläubigkeit, und beſiehlt mir ſo nachdrücklich, nie auch den größten Wundern zu glauben, wenn ſie dem widerſprechen, was ſie lehrt; und ich bin von ſelbſt ſo ſehr dazu gemacht, dieſem Befehl zu gehorchen: daß ich ſicher verſprechen kann, immer demſelben Glauben treu zu bleiben und in dieſem Stück gewiß nie ein Irrgläubiger zu werden.

Aber iſt es auch möglich, ſo ſchlechthin ein ſolches Verſprechen zu thun?

Iſt das nicht, und hängt mein Glaube wirklich nicht ſchlechterdings von mir ſelbſt ab,

ab, wie kann ich Verantwortung deswegen haben? Mit Recht kann ich wegen ſolcher Handlungen beſtraft werden, worinn mein Wille frey iſt; aber wie kann man mich wegen meines Glaubens zur Rechenſchaft ziehen, wenn er nicht in meiner Gewalt ſtehet? Sind Leichtgläubigkeit und Ungläubigkeit nur Fehler der Beurtheilungskraft; und können die redlichſten Leute in der Welt auf beyden Seiten irren, unterdeß ein viel ſchlechterer Menſch bey beſſeren Talenten, die wahre Beſchaffenheit der Dinge viel richtiger beurtheilt: wie können Sie den Irrenden beſtrafen, wofern Sie nicht etwa Unfähigkeit beſtrafen, und ſagen wollen, es ſey billig, daß ein Menſch ſeines Unglücks, nicht ſeines Verbrechens wegen, leide?

Ich bin ſehr geneigt zu glauben, ſagt' er, daß man nur ſelten von Jemanden, der ſeines Unglaubens wegen geſtraft wird, ſagen könne, er leide wegen ſeiner Unfähigkeit.

Angenommen, verſezt' ich, daß Einfalt und Unfähigkeit mehr der Charakter des Leichtgläubigen, als des Ungläubigen iſt; ſo ſeh' ich doch nicht, wie wir in dieſem Fall nicht eben ſo leicht durch unſre Unfähigkeit, als im entgegengeſezten durch übertrieben grübelnden

Wiz

Wiz leiden ſollten. Denn ſteht unſer Glaube nicht in unſrer Gewalt, wie ſind wir ſicher vor jenen falſchen Propheten, und ihren täuſchenden Wundern, vor denen wir ſo nachdrücklich gewarnet werden? Wie ſind wir ſicher vor Kezerey und falſcher Religion? Denn was iſt es anders als Leichtgläubigkeit, was uns allen Betrügereyen dieſer Art Preis giebt, was wirklich noch bis auf dieſen Tag die Heidniſche und Muhamedaniſche Welt in Irrthum und blindem Aberglauben gefangen hält? Entweder verdient alſo ein irriger Glaube keine Strafe, weil wir nicht glauben können, wie wir wollen; oder, wenn wir das können, warum ſollten wir nicht verſprechen, nie irrgläubig zu werden? Der ſicherſte Weg alſo, in Abſicht auf künftige Wunder nie irrig zu glauben, iſt der, daß man ſie überall nicht glaubt. Denn ſind wir einmal von der Wahrheit unſrer Religion durch vergangene Wunder ſo überzeugt, daß wir keiner neuen bedürfen; ſo kann der Glaube an neue Wunder uns zwar oft ſchädlich, aber niemals nüzlich ſeyn. So wie es alſo das ſicherſte Werkzeichen eines gläubigen Chriſten iſt, keine fernere Zeichen oder Wunder zu fodern; ſo ſteht der im Chriſtenthum am feſteſten, der ſich

durch

durch nichts dergleichen rühren läßt, und ſo zu ſagen wunderfrey iſt. Denn iſt das Wunderwerk für ſeinen Glauben, ſo iſt es überflüßig, und er bedarf deſſelben nicht; iſt es dagegen, ſo ſey es ſo groß als möglich, er wird im geringſten nicht darauf achten, oder es für etwas anders, als Betrug halten, käm' es auch von einem Engel ſelbſt. Bey aller der Ungläubigkeit alſo, die Sie mir ſo hart vorwerfen, halt' ich mich doch für den beſſeren und orthodoxeren Chriſten von uns beyden. Wenigſtens bin ich ſicherer, als Sie, es zu bleiben, da Sie bey Ihrer Leichtgläubigkeit gar leicht von ſolchen hintergangen werden können, die bey weitem keine Engel ſind. Ihrer Anlage nach wärs viel, wenn Sie nicht mit der Zeit alle die Wunderwerke nach einander, deren, wie Sie wiſſen, jede der verſchiednen Sekten ſich rühmt, glauben ſollten. Ich bin daher überzeugt, man geht am ſicherſten, wenn man ſich an den gewöhnlichen Grundſaz hält, „daß heut zu Tage keine Wunder mehr geſchehen." Und ich nehm' es auf mich, dieſe Meynung zu vertheidigen, und zu zeigen, daß ſie ſowohl an ſich ſelbſt am vernünftigſten, als dem Chriſtenthum am gemäßeſten ſey.

Dieſe

Dieſe Frage machte, bey näherer Unterſuchung unſre beyden Geſellſchafter uneinig. Mein Gegner, der Alte, behauptete: „wenn „man keine Wunder in unſern Zeiten geſtat„ten wollte, ſo würden die Atheiſten ſehr da„bey gewinnen.“ Der andre hingegen fragte: „ob nicht die Schwärmer und Sektirer „eben ſo ſehr gegen unſre Nationalkirche ge„winnen würden, wenn man neuere Wunder „zugeſtünde; und dies wäre doch, meynt' er, „von beiden Uebeln, ſo wohl für die Religion „als für den Staat, das gefährlichſte.“ Er entſchloß ſich daher, dieſe neueren Wunder künftig eben ſo vorſichtig zu prüfen, als er ſie ſonſt begierig aufgeſucht hatte. Er erzählte uns ſehr ſpaßhaft, wie er ſonſt auf Abentheuer dieſer Art ausgegangen, wie oft er mit gewiſſen Leuten Parthie gemacht, deren ſcharfer Naſe kein neues Wunderzeichen, keine Erſcheinungen, keine friſchgebackne Offenbarung oder Prophezeyung entgienge. Dies ſagt' er, wäre wahre fanatiſche Donkiſchotterie. Er hätte nun dieſer viſionären Jagd genug, und wollte nun nicht länger, wie vormals, alle finſtern Winkel der Welt, in der gräulichen Geſellſchaft von Geiſterbannern, Hexenjägern und Herumträgern hölliſcher

Hiſtörchen und Teufelshändel, durchſtreifen. Wir bedürften ſolcher geheimen Nachrichten aus der Hölle nicht, um die Macht des Himmels, und das Daſeyn eines Gottes zu beweiſen. Und jezt fieng' er endlich an einzuſehen, wie lächerlich es ſey, ſo viel Weſen aus dieſen Dingen zu machen: als ob die Fürſehung davon abhienge, und die ganze Religion in Gefahr ſtünde, wenn man dergleichen Fantaſtereyen in Zweifel zöge. Er wiſſe wohl, daß viele gute Chriſten ſich dieſer Sache ſehr eifrig annähmen; aber er könne jezt, wenn er alles überlegte und zurückdächte, kaum begreifen, wie es zugienge.

Die Heiden, ſagt' er, denen die Schrift fehlte, mogten immer zu Wundern ihre Zuflucht nehmen: und vielleicht vergönnte die Fürſehung ihnen ihre Orakel und Wunderzeichen, als eine unvollkommne Art von Offenbarung. Auch den Juden ward, um ihres harten Herzens, und noch härteren Verſtandes willen, da ſie halsſtarrig immer Zeichen und Wunder foderten, dergleichen zugeſtanden. Aber die Chriſten hatten eine weit beſſere und wahrere Offenbarung; ſie hatten ihre klåreren Orakel, ein vernunftmäßigeres Geſez, und eine hellere Schrift, die ihre Beweiskraft

in ſich ſelbſt hatte, und noch überdem ſo wohl beſtätigt war, daß kein Streit darüber ſtatt fand. Und ſollt' ich genau die Zeit beſtimmen, wo die Wunderwerke vermuthlich zuerſt aufhörten, ſo mögt' ich wohl die Grille haben zu behaupten, es ſey damals geſchehen, als die Schrift erfüllt war, und allgemein feſten Fuß faßte.

Grillen wahrhaftig! fiel unſer ernſthafter Alter ihm ein — Grillen, wobey die, Ihrem Vorgeben nach durch ſich ſelbſt ſowohl beſtätigte Schrift, nicht wenig Gefahr läuft. Das Zeugniß längſt verſtorbener Menſchen für längſt vergangene Wunder, kann doch gewiß nie ſo viel Beweiskraft haben, als gegenwärtige Wunder: und von dieſen, behaupt' ich, fehlt es nie an einer hinreichenden Anzahl, das Daſeyn einer Gottheit zu beweiſen. Gäb' es heut zu Tage keine Wunder, ſo würde die Welt bald auf die Gedanken kommen, daß es nie welche gegeben. Die gegenwärtigen müſſen für die Glaubwürdigkeit der vergangenen bürgen. Dies heißt dann: „Gott giebt Zeugniß für ſich ſelbſt;“ nicht „Menſchen für Gott.“ Denn wer ſoll wieder für die Menſchen zeugen, wenn ſie in Re-

ligions-

ligionsſachen kein Zeugniß vom Himmel für ſich haben?

Worauf es eigentlich ankomme, wenn ein menſchliches Zeugniß Glauben verdienen ſoll, ſagte der Andre, das iſt eine andre Frage. Von bloßen Wundern aber, dünkt mich, läßt ſich nicht eigentlich ſagen, weder daß ſie für Gott, noch daß ſie für Menſchen zeugen. Denn wer zeugt uns wieder für die Wunder ſelbſt? Und wären ſie auch noch ſo ungezweifelt ächt; was bürgt uns dafür, daß ſie nicht von Dämonen oder durch magiſche Kräfte gewirkt werden? Kurz: „Wie können „wir auf irgend ein Weſen, es ſey im Him„mel oder auf Erden, Vertrauen ſezen, wenn „es nur Zeichen von Macht, und nicht von „Güte giebt?“

Und haben Sies denn, erwiederte unſer ſtrenger Geſellſchafter, unter Ihrem neuen ſkeptiſchen Lehrmeiſter — er wies auf mich — ſchon ſo weit gebracht, daß Sie ſo ohne Umſtände allen Wundern, als unnüzen Dingen, den Abſchied geben können?

Der junge Herr erſchrack ein wenig, wie ich ſah, über dieſe rauhe Behandlung ſeines Freundes, der ſchon im Begriff war, ſeinen Eifer noch weiter auszulaſſen. Nun wohl,

ſagt' ich, um ihm zuvorzukommen, da Sie dieſen jungen Herrn zu meinem Schüler machen, ſo iſt es meine Sache, für ihn zu antworten. Und da ſeine Beſcheidenheit, wie ich ſehe, ihm nicht erlaubt, das fortzuſezen, was er ſo weidlich angefangen hat, ſo werd' ich, mit ſeiner Erlaubniß, einen Verſuch machen, und ſehen, was ich vermag.

Der junge Herr war damit zufrieden. Ich rühmte alſo ſeine rechtſchaffne Abſicht, daß er zuvörderſt einen vernünftigen und wahren Grund unſers Glaubens legen, und ihn gegen den Vorwurf, daß er keine unmittelbare Wunder zur Stüze habe, retten wollen. Er würde ohne Zweifel gezeigt haben, ſagt' ich, wie unumſtößlich bereits die Göttlichkeit unſrer heiligen Urkunden durch das Zeugniß Verſtorbner bewieſen wäre; deren Charakter und Leben für die Wahrheit deſſen, was ſie uns von Gott verkündigten, bürgen könnte. Dies aber hieße keinesweges „für Gott zeu„gen," wie unſer eifriger Freund ſich etwas übereilt ausgedrückt hätte. Denn das ſey beydes für Menſchen und Wunder zu hoch. Eben ſo wenig könnte Gott ſelbſt auf keine andre Art für ſich zeugen, oder ſein Daſeyn den Menſchen kund thun, als dadurch, „daß er

„ſich

„ſich ihrer Vernunft offenbarte, ihre Urtheils„kraft entſcheiden ließe, und ſeine Wege ih„rer Kritik und kalten Prüfung unterwürfe.“ Die Betrachtung des Weltganzen, ſeiner Geſeze und Regierung, ſey das einzige Mittel, behauptete ich, den geſunden Glauben an eine Gottheit zu gründen. Denn geſezt, unzählige Wunder beſtürmten von allen Seiten die Sinne, und ließen die beſtürzte Seele nie zu ſich ſelbſt kommen; geſezt der Himmel öfnete ſich plözlich, wir ſähen Wunderzeichen aller Art, hörten Stimmen, läſen flammende Schrift: was würde dies mehr beweiſen, als „daß es gewiſſe Mächte gebe, die alles „dies thun könnten?“ Aber, „was für Mäch„te; ob nur eine, oder mehrere; herrſchende „oder untergeordnete; ſterbliche oder unſterb„liche; weiſe oder thörichte; gerechte oder „ungerechte; gute oder böſe:“ dies Alles würde noch immer ein Geheimniß bleiben; eben ſo wohl, als die wahre Abſicht, die Untrüglichkeit oder Gewißheit alles deſſen, was dieſe Mächte uns lehrten. Ihr Wort könnte in ihrer eignen Sache nicht gelten. Sie könnten uns freylich zum Schweigen, aber nicht zur Ueberzeugung bringen: denn „Macht giebt nie einen Beweis für Güte;

„und

„und Güte iſt das einzige Pfand für Wahr=
„heit.“ Güte allein wirkt Vertrauen. Durch Güte allein gewinnen höhere Mächte unſern Glauben. Sie müſſen uns erlauben, ihre Werke zu unterſuchen, ihre Handlungen zu prüfen: und dann, nur dann allein können wir ihnen trauen, „wenn ſie durch wieder=
„holte Merkmale ihr Wohlwollen bewieſen,
„und ihren Charakter der Redlichkeit und
„Wahrheit außer Zweifel geſezt haben.“ Wer alſo Gerechtigkeit und Gleichförmigkeit in den Geſezen und der Regierung dieſer Welt erblickt; dem verkündigen ſie die Regierung eines gerechten Weſens; dem offenbaren und bezeugen ſie einen Gott: und indem ſie ſolchergeſtalt den Grund dieſes erſten Glaubens in ihm legen, bereiten ſie ihn zu einem folgenden höheren Glauben. Dann kann er einer hiſtoriſchen Offenbarung Gehör geben: Dann, und nicht eher, hat er Empfänglichkeit für jede Bothſchaft oder übernatürliche Belehrung von oben, da er voraus weiß, daß von daher nichts anders, als Gerechtigkeit und Wahrheit kommen kann. Dies aber kann ihm durch kein Wunder, noch durch irgend eine andre Kraft, als ſeine Vernunft, bekannt und einleuchtend werden.

Aber,

Aber, fuhr ich fort, da ich ſchon ſo lange bloß ausparirt habe; ſo will ich nun auch einmal ſelbſt einen Angriff wagen; wofern mirs nur Theokles nicht übel nehmen will, wenn ich von ſeiner Hypotheſe meine Waffen borgen ſollte.

Sie mögen von dem Seinigen borgen, was Sie wollen, verſezte mein Gegner, ſo werden Sies unfehlbar verderben; und indem es durch Ihre Hände geht, mögen Sie ſich nur in Acht nehmen, daß es nicht ſcheine, Sie hätten es mehr mit ihm, als mit mir zu thun.

Ich wills getroſt darauf wagen, ſagt' ich; da ich behaupte, daß die mehrſten der Grundſäze, worauf Sie bauen, zu weiter nichts taugen, als Verräther Ihrer eignen Sache zu werden. Denn ſo lange Sie ſich bemühen, die Natur aus ihren Angeln zu heben; ſo lange Sie Himmel und Erde durchſtöbern, Wunderzeichen zu finden, und ſo gern Alles was Ihnen in den Weg kömmt, mirakuliſiren mögten: bringen Sie nichts als Verwirrung in die Welt, zerreißen ihre Einförmigkeit und Uebereinſtimmung, und zerſtören jene bewundernswürdige Simplicität und Ordnung, woraus allein das einige, unendliche

liche und vollkommne Urweſen erkannt wird. Beſtändige Zwietracht, Zerrüttungen, Gewaltthätigkeiten, Verlezung der Geſeze, Veränderung und Unbeſtändigkeit der Ordnung, zeigen, daß es entweder gar keine Regierung, oder verſchiedne uneingeſchränkte, keiner andern untergeordnete Mächte in der Natur giebt. Wir haben dann entweder das Chaos und die Atomen der Atheiſten, oder die Magie und die Dämonen der Polytheiſten vor uns. Und doch wird dies tumultuariſche Syſtem der Welt mit dem heftigſten Eifer von Leuten verfochten, die doch ſonſt eine Gottheit behaupten wollen. Solche Geſtalt leihen ſie den Dingen, mit ſolchen Zügen bilden ſie uns die Religion ab. Hierauf lenken ſie die Augen unſrer forſchbegierigen, offnen Jugend mit größter Sorgfalt, damit ſie ja nichts in einem andern, als dieſem verworrenen monſtruöſen Geſichtspunkt erblicken. Gerade als wäre Atheiſmus die natürliche Folge, die ſich aus einem regelmäßigen, ordentlichen Zuſtande der Dinge ziehen ließe! — Geſchieht es nun, (und es geſchieht oft) nach aller dieſer Zerſtümmelung und Verunſtaltung der Natur, daß der wißbegierige Schüler aus ſeiner Beſtürzung zu ſich ſelbſt kömmt, der Natur in

ihren Wegen bedächtlich nachforſcht, und dann mehr Ordnung, Gleichförmigkeit, Beſtändigkeit in den Dingen findet, als er vermuthete; ſo ergiebt er ſich natürlicher Weiſe dem Atheiſmus: und dies blos wegen der Eindrücke, die er durch jenes verkehrte Syſtem erhielt, welches ihn lehrte, die Gottheit in der Verwirrung und die Fürſehung in einer unregelmäßigen zerrütteten Welt zu finden.

Und wenn Sie nun, erwiedert' er, mit Ihrem neuerkohrnen Syſtem alle Dinge ſo gleichförmig, klar, regelmäßig und einfach gemacht haben, als Sie nur wünſchen können; ſo werden Sie vermuthlich Ihren Schüler anweiſen, die Gottheit im Mechaniſmus, das heißt, in einem auserleſenen Syſtem von Materie, die ſich durch ſich ſelbſt regiert, zu ſuchen. Denn was anders machen Sie Herrn Naturkundige aus der Welt, als eine bloße Maſchine?

Nichts anders, verſezt' ich, wenn Sie der Maſchine nur einen Geiſt zugeſtehen. Denn in dieſem Fall wird ſie nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Gott regiert.

Und wo ſind die Merkmale, ſagt' er, die uns davon überzeugen könnten? Was für Zei-

chen kann dieſe ſtumme Maſchine uns geben, daß ſie alſo regiert wird?

Sehen wir deren nicht genug vor Augen? verſezt' ich. Iſt es möglich, daß ſie uns noch ſtärkere Zeichen von Leben und einem immer wirkſamen denkenden Weſen geben könnte? Vergleichen Sie einmal Maſchinen von menſchlicher Erfindung mit dieſer großen einzigen: und ſehen Sie dann, ob jene durch ihre Ordnung, Einrichtung und Bewegung, von einem ſo vollkommnen Leben, einem ſo unverbeſſerlichen Verſtande zeugen, wie dieſe. Dieſe iſt regelmäßig, unveränderlich, immerwährend; jene ſind unregelmäßig, veränderlich, vergänglich. Hier ſehen wir Merkmale von Weisheit und Abſicht; dort von Thorheit und Gerathewol: hier zeigt ſich Urtheilskraft, dort blos Fantaſie: hier Wille, dort Eigenſinn: hier Wahrheit, Gewißheit, Erkenntniß; dort Irrthum, Unwiſſenheit, Wahnſinn. — Doch es ſcheint, wir können uns nicht anders überzeugen, daß droben ein Weſen ſey, welches denkt und handelt, als durch Merkmale dieſer leztern Art; es ſcheint, als ob wir vorausſezten, es ſey keine andre Art von Gedanken und Verſtande möglich, als die wir bey uns ſelbſt finden. Der ordentliche

liche und regelmäßige Lauf der Dinge macht uns Ueberdruß und Langeweile. Perioden und beſtimmte Geſeze, zweckmäßige, der Natur angemeſſene Revolutionen, wirken nicht auf uns, reizen uns nicht zur Bewunderung. Wir müſſen Räthſel, Wunderzeichen, und dergleichen haben, was Erſtaunen und Grauen erregt! Harmonie, Ordnung und Uebereinſtimmung macht uns zu Atheiſten: Unregelmäßigkeit, Zwietracht und Zerrüttung überzeugt uns vom Daſeyn der Gottheit! „Die Welt iſt bloßer Zufall, wenn Alles ſei„nen natürlichen Lauf geht; aber ein Werk „der Weisheit, wenn Alles verkehrt und toll „durch einander läuft!“

So ſucht' ich als ein rechtſchaffner Theiſt, meinen Gegner zu widerlegen, und ihm zu zeigen, daß ſeine Grundſäze den Atheiſmus begünſtigten. Unſerm Alten gab dies nicht wenig Aergerniß, und wir diſputirten bis ſpät in die Nacht, tapfer fort. Theokles war endlich Schiedsmann, und wir begaben uns alle in Friede und Freundſchaft zur Ruhe. Indeſſen freut' es mich nicht wenig, als ich hörte, daß unſre beyden Geſellſchafter den nächſten Morgen früh abreiſen, und mich mit dem Theokles allein laſſen würden.

Denn

Denn jezt, Palemon, näherte ſich der Morgen, dem ich ſo ſehnlich entgegen ſah. Sie ſehnen ſich eben ſo ſehr, aber ich fürchte! — Sie hätten nun wohl genug, ſollte man denken, die Schärfe ihrer Neugier ein wenig abzuſtumpfen. Kann man ſichs einbilden, daß Sie, nach dieſer Erzählung von zween ſolchen Tagen, Geduld haben könnten, noch von einem dritten zu hören, der philoſophiſcher war als jene beyden? — Doch, Sie wollten, ich mußt' es verſprechen; und nun, koſt' es Ihnen, was es wolle, Sie müſſen fürlieb nehmen, was ich Ihnen auftiſche.

Dritter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Philokles an Palemon.

Es war, meines Bedünkens, noch tief in der Nacht, als ich über dem Geräuſch der Leute im Hauſe, die ſchon auf waren, erwachte. Ich rief Jemanden, und erfuhr, daß Theokles kurz vorher von ſeinen Freunden Abſchied genommen; worauf er gleich ausgegangen, ſeinen Morgenſpaziergang zu machen. Doch hätt' er beym Weggehen geſagt, daß er bald zurückkommen würde, und daß Niemand mich unterdeſſen in meiner Ruhe ſtören ſollte.

Dies war mir Störung genug. Ich ſprang gleich auf. Es war ſchon helle genug, den Hügel, der nicht weit vom Hauſe lag, zu ſehen. Ich eilte hin, holte noch am Fuße deſſelben meinen Theokles ein, und machte ihm wegen ſeines unfreundſchaftlichen Betragens Vorwürfe. Ich bin doch wahrhaftig, ſagt' ich, kein ſo weibiſcher und ſchwacher

Freund, daß ichs verdiene, wie ein Frauenzimmer behandelt zu werden. Oder hab' ich ſo großen Widerwillen gegen Ihren Charakter oder Ihren Umgang bezeugt, daß Sie mich für geſchickter halten, in einem weichen Bette in wollüſtiger Ruhe zu faullenzen, als Arbeit, Ergözung oder Nachdenken mit einem frühen Freunde zu theilen? Kurz, Sie können Ihren Fehler nicht anders wieder gut machen, als daß Sie mich künftig eben ſo wohl an Ihren ernſthaften Betrachtungen Theil nehmen laſſen, als ich jezt an Ihrem Spaziergange, Sie mögen wollen oder nicht, Theil nehmen werde.

Sie haben alſo die Abrede vergeſſen, ſagte Theokles, die Sie geſtern mit den Waldnymphen auf dieſen Ort und dieſe Stunde nahmen? — Nichts weniger, ſagt' ich; denn, wie Sie ſehen, ich komme pünktlich an den beſtimmten Ort. Aber nie hätt' ich gedacht, daß Sie ohne mich hingehen würden. — Gut, ſagte Theokles, man kann alſo doch hoffen, daß Sie mit der Zeit ſich eben ſo gut verlieben werden, wie ich: denn Sie fangen ſchon an, eiferſüchtig zu werden. Wie wenig dacht' ich geſtern, daß dieſe Nymphen ſo viel Reize für Sie haben würden! — Wahrhaftig,

haftig, ſagt' ich, von Ihren Nymphen weiß ich heute ſo wenig, als geſtern. Meine Eiferſucht und Liebe geht bloß auf Sie. Ich fürchtete, Sie wären willens mir zu entwiſchen. Aber jezt, da ich Sie wieder im Beſiz habe, bedarf ich keiner Nymphe, mich hier glücklich zu machen; es ſey denn, daß ſie gemeine Sache mit mir gegen Sie machen wollte, etwa auf die Art, wie bey ihrem Lieblingsdichter die Nymphe Aegle und die beyden jungen Hirten gemeine Sache machen, um den Gott Silenus zu zwingen, daß er ihnen ein Lied ſinge.

Hätten Sie eine ſo ſchöne Geſellſchafterinn hier, verſezte Theokles, ſo trau' ich es Ihrer Galanterie zu, Sie würden ſich mit etwas andern, als philoſophiſchen Abentheuren, die Zeit vertreiben.— Aber erwarten Sie wirklich, daß ich den Gott des Dichters nachahmen, und „die Entſtehung der Dinge aus den „Atomen, die Geburt der Ordnung aus der „Verwirrung, und den Urſprung der Ein„heit, Harmonie und Eintracht aus den bloſ„ſen Kräften des Chaos und des blinden Zu„falls„ beſingen ſoll? Ein ſolcher Geſang paßte ſich in der That für dieſen Gott. Denn was konnte ſeinem jovialiſchen Charakter angemeſſe-

gemeſſener ſeyn, als eine ſo trunkene Schöpfung; die er gern oft dadurch celebrirte, daß er ſie ſelbſt nach dem Leben vorſtellte? Aber auch dieſer Geſang wäre für ein nächtliches Saufgelag noch zu harmoniſch geweſen. Sehr ſchicklich ließ ihn daher unſer Dichter am Morgen ſingen, da er noch nüchtern war: denn ſchwerlich würden wirs glauben, daß ſo harmoniſche Verſe aus einem Chaos von Gehirn entſpringen können. — Doch, wir müſſen unſern Dichter durch den Mund irgend eines nüchternen Halbgottes oder Helden ſprechen hören. Dann ſtellt er uns einen ganz andern Urgrund der Dinge dar, und giebt, nach einer ſchicklichern Rangordnung, der Denkkraft die Oberhand. Geiſt läßt er urſprünglich über Körper herrſchen; nicht Körper über Geiſt: denn das wär' ein ewiges Chaos geweſen, und alle Dinge hätten nothwendig bis auf den heutigen Tag und in Ewigkeit fort, in einem chaotiſchen Zuſtande bleiben müſſen, wenn ſie ſich einmal darinn befanden. Allein

Ein Geiſt ſtets wirkſam, füllt den ganzen Raum der Welt,
Regt und belebt die ungeheure Maſſe:
Daher der Menſch, und Thiere ſonder Zahl. —

Hier,

Hier, Philokles, werden wir unſern hôchſten Genius finden; wenn wir den Genius dieſes Orts — zûchtiger und nûchterner, als Ihr Silenus — herabzaubern kônnen, uns zu einem wahreren Lobgeſange auf die Natur zu begeiſtern, uns irgend einen Hymnus der himmliſchen Chôre zu lehren, und uns in dieſen feyerlichen Hainen, dem Wohnplaz ſtiller, einſamer Betrachtung, die Gottheit gegenwârtig fûhlen zu laſſen.

So eilen Sie, beſter Theokles, ſagt' ich, eilen Sie, ich beſchwôre Sie; laſſen Sie ſich durch keine Ceremonien oder heilige Vorbereitungen einen Augenblick aufhalten. Denn ich ſehe, dûnkt mich, daß ſchon ohne ſolche Vorbereitung ſich irgend eine Gottheit uns genâhert hat, und ihr Inneres durchregt. Wir ſind ſchon in den heiligen Hainen der Hamadryaden, vormals berûhmt wegen ihrer Orakel. Wir ſind auf der ſchônſten Stelle des Hûgels; und die Sonne, eben im Begriff hervorzugehen, zieht den Vorhang der Nacht hinweg, und zeigt uns die offne Scene der Natur in den lachenden Gefilden, die vor uns ſich ausbreiten. Fangen Sie an; denn jezt weis ich, ſind Sie voll von jenen gôttlichen Gedanken, die immer in dieſer Einſamkeit Sie beſuchen. Geben

ben Sie ihnen nur Stimme und Ton; ſeyn Sie eben ſo ſehr allein, als gewöhnlich, und achten Sie ſo wenig auf mich, als wär' ich gar nicht zugegen.

So wie ich dies geſagt hatte, wandt' er ſeine Augen von mir weg, und ſtand eine Zeitlang in Gedanken vertieft. Bald aber ſtreckt' er ſeine Hand aus, als ob er auf die Gegenſtände um ihn her zeigte, und fieng an:

„Ihr Wälder und Gefilde, meine Zu„flucht aus dem Getümmel der Welt, aus „dem mühſeligen Gewirre der Geſchäffte, „nehmt mich auf in euer ſtilles Heiligthum, „ſeyd günſtig den Stunden meiner Einſam„keit und Betrachtung! — Ihr grünen Thä„ler, wie frohen Herzens grüſſ' ich euch! — „Heil euch, alle ihr ſeligen Wohnungen! „Vertrauliche Ruheplätze! Entzückende Aus„ſichten! Majeſtätiſche Schönheiten dieſer „Erde, und alle ihr ländlichen Mächte und „Grazien! — Geſegnet ſeyd mir, ihr reinen „unentweihten Wohnplätze der ſeligſten Sterb„lichen, die hier in friedlicher Unſchuld ein „unbeneidetes, obſchon göttliches Leben genie„ſen; voll ſeliger Einfalt und Ruhe gewährt es „dem Menſchen ſüße Freyheit, Muße und Einſam„keit; dem Menſchen, der zur Betrachtung und

„zu Erforſchung ſeiner eignen und andrer Na-
„turen geſchaffen, hier am fähigſten iſt, über
„die Urſachen der Dinge nachzudenken, und,
„mitten unter den mannichfaltigen Scenen der
„Natur, ihre Werke näher betrachten kann.

„O herrliche Natur! über Alles ſchön und
„gut! Alliebend, Alliebenswürdig, Allgött-
„lich! deren Blicke ſo unwiderſtehlich reizend,
„ſo unendlich bezaubernd ſind; deren Erfor-
„ſchung ſo viel Weisheit, deren Betrachtung
„ſo viel Wonne gewährt; deren kleinſtes Werk
„eine reichere Scene, ein edleres Schauſpiel
„darſtellt, als Alles was je die Kunſt er-
„fand! — O mächtige Natur! Weiſe Statt-
„halterinn der Fürſehung! bevollmächtigte
„Schöpferinn! Oder Du, bevollmächtigende
„Gottheit, höchſter Schöpfer! Dich ruf' ich
„an, vor Dir allein werf' ich mich nieder!
„Dir ſind dieſe Einſamkeit, dieſer Ort, dieſe
„ländlichen Betrachtungen geheiligt. Begei-
„ſtert mit Harmonie der Gedanken, wiewohl
„ohne künſtlichen Bau der Worte, beſing' ich
„die Ordnung der Natur in geſchaffenen We-
„ſen, und feyre die Schönheiten, die ſich
„verlieren und auflöſen in Dir, Quelle und
„Urgrund aller Schönheit und Vollkommen-
„heit!

„Dein

„Dein Weſen iſt unbegränzt, unerforſch„lich, undurchdringlich. In Deiner Uner„meßlichkeit verliehren ſich alle Gedanken; die „Fantaſie läßt ihre Flügel ſinken; und die „ermattende Einbildungskraft erſchöpft ſich „vergebens: ſie findet weder Ufer noch Ende „dieſes Oceans, keinen Punkt in den uner„meßlichſten Räumen, die ſie durchfleugt, der „dem Umkreiſe näher wäre, als der erſte „Mittelpunkt, wo ſie ausgieng. — Wie „oft macht' ich nicht den Verſuch, wie oft „wagt' ich mich mit ſchnellem Schwunge in den „tiefen Ocean der Welten; aber ſo bald kehr' „ich nicht in mich ſelbſt zurück, ſo ſchlägt das „Gefühl meines ſo enge beſchränkten Weſens, „und der Fülle jenes Unendlichen, ſo gewal„tig mich nieder, daß ichs nicht länger wage, „in den fürchterlichen Abgrund zu ſchauen, „oder die Tiefe der Gottheit zu ergründen. —

„Doch, unendlich höchſter Geiſt! Du „machteſt mich, was ich bin, ein Weſen mit „Vernunft und Erkenntniß. Es iſt auszeich„nende Würde meiner Natur, Dich zu erken„nen und zu betrachten. — So vergönne „mir dann, daß ich mit gebührender Frey„heit die Fähigkeiten gebrauche, womit Du „mich beſchenkteſt. Dulde meine kühne, ver-

„wegne

„wegne Annäherung. Und da weder eitle „Neugier, noch thörichte Einbildung, noch „Liebe gegen irgend etwas, außer Dich allein, „mich mit ſolchen Gedanken begeiſtert; ſo ſey „Du mein Beyſtand, und leite mich auf die- „ſem Pfade; da ich mich ins weite Labyrinth „der Natur hineinwage, und Dir in deinen „Werken nachforſche.“ —

Hier brach er auf einmal ab, und fuhr, wie aus einem Traum erwachend, zuſammen. Nun Philokles, ſagt' er darauf, was deucht Ihnen bey dieſem Paroxiſmus? Wars eine vernünftige Art von Wahnwiz, die etwa jene Ekſtaſen, die wir unſern Dichtern erlauben? Oder wahre Raſerey?

Ich wünſchte nur, ſagt' ich, Ihre Ekſtaſe wär' ein wenig ſtärker geweſen, damit Sie fortgefahren hätten, wie Sie anfiengen, ohn' an mich zu denken. Denn mein Auge öffnete ſich ſchon für die Wunder der Natur, von welcher ſie mich belehrten, ich ſahe, dünkt mich, ſchon die Hand Ihres göttlichen Werkmeiſters. Aber laſſen Sies hierbey bewenden, ſo iſt mein ganzes Vergnügen hin, und die angenehme Erſcheinung ſchwindet. Ich finde wirklich ſchon tauſend Schwierigkeiten,

mir einen ſolchen allgemeinen Geiſt, wie Sie ihn beſchreiben, vorzuſtellen.

Wie! ſagt' er, hat es die geringſte Schwierigkeit, ſich das Univerſum als ein einiges Ganzes vorzuſtellen? Können wir aus dem, was uns ſichtbar iſt, anders ſchließen, als daß Alles, wie in einem harmoniſchen Kunſtwerke, zuſammenhange?

Zugegeben: und was folgt daraus?

Nur dies: wenn man wirklich von der Welt ſagen kann, „daß ſie bloß Ein Ganzes iſt," ſo muß ihr etwas eigen ſeyn, welches ſie zu Einem Ganzen macht.

Wie meynen Sie das?

Nicht anders, als wie Sies bey jedem Dinge bemerken können. Zum Beyſpiel gleich eins, das wir vor uns haben. Ich weiß, Sie halten die Bäume in dieſem großen Walde für ganz verſchieden von einander: und dieſe majeſtätiſche Eiche, die edelſte von der ganzen Geſellſchaft, ſo ſehr ſie an ſich ſelbſt von allen ihren Mitgenoſſen im Walde verſchieden iſt, iſt doch immer, mit ihrem eignen Walde von unzählichen, weitverbreiteten Zweigen (die ſo viel verſchiedne Bäume zu ſeyn ſcheinen,) ein und eben derſelbe Baum. Wollten Sie mir nun, als ein bloßer Chikanen-

macher,

macher, und nicht als ein ehrlicher Skeptiker, ſagen, eine Figur von Wachs oder irgend einer andrn Materie, die genau eben ſo, wie dieſer Baum, geformt und gefärbt, und wo möglich, aus eben derſelben Art von Subſtanz zuſammengeknätet wäre, mögte dann wohl auch ein wirklicher Baum, von gleicher Art oder Gattung ſeyn; ſo wären wir geſchiedne Leute, und ich verlöre kein Wort weiter. Fragten Sie mich aber ehrlich, was ich denn unter dieſer Einheit oder Identität in dem Baum oder irgend einer andern Pflanze verſtünde; oder wodurch ſie von der wächſernen oder irgend ſonſt einer in den Wolken oder in dem Sande der Seeküſte durch Zufall gebildeten Figur verſchieden ſey: ſo würd' ich Ihnen antworten: Weder Wachs noch Sand, noch Wolken, durch unſre Hand oder Fantaſie alſo zuſammengefügt, haben irgend ein wahres Verhältniß in ſich ſelbſt, noch irgend eine Natur, vermöge welcher ſie in dieſer näheren Zuſammenrückung der Theile genauer übereinſtimmen, als wenn ſie noch ſo weit aus einander zerſtreut ſind. Dagegen aber würd' ich behaupten: „Allenthalben, wo es eine „ſolche Sympathie der Theile giebt, als wir „hier in unſerm wahren Baume ſehen; wo

„eine

„eine ſo ſichtbare Zuſammenſtimmung zu ei-
„nem gemeinſchaftlichen Zweck, und zu Er-
„haltung, Ernährung und Fortpflanzung ei-
„ner ſo ſchönen Form vorhanden iſt; da kön-
„nen wir mit Gewißheit ſagen, daß dieſer
„Form eine beſondere Natur eigen, und mit
„andern von der nemlichen Art gemein ſey.“
Vermöge dieſer Natur iſt unſer Baum ein
wahrer Baum; lebt, blühet, und iſt immer
ein und eben derſelbe; ſelbſt wenn durch Ve-
getation und Veränderung der Subſtanz kein
Theilchen in ihm daſſelbe bleibt.

Auf dieſen Fuß, ſagt' ich, haben Sie
freylich das Mittel gefunden, aus dieſen Wäl-
dern ſehr heilige Pläze zu machen. Denn
außer dem lebendigen Genius jedes Orts, ha-
ben auch die Wälder, die, wie ich jezt von
Ihnen höre, beſeelt ſind, ohne Zweifel ihre
Hamadryaden, und die Quellen und Bäche
Nymphen in Menge, die ihnen eigen ſind:
und dieſe ſind dann auch, ſo viel ich begreife,
von immaterieller und unſterblicher Subſtanz.

Nun, ſo beleidigen wir ſie ja, wenn wir
ſagen, „daß ſie dieſen Bäumen,“ und nicht
vielmehr, „daß dieſe Bäume ihnen eigen ſind.“
Doch, um ihre Unſterblichkeit mögen Sie ſich
ſelbſt bekümmern. Ich weiß nur ſo viel, daß

ſowohl ihre, als alle andre Naturen in ihrer Dauer allein von derjenigen Natur abhangen müſſen, von welcher die ganze Welt abhängt: und daß jeder andre Genius jenem einzigen guten Genius untergeordnet ſeyn muß, von dem ich Sie gern überreden mögte, daß er, wie wir uns jezt einmal ausdrücken, dieſer Welt eigen ſey.

Laſſen Sies uns alſo lieber den Bäumen ſelbſt überlaſſen, ſich zu perſonificiren, ſo gut ſie können. Laſſen Sie uns dafür unſre eigne Perſönlichkeit unterſuchen, und einmal ſehen, wie Sie, Philokles, Sie ſelbſt, und ich Ich ſelbſt bin. Denn daß in dieſer unſerer Menſchengeſtalt eine ganz andre Sympathie der Theile vorhanden iſt, als in den Marmorbildern, von der Hand eines Phidies oder Praxiteles geformt; das lehren uns, dünkt mich, die Sinne. Und daß dem ungeachtet von unſerm eigenen Marmor oder Stoff — ſey es, was es wolle, woraus wir zuſammengeſezt ſind — in ſieben oder längſtens zweymal ſieben Jahren, kein Theilchen mehr übrig iſt, das kann uns der ſchlechteſte Anatomiſt ſagen. Nun bitt' ich Sie, wo werden wir am Ende dieſes Selbſt, dieſes Eine finden, wenn wir annehmen, daß es in dem Stoffe ſelbſt, oder

in einem Theile deſſelben liegt? Denn wenn jener gänzlich vergangen, und nicht das kleinſte Theilchen davon mehr übrig iſt, ſo ſind wir noch immer Wir ſelbſt, ſo gut, wie zuvor.

Was Sie Herrn Philoſophen ſeyn mögen, verſezt' ich, läßt ſich vielleicht ſchwer beſtimmen: aber von dem übrigen Theil der Menſchenkinder getrau' ich mir zu behaupten, daß Wenige nur halb ſo lange als ſieben Jahr dieſelben ſind. Es iſt ein Glück, wenn ein Menſch nur einen oder zwey Tage ein und eben derſelbe bleibt. Ein Jahr macht mehr Revolutionen, als ſich zählen laſſen.

Sie haben Recht, ſagt er: allein, wenn dies gleich einem Menſchen begegnen kann, vornehmlich einem ſolchen, deſſen entgegengeſezte Laſter ihn ſo oft zum Proteus machen, ſo findet er doch, ſo bald er für dieſe Laſter leiden oder geſtraft werden ſoll, wo ich nicht irre, daß er noch immer ein und eben derſelbe iſt. Und Sie, Philokles, der Sie, ungeachtet ihres vorgeblichen Widerwillens gegen die Philoſophie, doch ein ſo treuer Anhänger des Pyrrhoniſmus ſind, ſollten Sie endlich einmal die Macht des höchſten Genius, den ich predige, fühlen, und dadurch vermogt wer-

werden, die Wahrheit meiner Hypotheſe von der Gottheit anzuerkennen; ſollte bey dieſem neuen Gedankenſyſtem, eine gänzliche Veränderung aller Ihrer Grundſäze und Meynungen in Ihnen vorgehen: ſo würden Sie doch noch immer der nemliche Philokles bleiben; obgleich, wenn Sie mir glauben wollten, ein viel beſſerer, als der jezige, ſo ſehr ich dieſen übrigens liebe und hochſchäze. Sie ſehen alſo, dieſes unſer Ich iſt ein ganz wunderbar einfaches Ding, da es wirklich immer ein und eben daſſelbe iſt, ungeachtet kein Atom des Körpers, keine Leidenſchaft, kein Gedanke unverändert bleibt. Und was den armſeligen Wahn betrifft, da man dieſe Einheit oder Identität des Weſens aus irgend einer identiſchen Materie, oder einem Theilchen der Materie, erklären will, welches, ungeachtet der beſtändigen Veränderung alles übrigen, immer in uns bleiben ſoll; ſo iſt dies um deſto ungereimter, da die Materie an ſich ſelbſt wirklich keiner ſolchen Einfachheit fähig iſt. Denn ich ſtehe dafür, Sie werden einräumen, daß dieſes unſer Ich viel einfacher, unzertrennlicher Eins ſey, als Sies irgend einem Dinge von bloßer Materie einräumen können; wofern Sie nicht etwa, Ihrem Skepticiſmus unge-

ungetreu, ſich in den Begriff eines Atoms ſo ſehr verlieben wollen, daß Sie ihn eben ſo begreiflich und wahr finden, als daß Sie Sie ſelbſt ſind.

Doch, fuhr Theokles fort, man denke von der unzuſammengeſezten Materie, — einem Dinge, das wenigſtens ſehr ſchwer zu begreifen iſt — was man will; wenn ſie, bey ihrer Zuſammenſezung, bey ihrer Verknüpfung in eine gewiſſe Anzahl ſolcher Theile, als ſich in dieſen unſern Körpern und andern von ähnlicher Art vereinigen und einſtimmig zuſammenwirken, uns doch ſo mancherley unzählige Beyſpiele von beſondern Formen darſtellen kann, die dieſes einfache Principium gemeinſchaftlich beſizen, vermöge deſſen ſie wahrhaftig Eins ſind, leben, handeln, und eine Natur oder einen Geiſt haben, der ihnen eigenthümlich iſt, und für ihre Wohlfahrt ſorgt: wie können wir dann eben dies in dem Ganzen erkennen, und den großen, allgemeinen Weltgeiſt verwerfen? Wie können wir ſo unnatürlich ſeyn, die göttliche Natur, unſre gemeinſchaftliche Mutter, zu verleugnen, und uns weigern, den höchſten, allbeſeelenden, allregierenden Genius zu ſuchen und zu erkennen?

Große Herrn, ſagt' ich, verlangen nicht, daß man ſich um ſie bekümmre, wenn ſie inkognito ſeyn wollen, und fodern keine Ehrerbietung und Huldigung, wenn ſie nicht in völligem Staatsaufzuge erſcheinen. Ja wir haben vielmehr Grund zu vermuthen, daß unſer Vorwiz ſie zu entdecken ihnen mißfallen werde, wenn ſie ſich entweder ganz unſichtbar, oder ſehr unkenntlich machen, und verborgen halten. Was die Erkundigungen betrifft, die wir durch unſern gewöhnlichen Religionsunterricht von dieſen unſichtbaren höheren Weſen einziehen, ſo mögen das unſre ſichtbaren Oberherrn verantworten. Unſre Vorgeſezten lehren uns, was wir in Religionsſachen glauben und thun ſollen. Und es iſt unſre Pflicht, ihnen zu gehorchen, und ihrem Beyſpiel zu folgen. In der Philoſophie aber find' ich keinen Freybrief, einen ſtreitigen Titel ſo ernſtlich zu unterſuchen zu dürfen. Doch ſey dem, wie ihm wolle, ſo müſſen Sie wenigſtens erlauben, daß man die Streitfrage zu verſtehen, und die Natur dieſer höheren Mächte kennen zu lernen ſuche. Sollte man nicht fragen dürfen, „von was „für Subſtanzen ſie ſind? materiell oder im„materiell?"

Sollte man nicht, erwiederte Theokles, auf der andern Seite eben ſo gut fragen dürfen, „für was für eine Subſtanz, oder für „welche von dieſen beiden Subſtanzen Sie „ihr wahres und eigenthümliches Selbſt halten?“ Oder wollen Sie lieber keine Subſtanz ſeyn, und ſich einen Modus oder eine Zufälligkeit nennen?

Wahrlich, ſagt' ich, ſo zufällig mein Lebenswandel, oder die unbändige Laune, die ihn regiert, auch ſeyn mag; ſo kenn' ich doch, nach dem allen nichts ſo Weſentliches und Subſtanzielles, als mein Selbſt. Giebt es alſo wirklich ein ſolches Ding, als Sie Subſtanz nennen, ſo nehm' ichs für ausgemacht, daß ich eine bin. Sollten Sie aber aus dieſer Frage noch weiter etwas folgern wollen, ſo kennen Sie meine ſkeptiſchen Grundſäze; ich entſcheide weder für noch wider.

So verſtatten Sie mir nur, guter Philokles, verſezt' er, daſſelbe Privilegium des Skepticiſmus in dieſem Falle; denn es thut hier gar nichts zur Sache, für welche Seite wir entſcheiden, oder ob wir überall in dieſem Punkt etwas Entſcheidendes feſtſezen. Die Schwierigkeit ſey noch ſo groß, ſo ſehen Sie wohl, ſie beweiſt eben ſo viel gegen Ihr

eignes Weſen, als gegen dasjenige, von deſſen Daſeyn ich Sie zu überzeugen gedenke. Sie mögen ſo wichtige Einwürfe auf beiden Seiten vorbringen, als Ihnen beliebt; und Ihr Dilemma gegen die Art der Exiſtenz eines ſolchen höchſten Weſens mag noch ſo unauflöslich ſeyn: ſo wird doch, wenn Sie alles mögliche gethan haben, das nemliche Dilemma auf Sie ſelbſt zurückfallen; Sie werden nicht wiſſen, was Sie aus Ihrem eignen Selbſt machen ſollen. Wenn Sie über dieſe metaphyſiſchen Materien, über Zufälligkeit und Subſtanz noch ſo lange gegrübelt, und aus den Schwierigkeiten jeder Hypotheſe endlich philoſophiſch den Schluß gezogen haben, „es könne kein ſolches allgemeines Weſen in „der Natur vorhanden ſeyn:“ ſo müſſen Sie aus den nemlichen Gründen ſchließen, „daß „auch kein ſolches beſonderes Weſen, als Sie „ſelbſt ſind, vorhanden ſeyn könne.“ Daß aber dieſes leztere wirklich vorhanden ſey, davon wird hoffentlich Ihr eigner Geiſt Sie überzeugen. Und wir brauchen hier nichts weiter, als daß wir von dieſem Geiſt ſagen können: „Er ſey etwas, das auf einen Kör„per wirkt, und dem etwas unterworfen iſt, „das auf ſich wirken läßt: aber nicht allein

„der

„der Körper oder die bloße Materie ſey ihm „unterthan, ſondern auch gewiſſermaßen er „ſelbſt, und was aus ihm ſelbſt entſpringt: „er beherrſche und lenke ſeine Vorſtellungen, „Gedanken und Fantaſiren; indem er ſie ver„beſſert, bearbeitet und modelt, wie ers für „gut findet; und nach beſtem Vermögen die„ſes aus Körper und Verſtand zuſammenge„ſezte Weſen auszuſchmücken und zu vervoll„kommen ſucht.“ Daß nun ein ſolcher Geiſt ein ſolches regierendes Weſen irgendwo auch in der Welt vorhanden ſey, weiß ich: Pyrrho mag mir mit Hülfe eines eben ſolchen Geiſtes widerſprechen, wenns ihm beliebt. Wir haben jeder unſern Verſtand und unſre Denkkraft, ſeyn wir dazu gekommen, wie wir wollen. Jeder verſteht und denkt ſo gut er kann, zu ſeinem beſondern Zweck: Er für ſein eignes, und ich für ein andres Selbſt. Und wer denn, ich bitte Sie, wer für das Ganze? — Niemand? Ueberall keiner? — Die Welt, ſagen Sie vielleicht, iſt bloß Körper: eine Maſſe beſonders modificirter Materie. Die Körper der Menſchen alſo ſind Theile dieſes Körpers. Die Gedanken, Empfindungen, Vorſtellungen der Menſchen ſind in dieſen Körper eingeſchloſſen, ihm aufs genaueſte ein-

ver,

verleibt, entſpringen aus ihm, und gehen wieder in ihn zurück; obgleich der Körper, allem Anſehen nach, ſich nie das geringſte davon träumen läßt! Die Welt ſelbſt wird durch alle die Weisheit, die ſie ausbrütet, nie um ein Haar weiſer! Sie hat gar keinen Begriff von allem dem, was geſchieht; keinen Gedanken, wovon ſie für ſich ſelbſt, zu ihrem eignen Nuzen und Zweck Gebrauch machte; nicht eine einzige Vorſtellung oder Reflexion, wodurch ſie ſich der mannichfaltigen Vorſtellungen und Erfindungen, die ſie hervorbringt und mit ſo freygebiger Hand austheilt, bewußt wäre! Dieſe liebe Mutter, ſo fruchtbar, ſo gütig, ſo freygebig gegen Jedermann, hat alſo unglücklicher Weiſe alles Ihrige verſchwendet, und am Ende nichts für ſich ſelbſt übrig behalten! — Durch was für einen Zufall, mögt ich doch wiſſen. „Wie, oder „durch welche Nothwendigkeit gezwungen? — „Wer gab das Geſez? — Wer machte die„ſe Anordnung und Austheilung?“ — Die Natur, ſagen Sie. — Und was iſt die Natur? Iſt ſie ein denkendes Weſen? Iſt ſie eine Perſon? Hat ſie Vernunft oder Verſtand? — Nein. — Wer denkt denn für Sie, wer

nimmt

nimmt ſich ihrer an? — Niemand; keine Seele: ſondern jeder ſorgt für ſich ſelbſt.

Wohlan denn! Laſſen Sie uns weiter hören: Iſt dieſe Natur nicht dem ungeachtet ein Selbſt? Oder ſagen Sie mir, ich bitte Sie, auf was für Art ſind Sie ein ſolches Selbſt? Woraus ſchließen Sie, daß Sies ſind? oder was macht Sie dazu? — „Ein Principium, „welches gewiſſe Theile verbindet, und dem „Nuzen und Endzweck dieſer Theile gemäß „denkt und handelt.“ — Sagen Sie mir alſo, wovon iſt denn Ihr ganzes Syſtem ein Theil? Oder iſt es etwa kein Theil, ſondern ein Ganzes für ſich ſelbſt, vollſtändig, unabhängig, ohne Beziehung auf irgend etwas außer ihm? Iſt es aber wirklich ein Theil, hat es wirklich Beziehung auf etwas; worauf denn anders, ich bitte Sie, als auf das ganze Syſtem der Natur? Es gäbe alſo in der Natur ſolch ein vereinigendes Principium? Und iſt das, wie können Sie denn ein Selbſt ſeyn, und die Natur nicht? Wie können Sie etwas haben, das für Sie denkt und handelt, und die Natur, die Ihnen dieſe Denkkraft gab, ganz und gar nichts, für ſie zu denken, ihr zu rathen oder zu helfen — arme Natur! — ſo oft es Noth thäte? So übel iſt

alſo die Welt im Ganzen daran? Alles iſt voll von unzähligen beſondern denkenden und handelnden Principien? und doch giebt es keins, das für das Ganze ſelbſt denkt und handelt? keins, das die Angelegenheiten des Ganzen beſorgt oder verwaltet?

Nein, ſagt eine neuere Hypotheſe; denn die Welt war von Ewigkeit ſo, wie jezt; und ſie iſt weiter nichts, als was ihr vor Augen ſehet: „Modificirte Materie; ein Klumpen „in beſtändiger Bewegung; hin und wieder „zerſtreute Gedanken und Erkenntnißkräfte, „die mit der Modifikation der Materie zu„gleich entſtehen und verſchwinden.“ — „Nein, ſagt eine ältere Hypotheſe, die Welt „war einſt ohne alle Erkenntniß, ohne alle Gedanken; „bloße Materie, Chaos, und ein „Spiel der Atomen; bis endlich von unge„fähr Gedanke ſich mit ins Spiel miſchte, „und eine Harmonie hervorbrachte, woran „vorher gar nicht gedacht war.“ — Herrlicher Einfall! — Mag es glauben, wer kann. Ich für meine Perſon habe — Dank der Fürſehung! — einen Geiſt, der ſo wie er nun einmal iſt, meinen Körper und ſeine Neigungen, meine Leidenſchaften, Begierden, Vorſtellungen, Fantaſieen, und ſo weiter, in

erträg-

erträglicher Harmonie und Ordnung erhält. Aber die Ordnung des Weltganzen, davon bin ich überzeugt, iſt unendlich vollkommner, als dieſe. Mag doch Epikur immerhin, wenns ihm beliebt, die ſeinige für vollkommner halten; mag er doch glauben, daß es keinen höheren Geiſt, keine höhere Weisheit gebe, als ſeine eigne! Nur wünſcht' ich, er belehrte uns, durch welch einen Zufall ſie ihm zu Theil geworden, und wie die Atomen zu ſolcher Weisheit gekommen.

Kurz, fuhr Theokles mit ſtärkerer Stimme und Bewegung fort, da ich alſo, ſelbſt durch den Skepticiſmus, noch mehr überzeugt bin, „daß dieſes mein Weſen und mein Selbſt „ein wahres Selbſt ſey, welches aus einem „andern höchſten und urſprünglichen Selbſt — „dem großen Urweſen der Welt — entſprungen, und nach ſeinem Bilde gemacht worden:“ ſo beſtreb' ich mich, wirklich mit demſelben Eins, und ihm ſo ähnlich zu werden, als mirs möglich iſt. Ich ſchließe ſo: Da es eine allgemeine Maſſe, einen Körper des Ganzen giebt; ſo hat auch dieſer Körper ſeine Ordnung, dieſe Ordnung ihren Geiſt. Mit dieſem allgemeinen Geiſt muß jeder beſondere in Beziehung ſtehen; denn er iſt von

gleicher

gleicher Subſtanz, — ſo viel wir von der Subſtanz begreifen, — äußert gleiche Wirkſamkeit auf den Körper, iſt Urſprung der Bewegung und Ordnung; gleich einfach, unzuſammengeſezt, untheilbar; ihm ähnlich an Energie, Thätigkeit und Wirkung, und noch ähnlicher, wenn er einſtimmig mit ihm zum allgemeinen Wohl des Ganzen mitwirkt, und ſich beſtrebt, nichts anders zu wollen, als was er für den Willen des Beſten der Weſen erkennt. Was kann alſo wohl natürlicher ſeyn, als „daß jeder beſondere Geiſt in der „Gleichförmigkeit mit dem allgemeinen ſeine „Glückſeligkeit ſuche, und ſich beſtrebe ihm in „ſeiner höchſten Simplicität und Vortrefflich„keit ähnlich zu werden?

— Nun denn, beſter Theokles, ſagt' ich, ſo ſeyen Sie jezt noch einmal der Enthuſiaſt; laſſen Sie mich noch einmal jenen göttlichen Geſang hören, der mich vorhin ſo ſehr bezauberte. Mein Ekel iſt jezt vorüber, und ich fange nun an, beſſer als jemals an Ihrer Natur Geſchmack zu finden; ich intereſſire mich ſchon gewaltig für ſie, und wünſche von Herzen, daß es ihr in allen Stücken ſowohl und glücklich als möglich gehe. Wiewohl ich mich, wie es jezt oft mit ihr ſteht, kaum

enthal-

enthalten kann, ihrentwegen etwas bekümmert zu ſeyn.

Fürchten Sie nichts, mein Freund, erwiedert' er. Denn jede Natur, müſſen Sie wiſſen, wirkt gewiß und beſtändig dasjenige, was ihr eignes Wohl erfodert; wofern nicht eine fremde Macht entweder durch innre Zerrüttung, oder durch äußere Gewalt, ſie ſtört oder verhindert. So ringt und wehrt ſich bey einem Kranken die Natur bis aufs Aeußerſte, und wendet alle ihre Kräfte an, das Uebel wegzuſchaffen. So treibt und ſtrebt auch in dieſen Pflanzen, die wir um uns ſehen, jede beſondre Natur, und erreicht ihre Vollkommenheit, wenn nicht etwas von außen ihr Einhalt thut, oder irgend etwas Fremdes ſie ſchon verdorben oder verwundet hat: und ſelbſt in dieſem Fall thut ſie noch ihr Aeußerſtes, ſich wieder herzuſtellen. Was ſind alle Gebrechen, Zerrüttungen, Krankheiten, Mißgeburten, alle ſcheinbaren Widerſprüche und Verderbniſſe in der Natur anders, als von dieſer Art? Und wie wenig müßte man von allen natürlichen Urſachen und Wirkungen verſtehen, wenn man glauben wollte, irgend eine dieſer Unordnungen entſtehe aus einem Mißverhalten der beſondern Natur,

und

und nicht vielmehr durch die Macht irgend einer fremden, wodurch jene überwältigt wird? Iſt alſo jede beſondere Natur ſich ſelbſt ſo unfehlbar und unveränderlich getreu, wirket ſie immer zuverläſſig nur das, was ihr gut und ihrer eigenthümlichen Vollkommenheit zuträglich iſt: ſollte dann nicht die allgemeine, die Natur des Ganzen, eben ſo viel thun? Sollte dieſe allein fehlen oder irren? Oder giebt es etwas außer ihr, das ihr jemals Gewalt anthun, ſie zwingen könnte, ihren natürlichen Weg zu verlaſſen? Wo nicht, ſo gereicht alles, was ſie hervorbringt, zu ihrem eignen Vortheil und Wohl, das heißt, zum Wohl des Ganzen: und was zum Wohl des Ganzen gereicht, das iſt recht und gut.

Wahr, ſagt' ich, ich kann es nicht leugnen.

Nun, erwiedert' er; ſo ſollten Sie ſich beruhigen; und nicht bloß das, ſondern Sie ſollten ſich freuen über alles, was geſchieht, da Sie wiſſen, woher es kömmt, und zu welcher Vollkommenheit es das ſeine beyträgt.

Ich erſchrecke, Theokles! ſagt' ich; welch ein Aberglaube, wozu Sie mich endlich verleiten werden! Ich hielt es bisher immer für das Zeichen einer abergläubiſchen Seele, wenn man in den gemeinſten Vorfällen des Lebens

Lebens die Fürſehung zu finden glaubt, und jene gewöhnlichen Uebel und Trübſalen, die die Natur dem Menſchen auferlegt, der Hand Gottes zuſchreibt. Aber jezt, ſeh' ich, muß ich Alles mit einander auf eine Rechnung ſchreiben; ich muß künftig die Dinge dieſer Welt durch eine Art von magiſchem Glaſe betrachten, wo die ärgſten Uebel ſich in wahres Gut verwandeln, und alles bewundern, was von ein und eben derſelben vollkommnen Hand herrührt. — Doch, es ſey drum; ich weiß mich in alles zu ſchicken. Fahren Sie fort, Theokles, und da Sie mich einmal in Feuer geſezt haben, ſo rath' ich Ihnen um mein ſelbſt willen, zögern Sie nicht ſo lange, bis ich wieder kälter werde.

Sie müſſen wiſſen, erwiedert' er, daß ichs verachte, mir einen warmen Paroxiſmus zu Nuze zu machen, und daß ich Ihren Beyfall durchaus nicht einer flüchtigen Aufwallung ihres Temperaments oder Ihrer Fantaſie zu verdanken haben will. Ich bin daher entſchloſſen, eh' ich noch einen Schritt weiter gehe, erſt ganz kalt wieder mit Ihnen zu vernünfteln, und frage Sie: ob Sie das für bewieſen gelten laſſen, was ich geſtern von einer „allgemeinen Einheit, Verbindung und Ueber-

„einſtimmung oder Sympathie der Dinge“ behauptete?

Die große Wahrſcheinlichkeit, ſagt' ich, die Sie Ihrer Meynung gaben, zwang mich, Ihnen beyzutreten. Da ich die genaue Eintracht und Uebereinſtimmung in dem, was wir von den Dingen ſehen, nicht leugnen konnte, ſo hielt ichs für unvernünftig, eben das nicht von allen Dingen eingeſtehen zu wollen.

Wahrlich unvernünftig! verſezt' er. Denn hätte die unendliche Grundlage der Dinge (Reſiduum) kein Principium der Einheit; ſo wärs wohl faſt unmöglich, daß die Dinge in unſrer Sphäre in ihrer Konſiſtenz und Ordnung bleiben könnten. „Denn das Unendli„che würde natürlicher Weiſe bald die Ober„hand gewinnen.“

Es ſcheint freylich.

Sagen Sie mir alſo, fuhr er fort, da Sie dieſe Einheit zugeſtehen, wie können Sie ſich weigern, die übrigen Gründe, woraus ich die Regierung eines vollkommnen Geiſtes folgere, für Demonſtration gelten zu laſſen?

Ihre Auflöſungen des Böſen, was wir in der Welt ſehen, ſagt' ich, ſind nicht ſo vollſtändig, daß ſie den Namen einer Demon-

ſtration verdienten. Und alles, was uns fehlerhaft oder unvollkommen in der Schöpfung zu ſeyn ſcheint, ſtopft allen weiteren Schlüſſen den Mund, ſo lang' es nicht völlig aufgelöſt iſt.

Waren Sie denn nicht meiner Meynung, ſagt' er, als ich behauptete, daß wir die Dinge unmöglich anders ſehen könnten, daß ſie uns nothwendig eben ſo unvollkommen ſcheinen müßten, ſelbſt wenn wir einen vollkommnen höchſten Geiſt annähmen?

Ich war darinn völlig mit Ihnen eins.

Sie laſſen alſo den Schluß noch gelten: „Daß in einer Unendlichkeit von Dingen, die „in wechſelſeitiger Beziehung unter einander „ſtehen, ein Geiſt, der nicht die Unendlichkeit „durchſchauet, unmöglich etwas völlig ſehen „kann; und folglich oft dasjenige für unvoll„kommen anſehen muß, was an ſich ſelbſt wirk„lich vollkommen iſt.“

Richtig.

Beweiſet alſo der Schein der Dinge das geringſte gegen unſern Saz?

Nichts, ſo lange er bloß Schein bleibt.

Können Sie denn beweiſen, daß er etwas mehr als Schein ſey? Denn wenn Sie das nicht können, ſo beweiſen Sie nichts. Und

daß

daß dieſer Beweis Ihnen obliege, ſehen Sie offenbar: denn dieſer Schein kann nicht nur mit meinem Saze ganz wohl beſtehen, ſondern iſt eine nothwendige Folge deſſelben. Wollten Sie alſo verlangen, daß ich in dieſem Fall den Beweis führe, ſo wäre das eben ſo viel, als ob Sie verlangten, ich ſollte unendlich ſeyn. Denn nur ein Unendlicher kann einen unendlichen Zuſammenhang überſehen.

Ich muß geſtehen, ſagt' ich, auf die Art haben Sie die Wahrſcheinlichkeit völlig auf Ihrer Seite. Aber es iſt dann doch immer nichts mehr, als Wahrſcheinlichkeit.

Nun, ſagt' er, ſo haben Sie hier eine Demonſtration, wenns Ihnen nicht etwa zuwider iſt, daß ich ſo abſtrakte und trokne Schlüſſe mache. — Dasjenige, was uns böſe zu ſeyn ſcheint, iſt darum nicht nothwendig wirklich böſe.

Zugegeben.

Es kann alſo vielleicht wirklich gut ſeyn.

Ja, das kann es.

Es iſt alſo möglich, daß es gar kein wahres Böſes in den Dingen dieſer Welt gebe; ſondern daß alles zu einem gemeinſchaftlichen Wohl, dem Wohl jenes großen Ganzen, zuſammenſtimme.

Es

Es iſt möglich.

Nun wohl denn; wenn das ſeyn kann, — erſchrecken Sie nur nicht — „ſo folgt daraus, „daß es ſo ſeyn muß;“ nämlich wegen jener großen Einheit, jenes einfachen Selbſtprincipiums, welches Sie in dem Ganzen zugeſtanden haben. Denn alles, was im Ganzen möglich iſt, das wird die Natur oder der Geiſt des Ganzen gewiß zum Wohl deſſelben wirklich machen: und wenns möglich iſt, das Böſe auszuſchließen, ſo wird ers auch gewiß ausſchließen. Da es alſo, ungeachtet des entgegengeſezten Scheins, möglich iſt, daß das Böſe wirklich ausgeſchloſſen ſeyn kann, ſo können wir uns ſicher darauf verlaſſen, „daß es wirklich ausgeſchloſſen iſt.“ Denn nichts bloß Leidendes kann dieſem allgemein thätigen Principio entgegenwirken. Geſchähe das, ſo gäb' es noch ein anderes Principium.

Gut ich nehme dies andre Principium an.

Das iſt unmöglich. Denn gäb' es in der Natur zwey oder mehrere Principien, ſo wären ſie entweder einig, oder nicht. Wären ſie nicht einig, ſo würd' eine allgemeine Verwirrung herrſchen, bis eins von ihnen die Oberhand gewönne. Wären ſie aber einig, ſo müßte irgend ein natürlicher Grund ihrer

Eintracht vorhanden ſeyn, und dieſer natür⸗
liche Grund kann nicht im Ungefähr liegen,
ſondern muß von irgend einer beſondern Ab⸗
ſicht oder Ueberlegung einer denkenden Kraft
herrühren. Dies bringt uns dann wieder
auf ein Principium zurück, dem die andern
beiden untergeordnet ſeyn müſſen. Verglei⸗
chen wir alſo dieſe drey verſchiednen Meynun⸗
gen unter einander, nämlich: „daß es kein
„mit Abſicht thätiges Principium gebe;“ oder,
„daß es mehr als eins;“ oder endlich, „daß
„es nur eins gebe:“ ſo werden wir ſehen, daß
nur die leztere vernünftig iſt. Und da eine
von dieſen dreyen Meynungen nothwendig
wahr ſeyn muß; was folgt daraus anders,
als daß die leztere ſchlechterdings und demon⸗
ſtrativiſch wahr ſey, und ſeyn müſſe? wofern
es anders Demonſtration iſt, „daß, wenn
„von drey Meynungen, deren eine nothwen⸗
„dig wahr ſeyn muß, zwey offenbar unge⸗
„reimt ſind, die dritte die wahre ſeyn müſſe?“

Genug, Theokles! ſagt' ich. Meine
Zweifel ſind verſchwunden. Bosheit und Zu⸗
fall (leere Phantome!) beugen ihren Nacken
vor jener alles beſiegenden Weisheit, die Sie
auf den Thron erhoben haben. Sie haben
mit kalter Vernunft geſiegt, und können nun
mit

mit Ehren ihr poetiſches Feuer wieder anfachen. Kehren Sie alſo, ich beſchwöre Sie, noch einmal zu jenem Allervollkommenſten der Weſen zurück; wenden Sie ſich an daſſelbe, wie vorher, da wir uns dieſen ſtillen Schatten näherten, wo es zuerſt Ihre ganze Seele zu durchregen ſchien. Ich bin nun nicht länger in Gefahr, Magie oder Aberglauben zu befürchten, da Sie keine andre Macht anrufen, als jene Einzige, die mir jezt ſo natürlich ſcheint.

Nun ſo fahr' ich denn fort, ſagte Theokles, und wende mich, wie Sie verlangen, an jene höchſte Schuzgottheit, an jenes begeiſternde Weſen, welches wir uns als hier gegenwärtig denken müſſen; aber nicht bloß hier allein. Denn, „o mächtiger Genius! „Einzig belebende und begeiſternde Kraft! „Urheber und Gegenſtand dieſer Gedanken! „Dein Einfluß durchſtrömet alles; mit allen „Dingen biſt du aufs innigſte vereinbart. Du „lenkſt die geheimſten Triebfedern ihrer Thä„tigkeit. Du regiereſt ſie mit unwiderſtehli„cher, unermüdeter Gewalt, durch heilige, „unverlezliche Geſeze, zum Wohl jedes beſon„deren Weſens eingerichtet; aber ſo, daß al„les harmoniſch mitwirkt zur Vollkommenheit, „zum Leben, zum Wohlſeyn des Ganzen.

„Die

„Die Urquelle des Lebens iſt allweit vertheilt, „und von unendlich abgeänderter Mannichfal„tigkeit; ſie durchſtrömt die feinſten Kanäle „der Welt, und verſiegt nirgends. Alles „lebt; kehrt durch beſtändigen Wechſel immer „ins Leben zurück. Die vergänglichen Weſen „verlaſſen ihre erborgten Formen, und treten „die Elemente ihrer Subſtanz immer neuen „Ankömmlingen ab. So wie die Reihe an „ſie kömmt, ins Leben gerufen, ſchauen ſie das „Licht, und vergehen im Schauen, damit „auch andre Zuſchauer der herrlichen Scene „werden, und größere Mengen des Geſchenks „der Natur genießen. Freygebig und groß „theilt ſie ſich ſo vielen als möglich mit, und „vervielfältigt die Gegenſtände ihrer Güte ins „unendliche. Nichts thut ihrer geſchäftigen „Hand Einhalt. Keine Zeit geht verloren, „keine Subſtanz, die nicht vervollkommet „würde. Neue Formen gehen ins Daſeyn „hervor: und werden gleich die alten zerſtört, „ſo bleibt doch die Materie, woraus ſie zu„ſammengeſezt waren, nicht ungenüzt, ſon„dern wird mit gleicher Oekonomie und Kunſt „verarbeitet, ſelbſt in der Verweſung, dieſer „ſcheinbaren Verwüſtung und grauenvollen „Schlachtbank der Natur. Dieſer verworfne

„Zu-

„Zuſtand iſt bloß der Weg oder Uebergang zu „einem beſſern. Könnten wir ihn aber in der „Nähe, und mit Gleichgültigkeit, ohne Zu„rückbeben der Sinne betrachten; dann wür„de vielleicht unſre Bewunderung aufs höchſte „ſteigen; überzeugt, daß dieſer Uebergang „ſelbſt ein Endzweck ſey. Nicht weniger vor„theilhaft können wir von jener höchſt voll„kommnen Kunſt urtheilen, die ſich in allen „Werken der Natur offenbart. Unſre Augen, „durch mechaniſche Kunſt geſtärkt, entdecken „in dieſen Werken eine verborgne Scene von „Wundern; Welten in Welten, unendlich „klein, und doch an Kunſt den größten gleich, „und ſchwanger von Wundern, die der ſchärf„ſte Sinn, mit der größten Kunſt oder durch„dringendſten Vernunft verbunden, nicht er„gründen oder entfallen kann.

„Aber vergebens durchforſchen wir die „ungeheure Maſſe der Materie; vergebens be„mühen wir uns, ihre Natur zu erkennen; „wie groß das Ganze ſelbſt, oder wie klein „ſeine Theile.

„Wir kennen nur einige von den Geſezen „der Bewegung; wollen wir ihnen weiter „nachſpüren, ſo folgen wir ihnen vergebens „in die Körper, denen ſie ſich mitgetheilt hat.

„Un-

„Unſre trägen Begriffe laſſen uns im Stiche,
„und erreichen nichts, als den Körpern ſelbſt,
„durch welchen ſie ſich verbreitet. Wunder-
„bares Weſen — wenn ichs ſo nennen darf —
„welches der Körper nie anders empfängt,
„als von andern, die es verlieren; nie an-
„ders verliert, als durch Mittheilung an
„andre. Selbſt ohne Veränderung des Orts
„äußert ſie ihre Kraft: jeder Körper, von
„Bewegung ſchwanger, ſtrebt ſich zu bewe-
„gen, und rührt ſich doch nicht von der Stel-
„le; eine Wirkſamkeit, die alle unſre Begriffe
„überſteigt.

„Eben ſo vergebens verfolgen wir jenes
„Phantom, die Zeit; zu klein, und doch
„auch zu groß für unſre Faſſungskraft. Sie
„ſchwindet bis auf einen unmerklichen Punkt,
„der unſern Händen entwiſcht; oder ſie ſpot-
„tet unſerer dürftigen Gedanken, indem ſie
„anſchwellet zur Ewigkeit, ein Gegenſtand,
„der eben ſo ſehr unſre enge Vorſtellungskraft
„überſteigt, als dein Weſen erſter Urgrund
„der Dinge! älter als die Zeit, und doch
„immer jung in neugeborner Ewigkeit.

„Vergebens ſtreben wir den Abgrund des
„Raums zu ergründen, den Siz deines aller-

„füllen-

„füllenden Weſens, das jeden Ort, jede Leere
„durchdringt.

„Vergebens bemühen wir uns, jenes
„Principium der Empfindung und des Ge=
„dankens in uns zu erforſchen, welches ſo
„ſehr von der Bewegung abzuhangen ſcheint,
„und doch ſo ſehr von ihr und von der Ma=
„terie ſelbſt verſchieden iſt, daß es uns eben
„ſo unmöglich iſt, zu begreifen, wie Gedanke
„aus Materie und Bewegung, als wie dieſe
„aus Gedanken entſpringen könne. Aber das
„denkende Principium erkennen wir für das
„vornehmſte und wahreſte aller Weſen; für
„die einzige Exiſtenz, von welcher wir durch
„unſer eigenes Bewußtſeyn überzeugt ſind.
„Alles andre kann Traum ſeyn und Schat=
„ten. Alles, was ſogar unſer Gefühl uns
„mittheilt, kann trügen. Aber das Gefühl
„ſelbſt bleibt doch; die Vernunft beſtehet;
„und das denkende Principium behauptet das
„Erſtgeburtsrecht ſeines Weſens. Solcher=
„geſtalt haben wir gewiſſermaßen ein Bewußt=
„ſeyn jener urſprünglichen, von Ewigkeit exi=
„ſtirenden denkenden Kraft, aus der die un=
„ſrige entſprungen. Solchergeſtalt empfan=
„gen wir die Gewißheit von der Exiſtenz der=
„jenigen Weſen, die über unſre Sinne erha=

„ben

„ben ſind, und von Dir, groſzes Urbild dei„ner Werke! durch Dich, Allwahrer, Allvoll„kommner, der Du Dich ſelbſt uns ſo unmit„telbar mitgetheilt haſt, daſz Du gewiſſermaſ„ſen in unſrer Seele wohnſt, urſprüngliche, „allverbreitete, Allesbelebende Seele des Gan„zen!

„Alle Wunder der Natur erwecken und „vervollkommnen in uns dieſe Idee ihres Ur„hebers. Hier läſzt er uns ſich ſehen, uns „mit ihm umgehen, ſo ſehr unſre Schwach„heit und Unvollkommenheit es verſtattet. „Wie herrlich und rühmlich iſts, ihn in die„ſem edelſten ſeiner ſichtbaren Werke, in dem „Syſtem des gröſzern Weltgebäudes, zu be„trachten! —“

Hier, ich geſteh' es, freut' ich mich nicht wenig, daſz dieſe Wendung, die meines Freundes Betrachtung nahm, uns endlich aus den Labyrinthen einer dunkeln verwickelten Philoſophie herausführen würde. Ich hoffte, Theokles würde ſich im Verfolge näher an die Natur halten, da er jezt einmal an die Gränzen unſrer Welt gekommen war. Und hier hätt' ich ihn gerne bewillkommt; aber ich hielts jezt nicht für rathſam, die geringſte Unterbrechung zu wagen.

„Auſzer

„Außer den benachbarten Planeten— fuhr „er in eben dem entzückten Tone fort -— „welch eine unzählbare Menge von funkelnden „Geſtirnen ſahen wir nicht noch vor einer „Stunde, das Gewölbe des heitern Himmels „ſchmücken! Wie viele andere entdecken wir „nicht durch Hülfe der Kunſt! Und wie viele „bleiben dann noch übrig, die nie ein menſchli„ches Teleſkop erreichen wird! So dickge„ſäet ſie zu ſeyn ſcheinen, ſo iſt doch ihre „Entfernung von einander eben ſo wenig „durch Kunſt zu meſſen, als der Abſtand zwi„ſchen ihnen und uns. Hier lernen wir die „Unermeßlichkeit jenes Weſens, welches durch „dieſe ungeheuren Räume eine ſo unendliche „Menge von Körpern ausgeſtreuet hat, deren „jeder — das dürfen wir ſicher vorausſe„zen — Syſtemen zugehört, die eben ſo voll„kommen ſind, als unſre Welt. Denn ſelbſt der „kleinſte Funken im der ſchimmernden Milch„ſtraße macht vielleicht dieſer unſrer Sonne „den Rang ſtreitig; die jezt in voller Herr„lichkeit hervorgeht, uns neues Daſeyn giebt, „uns mit neuer Lebenskraft beſeelt, und uns „die Gottheit gegenwärtiger fühlen läßt.

„Erſtaunenswürdiges Geſtirn! Strah„lende Quelle der Lebenswärme, Mutter des

„Ta-

„Tages! — Sanfte, milde Flamme, und „doch wie durchdringend, wie wirkſam! Wie „allgemein verbreitet, welch eine ungeheure „Subſtanz; und doch, wie in ſich ſelbſt ge„ſammelt, und in glühender Maſſe im Mit„telpunkt dieſer Planetenwelt befeſtigt! — „Mächtigſtes Weſen! herrliches Ebenbild und „Repräſentant des Allmächtigen? Regent der „Körperwelt! Von unvergänglicher Annehm„lichkeit, nie alternder Jugend! Schönes, „liebliches, kaum ſterbliches Geſchöpf! durch „welche geheime Kanäle fließt die Nahrung „dir zu, die dich immer in unermüdeter „Kraft, in unerſchöpfter Glorie erhält; unge„achtet jener ewig ausfließenden Ströme, jener „unaufhörlich ausgeſpendeten Lebensſchäze, wo„mit du die Welten um dich her erleuchteſt „und beſeelſt? —

„Um ſie her vollbringen alle Planeten, „mit dieſer unſrer Erde, theils einzeln, theils „von Trabanten begleitet, ihren unermüde„ten Lauf; alle durch Licht und belebende „Wärme von ihr beſeligt. Zu ihr hin, als „zu ihrem Mitlelpunkt, reißt ein mächtiger „Zug ſie fort; aber zum Glück erhält ein an„drer eben ſo mächtiger Zug ſie in ihrer himm-

„liſchen Ordnung; und ſo rollen ſie im genaue-
„ſten Takt und Maaß ihren ewigen Tanz.

„Aber, o Du, Urheber und Lenker dieſer
„mannigfaltigen Bewegungen! Höchſter und
„einziger Beweger, deſſen unerreichte Kunſt die
„rollenden Sphären regieret, und dieſe ungeheu-
„ren Weltkörper in ihrem nie ermattenden Lauf
„erhält! Weiſer Hausvater, mächtiges Ober-
„haupt, dem alle Elemente und Kräfte der
„Natur dienſtbar ſind! Wie haſt du dieſe krei-
„ſenden Welten belebt? Welche Kraft, welche
„Seele ihnen eingehaucht? Welch einen
„Schwung ihnen mitgetheilt? Oder wie ſie
„in den flüßigen Aether hingeworfen, wo du
„ſie forttreibſt, wie mit dem Hauch lebendi-
„ger Winde, deine immer thätigen unermü-
„deten Diener in dieſem labyrinthiſchen, all-
„gewaltigen Werk!

„So groß iſt die Macht, welche dieſe
„ungeheuren Syſteme zuſammenhält, ſie ſchützt
„und bewahrt, daß kein Körper dem andern
„zu nahe komme, und die ſchöne Ordnung
„zerrütte. So wunderbar wird die ſchwere
„Kugel, unſre Erde, in ihrem jährigen Um-
„lauf gelenkt; indem ſie zugleich ſich täglich
„um ihren eignen Mittelpunkt wälzt: unter-
„deß der folgſame Mond, mit zwiefacher Ar-

„beit,

„heit, monatlich dieſe unſre größere Kugel
„umreiſt, zugleich die Bewegung ſeines Haupt-
„planeten begleitet, und ſo gemeinſchaftlich
„mit ihm der Sonne huldigt.

„Und doch iſt dieſe Erdkugel, dieſes Men-
„ſchenbehältniß, von viel engerem Umfange,
„als ſelbſt andre ihrer Reiſegefährten in un-
„ſerm Syſtem. Wie klein muß ſie uns denn
„nicht erſcheinen, gegen das gewaltige Sy-
„ſtem ihrer eignen Sonne! Und wie klein, oder
„gar nichts, gegen jene unzählbare Syſteme
„anderer ſichtbarer Sonnen! Und doch, welch
„ein unermeßlicher Körper ſcheint ſie uns nicht,
„gegen dieſen unſern menſchlichen Leib, dieſes
„erborgte Ueberbleibſel ihrer immer wechſeln-
„den, immer verwandelten Oberfläche! aber
„beſeelt durch einen erhabenen himmliſchen
„Geiſt, der uns zu dir, unſern himmliſchen
„Vater, Mittelpunkt der Seelen, Sonne der
„Geiſter, hinzieht; eben ſo natürlich hinzieht,
„als jeden irdiſchen Körper ſeine Schwerkraft
„zum Mittelpunkt der Erde. — O mögten
„wir nur ohne Abweichung, unabänderlich
„dieſem Zuge folgen! — doch du allein ſchaffſt
„Ordnung aus der Verwirrung der Körper-
„welt, du allein wandelſt die Zwietracht raſt-
„loſer, kämpfender Elemente in friedliche Ein-

„tracht,

„tracht, in Harmonie und Schönheit der „ewigblühenden Schöpfung. Eben ſo kannſt „du auch aus dieſen mißhellenden Bewegun„gen vernünftiger Geſchöpfe Ordnung und „Harmonie hervorrufen, alles zu ſeiner Zeit „und auf die beſte Art in Ruhe bringen; al„les zum Wohl und zur Vollkommenheit des „Weltganzen, deines allguten, allvollkomm„nen Werks, hinlenken.“ —

Hier brach er wieder ab, und ſah mich an, als ob er erwartete, daß ich reden würde. Als er ſah, daß ich immerfort ſchwieg, und in der Stellung tiefſinnigen Nachdenkens blieb, ſagt' er mit einer Miene voll Verwundrung: Wie, Philokles! was heißt das, daß Sie mich ſo, ohne die geringſte Unterbrechung, in eins weg fortreden laſſen? Haben Sie denn auf einmal Ihrer ſkeptiſchen Philoſophie abgeſagt, daß Sie mirs erlauben, ſo nach Herzensluſt in dieſen ätheriſchen Räumen, dieſen Regionen der Einbildungskraft, wohin meine zügelloſe Fantaſie oder meine Leichtgläubigkeit mich fortreißt, herum zu ſchwärmen? Ich wünſchte, Sie hätten beſſer Acht auf mich; und wiſſen Sie, mein Philokles, nie würd' ich mich bey Ihnen dieſem Enthuſiaſmus überlaſſen haben, hätt' ich nicht ſicher darauf ge-

rechnet, daß Sie ihn ein wenig beſſer im Zaum halten würden.

Ich ſehe alſo, ſagt' ich, indem ich mich aus meiner tiefſinnnigen Stellung aufrafte, ich ſoll Ihnen den nehmlichen Dienſt thun, als jener Muſikus, den ein gewiſſer alter Redner immer zur Hand hatte; er gab feurige Töne an, ſo bald er merkte, daß der Redner zu ſinken anfieng, und beſänftigte ihn wieder, wenn ſein ungeſtümer Geiſt einen gar zu hochfliegenden Schwung nahm.

Sie habens getroffen, verſezte Theokles; und daher werd' ich nicht eher fortfahren, als bis Sie mir verſprochen haben, mich, ſo bald ich auszuſchweifen anfange, beym Ermel zu zupfen.

Sey's, ſagt' ich; hier haben Sie mein Wort.

Aber wie, wenn ich anſtatt mich in meiner Begeiſterung zu hoch zu verfliegen, matt und kriechend werden ſollte; was für Töne wollen Sie dann anſtimmen, mir einen höhern Schwung zu geben?

Das wird ſchwerlich Gefahr haben, ſagt' ich. Ihre poetiſche Ader iſt viel zu voll und reich, und Ihr Enthuſiaſmus wird Sie auch nicht leicht im Stich laſſen. Ueberdem wird Ihr Gegen-

ſtand

ſtand ſowohl, als Ihre Dichterſprache Ihnen forthelfen. Ihre poetiſche Proſe wird mir, beſonders in dieſer ländlichen Scene, ſo viel werth ſeyn, als das beſte Schäfergedicht. Denn in meiner jezigen Stimmung hör' ich Sie eben ſo gern in ihrem Enthuſiaſmus die Geſtirne und Elemente anrufen, als einen verliebten Schäfer, der ſeiner Heerde ſein Leiden klagt, und Wälder und Felſen den Namen ſeiner Göttinn wiederhallen läßt. — Fangen Sie alſo an, fuhr ich dringend fort, fangen Sie wieder an, und führen Sie mich kühn durch Ihre Elemente. Sollt' ich irgend Gefahr merken, ſey es auf der einen oder der andern Seite, ſo verſprech' ich, Sie gleich zu warnen.

So laſſen Sie uns denn, ſagt' er, mit dieſem unſern Element, der Erde, den Anfang machen, die dort vor uns im Thal der frühgeſchäfftige Landmann mit ſo vielem Fleiß bearbeitet. — „Unſelige, raſtloſe Menſchen, „die ihr zuerſt dieſe friedlichen Arbeiten, dieſe „ſtillen ländlichen Tagewerke, mit ſo großer, „reiner Luſt verknüpft, verſchmählet! Welcher „Stolz, welche Ehrſucht brütete dieſe Verach„tung? Daher alle jene verderblichen Uebel eures „Geſchlechts! Das Ungeheuer, Ueppigkeit,

„ekelnd

„ekelnd vor einfacher, geſunder Nahrung,
„durchſtreift Seen und Länder, und plündert
„den Erdkreis. Sinnreich, ſein Elend zu
„ſchaffen, erfindet der Menſch ſelbſt die Mittel
„ſich zu plagen, und häuft mit eigner Hand
„die Laſt ſeiner Mühſeligkeiten, ängſtlicher
„Sorgen und Bekümmerniſſe. Nicht zufrie-
„den, den geſunden, wohlthätigen Boden
„dieſer Erde zu ſeinem Gebrauch zu bauen,
„gräbt er noch tiefer, und durchwühlt ihre
„Eingeweide auf eingebildeten Reichthum er-
„picht.

„Hier findet unſre Wißbegierde Minera-
„lien von mancherley Art, die in ihrer einfa-
„chen Zuſammenſezung nicht weniger von gött-
„licher Kunſt offenbaren, als die künſtlichſten
„Werke der Natur. Einige derſelben ſind er-
„ſtaunlicher Verwandlungen fähig; andre eben
„ſo hart und unwandelbar, kaum durch Feuer
„oder die äußerſte Gewalt der Kunſt zu zerſtö-
„ren oder zu verändern. So mannichfach
„ſind die Gegenſtände unſrer Betrachtung,
„daß bloß das Studium dieſer unanſehnlichen
„Theile der Natur in der Unterwelt den forſch-
„begierigſten Köpfen, die dergleichen Unterſu-
„chungen gern ihr ganzes Leben widmen, un-
„erſchöpfliche Materie zur Beſchäfftigung dar-
„reicht.

„reicht. — Allein die giftigen Dünſte, wel„che die Erde aus dieſen finſtern Höhlen aus„haucht, wo ſie ihre Schäze verbirgt, ver„gönnen dem vorwizigen Sterblichen nicht „lange, ſeine Forſchbegier ohne Lebensgefahr „zu befriedigen.

„Welch eine Freude für diejenigen, die le„bendig aus dieſen Abgründen wieder herauf„ſteigen, eine reinere Luft zu athmen! das er„quickende Licht des Tages zu ſehen! den „fruchtbaren Boden zu betreten! Wie froh „betrachten ſie die Oberfläche der Erde, ihre „Wohnung, erwärmt und belebt durch die „Sonne, und gemäßigt durch den friſchen, küh„len Hauch fächelnder Winde; dieſe geben den ru„henden Pflanzen Bewegung, reinigen und lüf„ten die unthätige Erde. Und wenn die Sonne „dicke Wolken von Dämpfen und Dünſten aus „ihr aufzieht, ſo geſchieht es bloß, um die „ungeſunden Theile zu verarbeiten, zu läutern, „und ſie der immer regen Luft anzuvertrauen, „welche ihnen bald ihren wirkſamen belebenden „Geiſt mittheilt, und ſie dann veredelt, in „lieblichen Winden, oder in erquickendem Thau „und befruchtendem Regen, der Erde wieder„giebt. Eben dieſe Luft, in ſteter Bewegung „um die gewaltige Maſſe, dringt in ihre feinſten

„Zwi-

„Zwiſchenräumchen ein, und beſchwängert das „Ganze: und beides Sonne und Luft geben „gemeinſchaftlich dieſer Mutter Erde ſolche Le„benskraft, daß, ungeachtet ſie unaufhörlich „gebiert, ihre Geſundheit noch immer ſo ſtark, „ihre Schönheit ſo blühend, und ihr Anblick „ſo bezaubernd iſt, als da ſie zuerſt aus den bil„denden Händen ihres Schöpfers hervorgieng.

„Wie ſchön iſt nicht das Waſſer! Schwer, „flüßig und durchſichtig: ohne die Schnell„kraft und ausdehnende Gewalt der Luft; „aber nicht ohne Thätigkeit. Widerſpenſtig „und unbändig, wenn es zuſammengepreßt „wird, verleugnet es gern ſeine Kräfte, und „folgt mit bereitwilligem Fluß der lenkenden „Hand, wohin ſies auch führt! Alldurchdrin„gend löſet es die grobe Erde auf, ſezt die „verwickelten ſtockenden Körper in Freyheit, „bringt ſie in freundſchaftliches Verkehr, und „ſezt die aufrühriſchen irdiſchen Theilchen in „Gährung, deren glücklicher Zwiſt dann bald „in genaueſter Eintracht endet, und die man„cherley Formen hervorbringt, welche die Er„de ſchmücken. Wie unermeßlich ſind die Ab„gründe des Meers, die unerſchöpflichen Vor„rathskammern dieſes weichen Elements, „woraus Sonne und Winde es aufziehen, und

„in

„in Gewölken aufthürmen! Dieſe zerfließen „dann bald in Regen, tränken den durſtenden „Boden, geben Nahrung den Quellen und „Flüſſen, dieſer Freude benachbarter Gefilde, „dieſer ſüßen Erquickung aller Lebendigen.

„Aber wo ſollen wir den Quellen des Lichts „nachforſchen? oder in welchen Ocean die „leuchtende Materie, ſo weit verbreitet durch „die unermeßlichen Räume, die ſie ausfüllt, „zuſammenfaſſen? Welchen Wohnſitz ſollen „wir jenem wilden Element, dem Feuer, an„weiſen, zu raſtlos, als daß es ſich in den „Umfang der Sonne einſperren ließe, da es „ſelbſt die innerſten Eingeweide der trägen Er„de durchdringt. Die Luft ſelbſt unterwirft „ſich ihm, dient ihm zum Werkzeuge. Selbſt „dieſe unſre Sonne, mit allen jenen zahlloſen „Geſtirnen, dem funkelnden Himmelsheer, „ſcheinen daher den nie verſiegenden Zufluß zu „bekommen, der unaufhörlich ihre Pracht und „Glorie unterhält. Die unſichtbare ätheri„ſche Subſtanz durchdringt beides flüßige und „feſte Körper, und iſt durch das ganze Weltall „verbreitet. Sie brütet den kalten, trägen, „feſten Klumpen, und erwärmt ihn bis zum „Mittelpunkt. Sie bildet die Mienerale; „giebt Leben und Wachsthum den Pflanzen;

„facht

„facht in der Bruſt lebendiger Geſchöpfe eine „ſanfte, unſichtbare, belebende Flamme an; „baut, beſeelt, und nährt die unendlich man„nichfaltigen Formen; indem ſie jene ſchwe„flichten, brennbaren Materien, aus denen ſie „zuſammengeſezt ſind, zu ihrem Nuzen bald „ſpart, bald aufwendet. Allenthalben wohl„thätig und gütig, erhält ſie immer dieſen „glücklichen Frieden, dieſe Eintracht, ihren „feſtgeſezten eigenthümlichen Geſezen gemäß. „Aber ſind dieſe einmal durchbrochen, ſo nimmt „das entfeſſelte Weſen dann unbändig und zü„gellos ſeinen Lauf. Unaufhaltſam ſtürzt es „durch die unglückliche Oeffnung, bricht in „ſichtbare wüthende Flammen aus, geht „triumphirend über zertrümmerten Körpern „einher, verwandelt Alles in ſich ſelbſt, und „zerſtört jezt jene Syſteme, die es vorher „ſelbſt gebildet hatte. So geſchiehts dann“ —

Hier hielt Theokles plözlich ein, weil er ſich einbildete, ich ſtrecke ſchon meine Hand aus, ihn beym Ermel zu zupfen.

O Philokles, ſagt' er, es iſt gut, daß Sie mich erinnern. Ich wurde zu warm, merk' ich; und das war in dieſem heißen Element leicht möglich. Vielleicht hätt' ich hier noch geheimnißvoller geredt, wären Sie nicht

einer von denen, deren Gedanken nur in den ſanften Flammen der Liebe geübt ſind. Sie hätten vielleicht Wunder in dieſer Art gehört: „Wie alle Dinge aus dieſem Element ihr Da„ſeyn empfangen, und wie ihr edelſtes Ziel „ſey, hierinn verſchlungen, verzehrt und auf„gelöſt zu werden.“ — Aber in dieſem hohen Fluge hätt' ich vermuthlich nicht wenig Gefahr gelaufen, mir die Flügel zu verbrennen.

In der That, ſagt' ich, Sie hätten mit Recht das Schickſal des Ikarus für Ihre Verwegenheit erwarten können. Doch, dies wars nicht, was ich beſorgte. Denn Sie waren ſchon über alle Gefahr hinaus; und mit dieſem verzehrenden Element auf ihrer Seite, hatten Sie nicht nur die Sonne ſelbſt, ſondern Alles, was ihnen ſonſt im Wege ſtund, übermeiſtert. Ich fürchtete, es mögte am Ende gar auf eine allgemeine Feuersbrunſt hinauslaufen; und wahrhaftig, ich ſah nicht, wie es dann um unſern allgemeinen Genius ausſehen würde.

Ich freue mich, Philokles, ſagt' ich, daß dieſer Ihnen jezt ſo ſehr am Herzen liegt. Aber wenn Sie jene periodiſche Feuersbrunſt meynen, wovon einige Philoſophen reden, ſo ſeyn Sie ſeinetwegen nur ganz unbeſorgt.

Denn

Denn da würde unſer Genius nothwendig Alles in Allem ſeyn. In jenen Zwiſchenzeiten der Schöpfung, da kein Weſen außer dem göttlichen Geiſt vorhanden war, war Alles Gottheit: Alles war nur dies Eine; ganz in ſich ſelbſt geſammelt, ſubſiſtirte es, ihrer Meynung nach, dann auf eine viel einfachere und vollkommnere Art, als da es ſich ſo ſehr vervielfältigte, andre Weſen außer ſich hervorbrachte, und ſich ſolchergeſtalt in dieſer unendlichen mannichfaltigen Karte der Natur, dieſer ſchönen ſichtbaren Welt entwickelte.

Das mag ſeyn, unterbrach ich ihn. Ich für meine Perſon aber ſehe die Gottheit weit beſſer in dieſer Entwickelung, als in jenem eingewickelten, einſiedleriſchen Zuſtande vor der Schöpfung, und wünſchte daher, Sie giengen jezt die Karte der Natur noch ein wenig weiter mit mir durch; beſonders wenns Ihnen beliebte, ſich von Ihrem hohen Fluge herabzulaſſen und auf dieſem kleinen Fleck unſrer Erde auszuruhen, wo es mir nicht ſo viel Mühe machen würde, Ihnen allenthalben, wohin Sie mich führen mögten, zu folgen.

Gut, verſezt' er, Sie mögen mich immerhin an dieſe träge Erde anfeſſeln, aber die Flügel der Fantaſie dürfen Sie mir doch nicht beſchnei-

beſchneiden. Wie kann ich ſonſt mit Ihnen von Klima zu Klima, von Pol zu Pol, von der heißen Zone zur kalten fliegen?

O, ſagt' ich, dazu mögen Sie den Pegaſus der Dichter, oder den geflügelten Greif gebrauchen, den ein neuerer Italieniſcher Dichter einem ſeiner Helden giebt: Doch unter der Bedingung, daß ſie mir damit nicht, wie jener, in den Mond fliegen; ſondern ſich immer ganz nahe an unſrer Erde halten.

Nun, weil Sies ſo haben wollen, erwiederte Theokles, ſo laſſen Sie uns erſt die ödeſten und unvollkommenſten Theile unſrer Karte beſuchen, und ſehen, wie Ihnen der Anblick gefällt. — „Wie ſchief und matt blickt „die Sonne nach jenen, ſo weit von ihr ent„legnen Ländern hin! Wie langweilig und freu„denleer ſind dort die Winter! Wie ſchwarz „das Grauen der Nacht, wie wenig erfreu„lich ſelbſt das Tageslicht! Schneidende Win„de blaſen unermüdet, unerſchöpft ihren er„ſtarrenden Hauch aus. Das Meer, anders„wo kaum in ſeinen Ufern zu halten, liegt hier „in kryſtallenen Gewölben eingemauert. „Schnee bedeckt die Berge, und füllt die nie„drigſten Thäler. Wie weit und tief ruhet „er auf den Ebnen, verbirgt die ſchlafenden

„Flüſſe,

„Flüſſe, die Geſträuche und Bäume, die Höh-
„len der Thiere, und die Wohnungen trübſe-
„liger, hülfloſer Menſchen! — Siehe, wie
„liegen ſie da, eingeſperrt, mit Mühe geſi-
„chert vor der grimmigen Kälte, oder den An-
„griffen wilder Thiere, die nun, durch Hun-
„ger aus den nacketen Wäldern verjagt, das
„öde Feld beherrſchen. — Dennoch nicht
„muthlos — ſo viel vermag der Menſch zu
„ertragen! — ſondern verſorgt durch Kunſt
„und Klugheit, dieſen gnädigen, vergütenden
„Geſchenken des Himmels, ſehen ſie, und ihre
„Heerden, ruhig einer Erlöſung entgegen.
„Denn endlich nähert ſich ihnen die Sonne,
„zerſchmilzt den Schnee, ſezt den ſchmachten-
„den Menſchen in Freyheit, und giebt ihm
„Zeit und Mittel, ſich gegen die Wiederkehr
„der Kälte zu verſorgen. Sie zerbricht die
„Eisfeſſeln des Meers; wo mächtige Seeun-
„geheuer mit Waffen, die den kryſtallnen Fel-
„ſen gewachſen ſind, die ſchwimmenden In-
„ſeln durchbrechen; unterdeß andre, die ſo
„groß als Inſeln ſcheinen, durch ihre Größe
„allein gegen Alles gewaffnet ſind, außer ge-
„gen den Menſchen; deſſen Obermacht über
„Geſchöpfe von ſo ungeheurer Größe und
„Stärke, ihn ſein Vorrecht der Vernunft
„ſchä-

„ſchäzen lernen, und ihn zwingen ſollte, in „Demuth den groſʒen Werkmeiſter dieſer wun„derbaren Maſchienen, und den Urheber ſei„ner eignen alle Geſchöpfe beherrſchenden Weis„heit, anzubeten.

„Doch fort von dieſen trübſeligen Erdſtri„chen, welche die Sonne ſo wenig begünſtigt, „und hin zu jenen ſeligeren Gegenden, wo ſie „gnädiger herabblickt, und ewigen Sommer „ſchaft. Welch eine ganz andre Scene! Ihr „reineres Licht blendet den ſchwachſichtigen „Menſchen; von ihren heiſʒeren Strahlen ver„ſengt, kann er kaum den glühenden Boden „betreten. Die Luft die er athmet, mäſʒigt „das Feuer nur wenig, das in ſeinem pochen„den Buſen kocht. Sein Leib zerflieſʒt vor „Hize. Erſchöpft und ohnmächtig ſucht er „den Schatten, und ſehnt ſich nach der küh„len Erfriſchung der Nacht. Doch giebt der „gütige Schöpfer ihnen auch oft andre Erfri„ſchungen. Er zieht einen Schleyer von Wol„ken über ſie, und regt kühle Lüfte: erquickt „und geſtärkt durch dieſe, ſezen Menſchen „und Thiere ihre Arbeiten fort; und erfriſcht „durch Thau und Regen, ertragen die lachen„den Pflanzen froh die heiſʒeſten Sonnen„ſtrahlen.

„Und

„Und hier öffnet ſich die abwechſelnde Sce„ne zu neuen Wundern. Wir ſehen ein Land, „reich an Edelgeſteinen, aber noch reicher an „aromatiſchen Spezereyen. Wie gravitätiſch „wandeln dort die größten der Landgeſchöpfe „an den Ufern dieſes ſchönen Fluſſes! Wie „ſchwer ſind ihre Waffen, wie gewaltig ihre „Stärke, nebſt einem Muth und einem Ver„ſtande, dem kein anderes Thier gleich kömmt! „Und doch werden ſie durch den Menſchen ge„zähmt, und abgerichtet ſeine Schlachten zu „fechten, mehr Bundsgenoſſen, als Skla„ven. — Aber kleinere, noch wunderbarere „Gegenſtände ziehen jezt mein Auge an ſich; „die unzählbaren gefräßigen Inſekten auf den „Bäumen dieſer weiten Ebnen. Wie glän„zend, ſtark und dauerhaft ſind die feinen Fä„den, aus ihrem künſtlichen Munde geſpon„nen! Wer anders, als der Allweiſe, *hat* ſie „gelehrt, ſich die ſchönen, weichen Gehäuſe zu „weben, in denen ſie, eingeſchloſſen und be„graben, doch immer noch lebendig, eine ſo „erſtaunliche Verwandlung erfahren; wenn „der Menſch ſie nicht zerſtört, der ſich kleidet „und ſchmücket mit den Arbeiten dieſer ſchwa„chen Geſchöpfe, und ſtolz iſt, einen ſo un„rühmlichen Raub zur Schau zu tragen? Wie

„präch-

„prächtig ausſtaffiert, wie bunt und glän=
„zend geſchmückt ſind alle jene mannichfalti=
„gen Inſekten, die ſich von den andern Pflan=
„zen dieſer warmen Gegend nähren! Wie
„ſchön die Pflanzen ſelbſt in allem ihren man=
„nichfaltigen Wuchs und Bau, von der ſtol=
„zirenden Palme bis zum kriechenden Mooſe
„herab!“

„Und nun ſeh' ich jenes ſelige Land, wo
„köſtlicher Gummi und Balſam von Bäumen
„herabfließt, wo die Natur ihre auserleſenſten
„Früchte hervortreibt. Wie zahm und lenk=
„ſam, wie ausdaurend geduldig gegen Arbeit
„und Durſt ſind jene hohen Geſchöpfe, die
„ſchwerbeladen, mit erhabnen Haupt, ſich
„durch dieſe ausgedörrten, unfruchtbaren
„Sandwüſten führen laſſen! Ihre Geſtalt und
„Gemüthsart zeigt, daß ſie von der Natur
„zur Unterwerfung, zum Dienſt des Menſchen
„gemacht ſind. Wie ſehr ſollt' ihn dies leh=
„ren, ſeine Bedürfniſſe, und die Güte der
„Gottheit, die allen ſo reichlich abhilft, zu
„erkennen.“

„Aber ſiehe! nicht weit davon das frucht=
„barſte der Länder, gewäſſert und genährt
„durch einen freundſchaftlichen wohlthätigen
„Strom, der, eh' er ſich ins Meer ergießt, ſich
„in

„in viele Arme vertheilt, um den reichen, fet-
„ten Dünger, den er ſo freygebig, ſo zu ge-
„höriger Zeit den benachbarten Ebnen ſchenkt,
„deſto gleicher auszutheilen. — Schönes
„Bild der fruchtbaren, allüberfließenden Na-
„tur, die mit einer Ueberſchwemmung von
„Wohlthaten alle Dinge beſeligt, und gleich
„einer zärtlichen Mutter, aus unzähligen
„Brüſten die nährende Milch in tauſend Strö-
„men ihren frohlockenden Kindern zufließen
„läßt! — Unzählig ſind die zweydeutigen Ge-
„ſchöpfe und unbekannten Geſchlechter, die
„aus dem ſchlammigen Strome trinken: es
„ſey nun, daß mancherley Thiere, die, ihren
„heißen Durſt zu löſchen, die verbrannten
„Wüſteneyen verlaſſen, durch vermiſchte Be-
„gattung eine Brut von Ungeheuern zeugen,
„oder daß durch die belebende Wärme der
„Sonne (wie man ſagt) aus dem gährenden
„Schlamm neue Geſchöpfe gebildet werden,
„und aus dem fruchtbaren Schooß des Fluſ-
„ſes hervorgehen. — Siehe da den berüch-
„tigten Tyrannen des Stroms, das Schre-
„cken ſeiner Ufer! wenn der amphibiſche Räu-
„ber plözlich in ſeiner ganzen gräßlichen Ge-
„ſtalt erſcheint, ſeine Waſſerhöhle verläßt,
„aus der Tiefe heraufſteigt, und mit fürchter-
„licher

„licher Behendigkeit die zitternden Fluren „durchſtreift. Der Reiſende betrachtet mit „Erſtaunen den ungeheuren Körper, aus ei„nem ſo kleinen Ey entſprungen. Mit Grau„ſen erzählt er von des Unthiers grauſamer „argliſtiger Natur: wie es mit blutdürſtiger „Heucheley und falſchen Thränen die Ein„falt berückt, Zärtlichkeit und hülfreiches „Mitleiden erweckt, und dann mit frommen „Betruge mordet. — Trauriges Sinnbild je„ner geiſtlichen Peſt, des blutdürſtigen Aber„glaubens! auf dieſem Boden erzeugt, wo „zuerſt die Religion ungeſellig ward, und un„ter verſchiednen Glaubensgenoſſen wechſelſei„tigen Haß und Abſcheu vor den Tempeln der „fremden Gottheit brütete. Die Seuche griff „bald weiter um ſich: Nationen die ſich jezt „einander als Feinde der Gottheit verab„ſcheuen, fallen ſich mit grauſamerer Wuth „an, und vergeſſen über der Sache der Reli„gion der Menſchlichkeit: der wilde Reli„gionseifer, mit ſanftmüthiger, frommer „Miene, richtet entſezliches Blutvergießen an; „und um des Himmels willen — abſcheuli„cher Deckmantel! — verwüſtet er die Er„de! —

„Doch fort von dieſen Ungeheuern —
„wollte Gott, wir könnten ſie ewig hier an-
„feſſeln! — Voll Abſcheu vor dem entſezlich
„fruchtbaren Boden, eil' ich den unabſehba-
„ren Wüſteneyen dieſer Gegenden zu. So
„gräßlich und fürchterlich ſie uns ſcheinen, ſo
„fehlt es ihnen doch nicht an eigenthümlicher
„Schönheit. Auch die Wildniß hat ihre An-
„muth. Wir ſind da gleichſam mit der Na-
„tur ganz allein. Wir ſehen ſie in ihrer ver-
„borgenſten Einſamkeit, und betrachten ſie
„mit größerem Entzücken in dieſen natürlichen
„Wüſteneyen, als in den künſtlichen Labyrin-
„then und nachgeahmten Wildniſſen königli-
„cher Gärten. Die Inhaber dieſer Gegen-
„den, die ſchuppigen Schlangen, die wilden
„Raubthiere, und giftigen Inſekten, ſo ſehr
„die menſchliche Natur mit Recht vor ihnen
„erſchrickt und zurückbebt, ſind doch ſchön an
„ſich ſelbſt, und geſchickt unſre Gedanken voll
„Bewunderung zu jener göttlichen Weisheit
„zu erheben, die ſo weit über unſern engen
„Geſichtskreis erhaben iſt. Unfähig den
„Zweck und Nuzen aller Dinge in dieſer Welt
„zu erklären, ſind wir doch überzeugt von der
„Vollkommenheit des Ganzen, und von der
„Gerechtigkeit jener Oekonomie, zu welcher

„alle

„alle Dinge das ihrige beytragen, welcher „Alles untergeordnet iſt. In Beziehung auf „dieſe Oekonomie wird alles Häßliche ſchön, „alle Unordnung regelmäßig, alles Schädli„che heilſam, alles Gift Arzney und Wohlthat.

„Aber ſiehe! in weiter Ferne hebt der „mächtige Atlas ſein hohes Haupt, mit Schnee „bedeckt, über die Wolken! Unter dem Fuß „des Berges ſteigt das felſigte Land in Hügeln „empor, eine angemeßne Grundlage für die „gewaltige Maſſe über ihm; wo ungeheure „Felſen, des Gebirges Knochen, über einan„der gethürmt liegen, und das hohe Gewölbe „des Himmels zu unterſtüzen ſcheinen. — „Siehe! wie zitternd der Menſch mit ſchwan„kendem Fuß den ſchmalen Rand der tiefen „Schlünde betritt! Mit ſchwindelndem Grau„ſen blickt er in den Abgrund hinab, und „trauet ſelbſt dem Boden nicht, der ihn trägt; „denn er hört das hohle Getöſe des Gieß„bachs unter ihm, und ſieht den Sturz über„hangender Felſen, und fallende Bäume, die „mit ihren Wurzeln aufwärts gekehrt da hän„gen, und einen größeren Ruin nach ſich zu „ziehen drohen. Hier wird der gedankenloſe „Menſch, durch die Neuheit ſolcher Gegen„ſtände erſchüttert, zum Nachdenken geweckt,

„und

„und betrachtet mit Vergnügen die unaufhör„lichen Veränderungen der Oberfläche dieſer „Erde. Er ſieht, wie in einem Blick, die „Revolutionen verfloßner Jahrhunderte, die „flüchtigen Geſtalten der Dinge, und den al„ternden Verfall ſelbſt dieſer unſrer Erdkugel, „an deren Jugend und erſte Bildung er zu„rückdenkt, unterdeß die Trümmer und Ver„heerung des zerfallnen Gebirges, die er vor „Augen hat, ihm die Welt ſelbſt nur als eine „majeſtätiſche Trümmer darſtellt, und ihn an „ihre herannahende Kataſtrophe erinnert. — „Aber hier, mitten am Berge, nimmt ein „weites Revier von dickem Gehölze unſern er„müdeten Wanderer auf: er kömmt jezt un„ter die ewig grünen, ſchlanken Fichten, Tan„nen und edle Cedern, deren thürmende Gip„fel, wogegen die übrigen Bäume nur niedres „Geſträuch ſind, ſich im Himmel zu verlieren „ſcheinen. Und hier befällt ein ganz andres „Grauen den beſchirmten Wanderer; denn „kaum dämmert ihm der Tag in den tiefen „Schatten des fürchterlichen Waldes, der ſich „über ihm dicht verſchließt, und Finſterniß „und ewige Nacht umher verbreitet. Das „ſchwache, trübe Licht iſt grauenvoll, wie die „Schatten der Nacht: und die tiefe Stille

„feſſelt dem Menſchen die Zunge, geſchreckt „durch den rauhen Widerhall jedes Tons in „den weiten Höhlen des Waldes. Hier ſezt „uns der bloße Raum in banges Erſtaunen: „die Stille ſelbſt ſcheint uns ſchwanger; eine „unbekannte Gewalt wirkt auf unſern Geiſt, „und zweifelhafte Objekte ſchweben vor den „wachſamen Sinnen. – Unſer Ohr oder unſre „Fantaſie, hört geheimnißreiche Stimmen: „und Gottheiten von mancherley Geſtalt ſchwe„ben vor unſerm Auge, und erſcheinen uns „nie ſichtbarer, als hier in dieſen heiligen „Hainen, dieſen erſten Gottestempeln und Re„ligionspflegerinnen der Vorwelt. Ja, wir „ſelbſt, die wir allenthalben in ſo viel deut„lichern, helleren Zügen die Gottheit leſen „können, wählen lieber dieſe dunkleren Oer„ter, um jenes geheimnißvolle Weſen zu ent„ziffern, welches ſich unſern ſchwachen Augen „am beſten unter einem Schleyer von Wolken „zeigt.“ —

Hier hielt er eine Zeitlang ein, und warf ſeine Augen herum, die vorher unbeweglich zu ſeyn ſchienen. Er nahm eine ruhigere, offnere, freyere Miene an, und ich ſah daraus, wie aus verſchiednen andern Zeichen, leicht, daß es mit unſern Beſchreibungen zu Ende

war;

war; und daß Theokles, ich mögte wollen oder nicht, jezt willens ſey, von dem Erhabnen Abſchied zu nehmen: denn der feyerliche Morgen war nun vorbey, und der Mittag näherte ſich.

Zweyter Abſchnitt.

Mich dünkt, Philokles, ſagt' er mit vertraulicherm Ton, wir thäten beſſer, jene ungeſelligen Oerter, wohin unſre Fantaſie uns verſezt hat, zu verlaſſen, und zu uns ſelbſt, in unſre umgänglicheren Wälder, unſer gemäßigteres Klima zurückzukehren. Hier ſchadet uns keine brennende Hize, keine ſtarrende Kälte; hier ſchrecken uns keine Abgründe, kein Felſengetöſe. Hier dürfen wir vor unſrer eignen Stimme nicht zurückfahren, hier, wo wir die frohen Lieder der gefiederten Sänger des Waldes hören, und der Widerhall uns ſo wenig ſchreckt, daß er uns vielmehr zum Reden einladet.

Ich geſteh' es, ſagt' ich, jene ausländiſchen Nymphen — wo ſich anders in jenen wundervollen Wäldern dergleichen aufhalten — ſind viel zu feyerliche Schönheiten, als daß ſie mir gefallen könnten. Unſre vertraulich herablaſſenden einheimiſchen Nymphen

ſind

ſind weit mehr nach meinem Geſchmack. Bey alle dem aber iſt mirs doch nicht lieb, daß Sie ſo auf einmal abbrechen, da wir eben die halbe Welt durchgewandert ſind, und uns weiter nichts fehlt, als auch nach Amerika auf dem Rückwege mitzunehmen. Was Europa anlangt, ſo hätt' ich Ihnen gern die Beſichtigung deſſelben erlaſſen, da es uns wohl nur wenig Mannichfaltiges darbieten mögte; nicht zu gedenken, daß es ſchwer halten würde, es aus irgend einem Geſichtspunkte zu betrachten, wo uns nicht immer ſeine politiſche Geſtalt in den Weg käme; und die mögte uns in unſerm philoſophiſchen Fluge nur gar zu ſehr ſtören. Aber was die neue Welt betrifft, ſo begreif' ich nicht, warum Sie ſo erhabne Gegenſtände, als ſich dort finden, übergehen; wofern nicht etwa das Gold und Silber, dem Sie ſo bitterfeind ſind, Sie von einem Lande zurückſchreckte, das deſſen ſo voll iſt. Wär' es ſo leer von dieſen Metallen, als das alte Sparta, ſo hätten wir vermuthlich mehr von Peru und Mexiko gehört, als von ganz Aſien und Afrika. Wir hätten Thiere, Pflanzen, Wälder, Gebirge, Flüſſe geſehen, wunderbarer als alles von der Art, was wir jezt durchgegangen. Wie leid thut mirs, daß ich den

maje-

majeſtätiſchen Amazonenfluß verlieren ſoll! Wie leid —

Hier ſah ich ein ſo bedeutendes Lächeln auf Theokles Geſichte, daß ich aus Neugier einhielt, ihn zu fragen, was er dächte.

Nichts, ſagt' er; nichts, als den Gegenſtand ſelbſt, von dem Sie reden. — Fahren Sie fort — Ich ſehe, Sie werden ihn ſtatt meiner ausführen. Mein prophetiſcher Geiſt iſt über Sie gekommen. Und Philokles, der kalte, gleichgültige Philokles iſt nun auch ein Anbeter dieſer geheimnißvollen Schönheit geworden.

Es iſt wahr, Theokles, ſagt' ich, ich geſteh' es. Ihr Genius, der Genius des Orts, und der höchſte Welt-Genius haben endlich gewonnen. Ich werde nicht länger der ſüßen Leidenſchaft widerſtreben, die mich jezt hinzieht zu den Werken der Natur, wo weder Kunſt, noch Laune oder Grille des Menſchen ihre ächte Ordnung verkehrt, ihren urſprünglichen Zuſtand verderbt hat. Selbſt ſchroffe Felſen, bemooſte Höhlen, unregelmäßige, ungekünſtelte Grotten, mit allen grauhaften Annehmlichkeiten der Wildniß, ſind deſto reizender für mich, je mehr ſie mir die Natur ſelbſt zeigen, und erſcheinen mir in einer Pracht, welche die

ſteifen Künſteleyen und Nachäffungen fürſtlicher Gärten bey weitem übertrifft. — Aber ſagen Sie mir, ich bitte Sie, woher kömmt es, daß außer einigen wenigen Philoſophen von Ihrem Schlage, keiner in dieſe Schöne verliebt iſt, keiner die Haine, die Bäche, die Seeküſten ſucht, als die armen Liebhaber menſchlicher Schönen?

Sagen Sie das nicht bloß von Liebhabern dieſer Art allein, verſezt' er. Denn, machens die Dichter, machens alle diejenigen, welche die Natur, oder die Künſte, ihre Nachahmerinnen, ſtudieren; kurz, machens alle Liebhaber, ſowohl der Muſen als der Grazien, nicht eben ſo?

Gleichwohl, ſagt' ich, werden Sie ſelbſt wiſſen, daß man alle dergleichen tiefſinnige, romantiſche Köpfe als Leute anſieht, die entweder ganz ihren Verſtand verloren haben, oder in Melancholie und Schwärmerey ſtecken, bis an die Ohren. Wir ſuchen immer, ſie von dieſen einſamen Oertern zurückzuhalten. Und ich muß geſtehen, daß ich oft, wenn ich merkte, daß meine Fantaſie dieſen Weg nahm, mich ſelbſt in Zaum hielt; denn ich dachte Wunder was mir zuſtieße, wenn ich von Gegenſtänden dieſer Art ſehr lebhaft gerührt wurde.

Kein

Kein Wunder, verſezt' er, daß wir nicht wiſſen, wie wir dran ſind, wenn wir, ſtatt des Weſens, einem Schatten nachlaufen. Denn dürfen wir dem trauen, was unſer Räſonnement uns gelehrt hat; ſo iſt Alles, was wir Schönes oder Reizendes in der Natur finden, nur ein ſchwacher Schatten jener erſten Urſchönheit. Da nun jede wahre Liebe bloß in der Seele ihren Siz hat, und nichts anders iſt, als Anſchauen der Schönheit, entweder in ſich ſelbſt, oder wie ſie ſich in den Gegenſtänden der Sinne unvollkommen offenbaret; wie kann die vernünftige Seele hierbey ſtehen bleiben, oder in dem ungereimten Vergnügen, welches bloß die Sinne rührt, Befriedigung finden?

Von jezt an alſo, ſagt' ich, werd' ich nicht weiter Urſach haben, mich vor jenen Schönheiten zu fürchten, die uns eine Art von Melancholie einflößen, wie z. B. jene ſchauerlich majeſtätiſchen Gegenſtände, die Sie vorhin ſchilderten, oder wie dieſe feyerlichen Haine. Von jezt an meid' ich nicht länger die ſchmelzenden Töne einer rührenden Muſik, fliehe nicht länger vor den bezaubernden Zügen des ſchönſten Menſchengeſichts.

Haben

Haben Sies wirklich in dieſer neuen Liebe ſo weit gebracht, verſezt' er, daß Sie verſichert ſeyn können, jedes Nachbild der Urſchönheit nie anders, als um des Originals willen, zu bewundern; keinen andern als Seelengenuß der Schönheit zu wünſchen: nun ſo ſeyn Sie unbeſorgt.

Das bin ich, und ich ſcheue mich nicht, für mich gut zu ſagen. Indeſſen wünſcht' ich doch, Sie ließen ſich über dieſen Irrthum, den Sie bey mir zu befürchten ſcheinen, etwas deutlicher heraus.

Iſt es Ihnen genug, wenn ich ſage, „daß „die Ungereimtheit darinn liegt, wenn man „den Genuß der Schönheit anderswo, als in „dem geliebten Gegenſtande ſelbſt ſucht?“

Die Wahrheit zu ſagen, die Sache iſt mir noch dunkel.

Nun, ſo ſtellen Sie ſich vor, guter Philokles, Sie wären von der Schönheit des Oceans bezaubert, den wir dort in der Ferne vor uns ſehen, und es käme Ihnen in den Sinn, Sie müßten ihn nun auch beherrſchen, müßten, wie irgend ein mächtiger Admiral, als Meiſter der See, einherſegeln; wäre der Einfall nicht ein wenig ungereimt? —

Wahr=

Wahrhaftig, ungereimt genug! das erſte, was ich nach dieſer Thorheit weiter vornehmen würde, wäre vermuthlich, daß ich mir ein Schiff miethete, und mich mit allen Hochzeitsfeyerlichkeiten, auf venetianiſche Manier mit dem Golfo vermählte, den ich dann vielleicht eben ſo gut mein nennen könnte.

Nenne ihn ſein, wer will, verſezte Theokles; Sie werden wenigſtens zugeſtehen, daß ein ſolches Vergnügen ganz von dem verſchieden iſt, welches das Anſchauen der Schönheit des Oceans natürlicher Weiſe gewährt. Der Doge, der als Bräutigam in ſeinem prächtigen Bucentaur auf dem Buſen ſeiner Thetis einherſchwimmt, genießt ihrer nicht halb ſo ſehr als der arme Hirt, der von einem hangenden Felſen, oder auf dem Gipfel eines hohen Vorgebirges, gemächlich ausgeſtreckt, ſeiner graſenden Heerde vergißt, und ihre Schönheit bewundert.— Doch, wir wollen lieber zu Hauſe bleiben, und die Frage etwas näher legen. Sezen Sie alſo den Fall, mein Theokles, das Vergnügen über den Anblick einer ſo ſchönen Gegend, als das reizende Thal zu unſern Füßen, machte Sie gleich begierig nach dem Eigenthum oder Beſiz des Landes ſelbſt. —

Dieſe

Dieſe habſüchtige Liebe verſezt' ich, wäre eben ſo ungereimt, als jene ehrſüchtige.

O Philokles! ſagt' er, darf ich Ihnen dies noch etwas näher legen? Und wollen Sie mir noch einmal folgen? Sezen Sie den Fall, Sie wären von der Schönheit dieſer Bäume, unter deren Schatten wir ruhen, bezaubert, wie Sie wirklich zu ſeyn ſcheinen, und wünſchten denn nichts ſo ſehr, als die Früchte derſelben zu koſten; Sie hätten nun auch einen ſo eignen Gaumen von der Natur bekommen, daß dieſe Eicheln oder wilden Beeren ihn eben ſo angenehm kizelten, als die Feigen oder Pfirſchen des Gartens, und ſie ſuchten alſo, ſo oft Sie dieſe Haine wieder beſuchten, die Annehmlichkeit derſelben darinn, daß Sie ſich mit dieſen neuen Leckerbiſſen ſättigten? —

Dieſer Geſchmack, verſezt' ich, wäre viehiſche Sinnlichkeit, und eben ſo ungereimt, meiner Meynung nach, als einer der vorigen.

Erinnern Sie ſich denn nicht bey dieſer Gelegenheit, ſagt' er, einer gewiſſen andern Art von reizenden Gegenſtänden unter uns, wo die Bewunderung der Schönheit uns leicht zu eben ſo ausſchweifenden Folgen verleiten kann.

Mir war wirklich bange, ſagt' ich, wo dies hinauslaufen würde, und ich fürchtete gleich,

gleich, Sie würden mich am Ende auf gewiſſe mächtige Schönheiten von menſchlicher Geſtalt zurückführen, die ein Heer von heftigen Begierden, Wünſchen und Hoffnungen in uns hervorrufen, welche ſich freylich mit ihrem vernünftigen, geläuterten Anſchauen der Schönheit nicht ſonderlich reimen. Das reizende Ebenmaß dieſer lebendigen Architektur, ſo bewundernswürdig es iſt, flößt doch nichts weniger ein, als Neigung zum Seelengenuß und zur Betrachtung. Je mehr wir es betrachten, deſto weniger werden wir durch bloßes Anſchauen befriedigt. Sey nun dasjenige, was uns hier Befriedigung gewährt, eine noch ſo diſproportionirte Wirkung, entſprech' es noch ſo wenig ſeiner Urſach; ſo mögen Sies verachten ſo ſehr Sie wollen, immer müſſen Sie doch geſtehen, daß es natürlich iſt. Sie ſind alſo, Theokles, ſo viel ich einſehe, jezt ein Ankläger der Natur geworden, weil Sie ein natürliches Vergnügen verdammen.

Fern ſey es von uns beyden, ſagt' er, eine Freude zu verdammen, die ein Werk der Natur iſt. Aber da wir von dem Vergnügen ſprachen, das dieſe Wälder und Ausſichten uns gewähren, verſtanden wir nicht ganz etwas anders darunter, als dasjenige, welches die

Thiere

Thiere genießen, die herumwühlen, und hier mit ihrer Nahrung ihre höchſte Glückſeligkeit finden? Auch wir erhalten unſer Leben mit wohlſchmeckender Nahrung, und haben auch das Gefühl jener andern ſinnlichen Freuden mit ihnen gemein. Aber, Philokles, wir waren ja eins, dünkt mich, daß wir unſer höchſtes Gut, und folglich auch unſer Vergnügen, in dieſen Dingen nicht ſuchen dürften. Wir, die wir Vernunft und eine Seele haben, ſollten, meynt' ich, unſre Glückſeligkeit vielmehr in dieſer Seele finden, welche in der That gemißbraucht und um ihr wahres Gut betrogen würde, wenn man ſie herabwürdigte, den Genuß deſſelben thörichter Weiſe in den Gegenſtänden der Sinne, und nicht in denen Gegenſtänden zu ſuchen, die ſie wahrhaftig ihr eigen nennen könnte; und hierunter, ſo viel ich mich beſinne, begriffen wir alles, was wirklich ſchön, edel, oder gut iſt.

Ich ſehe alſo, Theokles, ſagt' ich, Schönheit und Gut ſind bey Ihnen noch immer eins und eben daſſelbe.

Allerdings ſagt' er. Und ſo kommen wir wieder auf eben die Materie zuück, wovon wir geſtern Morgen ſprachen. Ob ich mein Wort, Ihnen das wahre Gut zu zeigen, gehalten

halten habe, weiß ich nicht. Aber gewiß wäre mirs geglückt, wär' ich nur im Stande geweſen, Sie in meiner poetiſchen Extaſe, oder durch irgend ein andres gewaltiges Mittel, zu einem tiefen Blick in die Natur, und den allerhöchſten Genius hinzureißen. Dann würden wir die Macht der göttlichen Schönheit gefühlt, und in uns ſelbſt einen Gegenſtand gebildet haben, der fähig und würdig iſt, uns wahres Vergnügen zu gewähren.

O Theokles! ſagt' ich; ich erinnre mich ganz wohl der Bedingungen, auf welche Sies übernahmen, mich in dieſe geheimnißvolle Schönheit verliebt zu machen. Sie haben alles geleiſtet, was Sie verſprachen, und können mich jezt als Ihren Proſelyten anſehen. Sollte auch noch etwas von Schwärmerey mit unterlaufen, ſo muß ich mich tröſten, ſo gut ich kann, und bedenken, daß alle wahre Liebe und Bewundrung Schwärmerey iſt. „Die „Begeiſterungen der Dichter, das Erhabne „der Redner, das Hinreißende der Tonkünſt„ler, die hohen Flüge der Virtuoſen; alles „bloße Schwärmerey! Sogar die Gelehrſam„keit ſelbſt, die Liebe der Künſte und natürli„cher Seltenheiten, der Geiſt der Reiſenden „und Abentheurer; Galanterie, Krieg, Heroiſmus;

roiſmus; alles, alles Schwärmerey!" — Genug; ich laſſe mirs gefallen, dieſer neue Schwärmer zu ſeyn, ein Geſchöpf, von dem ich mir vorher nichts träumen ließ.

Und ich, erwiederte Theokles, ich laſſe mirs gefallen, daß Sie dieſe unſre Liebe Schwärmerey nennen: da Sie ihr die Vorrechte andrer Leidenſchaften von gleicher Art zugeſtehen. Denn giebt es eine edle und rühmliche Schwärmerey, eine vernünftige Extaſe, ein liebenswürdiges Entzücken für andere Dinge, zum Beyſpiel für Baukunſt, Mahlerey, Muſik; und hier ſollt' es Schimpf ſeyn, dergleichen zu empfinden? Giebt es Sinne, wodurch wir alle jene andern Reize und Vollkommenheiten empfinden? und keinen, der für dieſe höhern Reize, dieſe höhere Vollkommenheit, Gefühl hat? Iſt es ſo verkehrt, jenen Enthuſiaſmus hier zu verpflanzen, ihn von jenen untergeordneten, dürftigen Gegenſtänden zu dieſem urſprünglichen, allumfaſſenden Gegenſtande zu erheben? Bedenken Sie, wie ſichs mit andern Künſten und Wiſſenſchaften verhält. Wie viel Schwierigkeiten ſind nicht zu überwinden, eh' man einige Kenntniß derſelben erlangt! Wie lange währt es nicht, ehe der wahre Geſchmack gebildet wird! Wie viel an-

anſtößiges, beleidigendes findet man nicht anfangs, das man nachher für die höchſte Schönheit erkennt! Denn nicht mit einmal bekommen wir den Sinn, der dieſe Schönheiten wahrnimmt. Arbeit und Mühe und Zeit iſt nöthig, ein natürliches Talent, ſollt' es auch noch ſo fähig ſeyn, noch ſo ſchnell faſſen und aufnehmen, zu bilden und anzubauen. Aber wer denkt wohl jemals daran, dieſen Boden anzubauen, irgend einen Sinn, eine Fähigkeit, welche die Natur zu dieſer Abſicht gegeben hat, zu veredlen und zu vervollkommnen? Und iſts denn Wunder, daß wir ſo unwiſſend, ſo fremd und verlegen bey dieſen Dingen ſind, ſo blind für dieſe höheren Scenen, dieſes edlere Schauſpiel? Wie ſollten wir zu beſſerer Einſicht und Kenntniß gelangen? wie richtiger von dieſen Schönheiten urtheilen lernen? Iſt Fleiß, Wiſſenſchaft oder Gelehrſamkeit nöthig, alle andre Schönheiten zu verſtehen? Und zur Kenntniß der allerhöchſten Schönheit ſollte keine Geſchicklichkeit oder Wiſſenſchaft nöthig ſeyn? In der Mahlerey giebt es Schatten und Meiſterzüge, die der Pöbel nicht verſteht, ſondern für Fehler anſieht: in der Baukunſt das Bäuriſche (Ruſtick); in der Muſik das Chromatiſche, und die künſtliche

Ver-

Vermiſchung der Diſſonanzen: und ſollt' es denn nichts dergleichen in dem Ganzen geben?

Ich muß geſtehen, ſagt' ich, ich war bisher auch einer von dieſem Pöbel, und konnte an den Schatten, dem Bäuriſchen und den Diſſonanzen, wovon Sie ſprechen, ein Geſchmack finden. Von ſolchen Meiſterſtücken in der Natur ließ ich mir niemals träumen. Es war meine Art, gleich beym erſten Blick zu tadeln, was mir mißfiel. Aber ich ſehe wohl, ich werde jezt der Schönheit erſt etwas weiter nachſpüren müſſen, weil ſie ſo tief verſteckt und verborgen liegt: und wenn das iſt, ſo müſſen gewiß meine Vergnügungen bisher ſehr ſchaal und dürftig geweſen ſeyn. Ich habe mich, wie es ſcheint, bisher immer nur bey der Oberfläche aufgehalten, und nur eine Art von flüchtiger, ſuperficieller Schönheit genoſſen; nie der Schönheit ſelbſt, ſondern immer nur dem, was meinem Wahn ſo dünkte, nachgeſtrebt. Gleich dem übrigen Theil der gedankenloſen Welt, hielt ichs für ausgemacht, alles ſey ſchön, was mir gefiel, und alles ſey mein wahres Gut, woran ich mich ergözte. Nie macht' ich mir ein Bedenken, das zu lieben, worauf meine Laune fiel; und da mirs bloß um den Genuß deſſen, was ich liebte, zu

thun

thun war, ſo gab ich mir nie die Mühe, den wahren Werth der Dinge zu unterſuchen, oder mich lange zu bedenken, eh' ich wählte.

Nun, ſo fangen Sie denn an, ſagt' er, und wählen Sie. Unterſuchen Sie den wahren Werth der Dinge; überlegen Sie, welche Sie vorziehen, welche Sie mit Ihrer Bewunderung, Liebe und Achtung beehren wollen. Denn durch dieſe werden Sie hinwieder auch geehrt werden. Je nach dem Werth dieſer Ihrer Geſellſchafter Philokles, wird man Ihren eignen Werth ſchäzen. Je nach der Fülle oder dem Leeren dieſer Dinge wird das Gehalt Ihrer Glückſeligkeit ſich beſtimmen. Sehen Sie alſo wo Fülle und wo Leeres iſt. Sehen Sie, wo die höchſte Vortrefflichkeit ſich findet; wo die Schönheit herrſcht; wo ſie vollſtändig, vollkommen, vollendet, und wo hingegen zerſtückelt, unvollkommen, mangelhaft iſt. Betrachten Sie dieſe irdiſchen Schönheiten, und alles, was einen Schein von Vortrefflichkeit, etwas Anziehendes, Einnehmendes an ſich hat. Sehen Sie, was entweder wirklich ſchön, liebenswürdig und gut iſt, oder dafür gehalten wird: „eine Maſſe von Metall; „eine Strecke Landes; eine Anzahl Sklaven; „ein Haufen zuſammengefügter Steine; ein

„menſch-

„menſchlicher Körper von gewiſſen Lineamen„ten und Verhältniſſen:“ — Iſt dies das höchſte dieſer Art! beruhet die Schönheit denn bloß im Körper, und nicht in Wirkſamkeit, Leben oder Handlungen! —

Halt! halt! guter Theokles, ſagt' ich; der Ton iſt mir zu fein; ich kann Ihnen nicht nachkommen. Soll ich Sie akkompagniren, ſo bitt ich, ſtimmen Sie Ihre Saiten ein wenig herunter, und verſteigen Sie ſich nicht ſo hoch.

Nun gut, ſagt' er lächelnd, ſo verliebt Sie in andre Schönheiten ſeyn mögen; ſo weiß ich doch gewiß, guter Philokles, Sie ſind kein ſo großer Bewunderer des Reichthums, von welcher Art er ſey, daß Sie große Schönheit darinn finden ſollten; vornehmlich in einem ungeformten Haufen oder Klumpen. Aber in Medaillen, Münzen, getriebner Arbeit, Statuen, und andern künſtlichen Meiſterwerken jeder Art, entdecken Sie Schönheit, und bewundern das Werk.

Freylich, ſagt' ich; aber nicht des Metalls wegen.

Das Metall alſo, aber die Materie hat keine Schönheit für Sie.

Nein.

Sondern die Kunſt.

Allerdings.

Die Kunſt alſo iſt die Schönheit.

Ganz recht.

Und die Kunſt iſt das, was ſchön macht.

Nichts anders.

Was alſo ſchön macht, und nicht was ſchön gemacht wird, iſt das wahre Schöne.

Es ſcheint.

Denn das ſchön gemachte iſt nur durch Hinzukommen deſſen, was ſchön macht, ſchön, und durch Entfernung deſſen hört es auf ſchön zu ſeyn.

Gut.

In Anſehung der Körper alſo, iſt die Schönheit wandelbar.

Das ſehen wir.

Und der Körper ſelbſt iſt im geringſten nicht Urſach, weder daß er ſchön wird, oder ſchön bleibt.

Im geringſten nicht.

Es giebt alſo kein Principium der Schönheit im Körper.

Nein.

Denn der Körper kann auf keine Weiſe Urſach ſeiner Schönheit ſeyn.

Auf keine Weiſe.

Auch

Auch ſich ſelbſt nicht regieren, ordnen und einrichten.

Eben ſo wenig.

Auch für ſich ſelbſt keine Ueberlegung, Abſichten oder Entſchließungen haben.

Auch das nicht.

Muß alſo nicht das, was für ihn überlegt und beſchließt, was ihn regiert und ordnet, das Principium ſeiner Schönheit ſeyn?

Nothwendig.

Und was iſt das wohl?

Der Geiſt, ohne Zweifel; denn was könnt' es anders ſeyn?

Hier haben wir alſo Alles, ſagt' er, was ich Ihnen vorhin begreiflich zu machen wünſchte: „daß nämlich das Schöne, Einnehmende, „Liebenswürdige nie in der Materie, ſondern „in der Kunſt und Abſicht liege; nie in dem „Körper ſelbſt, ſondern in der Form, oder „der formenden Kraft.“ Sagt Ihnen dieſes nicht die ſchöne Form ſelbſt, verkündigt Sie Ihnen nicht die Schönheit der Abſicht, ſo oft Sie von ihr gerührt werden? Was iſts anders, als die Abſicht, was Sie rührt? Was anders, als der Geiſt, oder die Wirkung des Geiſtes, was Sie bewundern? Der Geiſt allein giebt Form und Bildung. Alles, was

ohne

ohne Geiſt iſt, erregt Abſcheu: und ungeformte Materie iſt die Häßlichkeit ſelbſt.

Von allen Formen alſo, ſagt' ich, ſind diejenigen, nach Ihrem Syſtem, die liebenswürdigſten, machen die erſte Klaſſe der Schönheit aus, die eine Kraft haben, ſelbſt andre Formen zu machen; und daher wohl, dünkt mich, bildende Formen heißen könnten. In ſo weit ſtimm' ich gern mit Ihnen ein, und gebe mit Freuden der Form oder Geſtalt des Menſchen den Vorzug vor allen andern Schönheiten, die ſeine Kunſt zu formen vermag. Palläſte, Gärten, Landgüter und aller Prunk der Großen ſoll gewiß bey mir den urſprünglichen lebendigen Formen von Fleiſch und Blut nie den Rang ſtreitig machen. Und was die andern, die todten Formen der Natur betrifft, die Metalle und Steine, ſeyn ſie noch ſo koſtbar und ſchimmernd; ſo bin ich feſt entſchloſſen, gleichgültig ihren Glanz anzuſehen, und ihnen als den verächtlichſten Dingen zu begegnen, ſelbſt in ihrem höchſten Stolz, wenn ſie ſich die Ehre anmaßen, die menſchliche Schönheit zu erhöhen, und dienſtfertig dem ſchönen Geſchlecht in ſeinen Eroberungen behülflich ſind.

Sehen Sie denn nicht, erwiederte Theokles, daß Sie alſo drey Grade oder Klaſſen der Schönheit feſtgeſezt haben?

Wie ſo?

Fürs erſte, die todten Formen, wie Sie ſie ſehr ſchicklich nannten, die ihre Bildung entweder von dem Menſchen oder von der Natur haben; aber keine bildende Kraft, keine Thätigkeit, keinen Geiſt beſitzen.

Richtig.

Hiernächſt, als die zwote Klaſſe, diejenigen Formen, welche ſelbſt andre bilden; das heißt, welche Geiſt und Thätigkeit haben.

Richtig.

Hier haben wir alſo eine doppelte Schönheit: beides die Form (die Wirkung des Geiſtes) und den Geiſt ſelbſt. Die erſte Klaſſe iſt ſchlecht und verächtlich in Vergleichung mit dieſer andern, von welcher die Schönheit der todten Form erſt Glanz, Leben und Wirkung empfängt. Denn was iſt ein bloßer Körper, wärs auch ein menſchlicher, wär' er auch noch ſo regelmäßig gebildet, wenn die innere Form ihm fehlt, wenn der Geiſt ungeſtalt oder unvollkommen iſt, wie bey einem Idioten oder Wilden?

Auch das begreif' ich ganz wohl, ſagt' ich; aber nun die dritte Klaſſe?

Geduld!

Geduld! erwiedert' er, und überlegen Sie erſt, ob Sie die ganze Macht dieſer zweyten Schönheit erkennen. Wie könnten Sie ſonſt die Macht der Liebe begreifen, oder wahrer Glückſeligkeie im Genuß derſelben fähig ſeyn? Sagen Sie mir, ich bitte Sie, als Sie zuerſt dieſer bildenden Formen erwähnten, dachten Sie dabey an keine andre Produkte derſelben, als die von der todten Art, an Palläſte, Münzen, metallene oder marmorne Menſchenbilder? Oder dachten Sie auch an Dinge, die Geiſt und Leben haben?

Ich hätte leicht hinzuſezen können, ſagt' ich, daß dieſe unſre Formen eine Kraft hätten, andre lebendige Formen, die ihnen gleichen, hervorzubringen. Aber dieſe ihre Kraft, dacht' ich, rühre von einem andern höheren Weſen her, und könne nicht eigentlich ihre Kraft oder Kunſt heißen; wenn es anders wirklich eine höhere Kunſt, einen höheren Werkmeiſter giebt, der ihre Hand leitet, und ſie als Werkzeuge zu dieſem ſchönen Werke gebraucht.

Glücklich gedacht! ſagt' er. Ich war ſchon im Begriff, Ihnen einen bittern Vorwurf zu machen, den Sie ſich hierdurch erſparen. Sie haben hier nun ſelbſt unvermu-

ſchet jene dritte Klaſſe der Schönheit entdecket, die nicht nur bloß todte Formen, ſondern auch bildende Formen, hervorbringt. Wir ſelbſt ſind ſchon treffliche Architekten der Materie, und können lebloſe Körper aufweiſen, denen wir mit eignen Händen Form und Bildung gegeben haben: aber dasjenige, was ſogar Geiſter ſelbſt bildet, muß nothwendig alle die Schönheiten, die durch dieſe Geiſter gebildet werden, in ſich enthalten; und iſt folglich das Principium, der Urgrund, die Quelle aller Schönheit.

Es ſcheint ſo.

Alle Schönheit alſo, die ſich in unſrer zweyten Klaſſe von Formen findet, oder, was daraus entſpringt oder hervorgebracht wird, alles das findet ſich vorzüglich, in größter Vollkommenheit und urſprünglich, in dieſer lezten Klaſſe der allerhöchſten und unvergleichbaren Originalſchönheit.

Wahr.

Muſik alſo, Baukunſt, Malerey, kurz alle Schönheit von menſchlicher Erfindung, löſet ſich in dieſe lezte Klaſſe auf.

Ganz recht, ſagt' ich; ſo wie denn auch jede Schwärmerey von andrer Art ſich in die unſrige auflöſt. Die beliebten neumodigen

Schwär-

Schwärmer borgen von uns, und ſind nichts ohne uns. Wir haben unſtreitig die Ehre Originale zu ſeyn.

Gut, verſezte Theokles, aber ſagen Sie mir nun weiter: ſind dieſe Werke der Baukunſt, Skulptur, und andre von der Art, die größten Schönheiten, die der Menſch bildet; oder giebt es noch größere und beſſere?

So viel ich weiß, nicht.

Bedenken Sie ſich, ſagt' er, bedenken Sie ſich noch einmal: ſollt' es nicht, außer jenen Produkten, die Sie eben, als Meiſterſtücke einer andern Hand, nicht gelten laſſen wollten, noch andre geben, die noch unmittelbarer aus uns entſpringen, und mit mehrerem Recht unſer heißen können, als jene?

Ich bin für diesmal ganz ſtumpf, ſagt' ich: Sie müſſen ſich noch deutlicher erklären, wenn Sie mir forthelfen wollen, Ihre Meynung zu begreifen.

Wie kann ich Ihnen helfen? verſezt' er. Sie wollen doch wohl nicht, daß ich mich, ſtatt Ihrer, deſſen bewußt ſeyn ſoll, was am unmittelbarſten Ihr eigen, was einzig und allein in und aus Ihnen ſelbſt iſt?

Sie meynen meine Empfindungen und Gedanken, ſagt' ich.

Freylich, verſezt' er; und mit ihren Empfindungen und Gedanken zugleich Ihre Entſchließungen, Grundſäze, Neigungen, Handlungen; alles, was in dieſer Art ſchön und edel iſt; alles, was aus Ihrem guten Verſtande, Gefühl, Erkenntniß und Willen entſpringet; alles, was in Ihrem Herzen, guter Philokles! oder in ihrem Geiſte erzeugt wird, der nicht, gleich andern Vätern, durch Zeugung erſchöpft und entkräftet wird, ſondern vielmehr immer größere Stärke und Kraft dadurch gewinnt. Dies, mein Freund, haben auch Sie durch manches Werk bewieſen; Sie haben dieſen fruchtbringenden Theil Ihres Weſens nicht müſſig und unthätig ſeyn laſſen. Daher jene trefflichen Talente, die Sie durch Ausbildung Ihres natürlichen Genies ſo ſehr veredelt haben. Und ſo wenig ich hier umhin kann, den fruchtbaren Geiſt, und die zeugende Schönheit zu bewundern, ſo wenig kann ich zweifeln, daß ihre Kinder immer ſchön ſind und ſeyn werden.

Ich bedankte mich für das Kompliment, und wünſchte, ſagt' ich, daß er Recht hätte, damit ich wirklich ſeiner Hochachtung und Liebe würdig ſey. Ich würde mir alſo Mühe geben, mir dieſe Art von Schönheit zu erwerben,

ben, und von jezt an alles mögliche thun, dieſes liebenswürdige Geſchlecht von Geiſteskindern, die aus dem allerhöchſten Vergnügen, und aus der Paarung des Allerſchönſten und Beſten erzeugt würden, fortzupflanzen. Aber Sie, Theokles, fuhr ich fort, müſſen meiner kreißenden Seele zu Hülfe kommen, und Hebammenſtelle bey dieſen Geburten vertreten, weil ich ſonſt, fürcht' ich, nur abortiren mögte.

Sie thun wohl, verſezt' er, daß Sie mich nur zur Hebamme gebrauchen wollen: denn die Seele ſchwängert ſich ſelbſt, und man kann alſo weiter nichts thun, als daß man ihr bey der Geburt zu Hülfe komme. Ihre Befruchtung iſt ein Werk ihrer Natur. Kein andrer Geiſt hätte ſie je alſo befruchten können, als derjenige, der ſie bildete, und der, wie wir bewieſen haben, die Urquelle aller geiſtigen ſowohl, als andern Schönheit iſt.

Behaupten Sie denn, ſagt' ich, daß dieſe Kinder des Geiſtes, die Begriffe und Grundſäze von dem, was ſchön, recht und edel iſt, nebſt den übrigen Ideen dieſer Art, angeboren ſind?

Die Anatomiker, ſagt' er, lehren uns, daß die Eyer, die den Keim des Körpers enthalten, angeboren, und ſchon vor der Geburt

burt in der Frucht gebildet ſind. Aber ſo unterhaltend und angenehm es immer ſeyn mag, darüber zu ſpekuliren, zu welcher Zeit, ob vor, oder in, oder nach der Geburt, oder wie lange nachher, entweder dieſe oder andre Principia, Organen der Empfindung, oder Empfindungen ſelbſt, in uns gebildet werden; ſo thut das doch im Grunde wenig zur Sache. Die Frage iſt, ob dieſe Principia ein Werk der Kunſt, oder der Natur ſind? Sind ſie bloß ein Werk der Natur; ſo iſts ganz gleichgültig, zu welcher Zeit ſie entſtehen: und ich würde gewiß nicht gegen Sie ſtreiten, wenn ſie auch behaupteten, das Leben ſelbſt ſey nicht angeboren, ſondern entſtehe vielmehr erſt nach, als vor dem Augenblick der Geburt. Aber das weiß ich gewiß, daß das Leben und die Empfindungen, die mit dem Leben verknüpft ſind, — entſtehen ſie, wenn ſie wollen — bloß von der Natur, und von nichts anders herrühren. Steht Ihnen alſo das Wort Angeboren nicht an, ſo laſſen Sies uns für Inſtinkt vertauſchen; und das Inſtinkt nennen, was uns, ohne alle Kunſt, Kultur, oder Erziehung, bloß die Natur lehrt.

Ich bins zufrieden, ſagt' ich.

Wir

Wir wollen alſo, fuhr er fort, dieſe wunderſamen Spekulationen den Virtuoſen, den Anatomikern und Schultheologen überlaſſen; und, mit aller dieſer Herrn Erlaubniß, zuverſichtlich behaupten, daß unſre verſchiednen Organe, beſonders die Organe der Zeugung, von der Natur gebildet werden. Und was dünkt Sie, haben wir auch von der Natur einen Inſtinkt zum künftigen Gebrauch derſelben? oder muß Gelehrſamkeit und Erfahrung uns von dieſem Gebrauch erſt unterrichten?

Wahrhaftig, ſagt' ich, er iſt uns ſchon ſtark genug von der Natur eingeprägt. Der Inſtinkt iſt in dieſem Falle ſo mächtig, daß es Ungereimtheit ſeyn würde, ihn nicht für natürlich zu halten, ſo wohl bey uns, als bey andern Geſchöpfen; welche leztern, wie Sie mir bereits gezeigt haben, nicht nur die bloße Zeugung der Jungen, ſondern auch alle die mancherley und faſt unendlichen Mittel und Wege, ſie zu erhalten und zu verſorgen, ohne Unterricht und Erfahrung vorherwiſſen. Denn dies ſehen wir aus den ſorgfältigen, künſtlichen Zubereitungen dieſer wilden Geſchöpfe, die uns wegen ihrer in die Zukunft blickenden Einbildungskraft, Vorahndung,

oder

oder Vorempfindung, wenn ich mich ſo aus- drücken darf, keinen Zweifel laſſen.

Ich laſſe Ihren Ausdruck gern gelten, ſagte Theokles, und will mich bemühen, Ihnen zu zeigen, daß eben dieſe Vorempfindung, aber von einer höheren Art, ſich auch bey dem Menſchen findet.

Thun Sie das, ſagt' ich, ich bitte Sie: denn ich bin ſo weit entfernt, dieſe Vorempfindung des Schönen und Liebenswürdigen, nach Ihrem Begriff, in mir zu finden, daß ich vielmehr, bis jezt ſeit kurzem, kaum irgend dergleichen etwas in der Natur erkannt habe.

Wie! ſagt' er, würden Sie denn auch das äußere Schöne und Liebenswürdige der menſchlichen Geſtalt nicht erkannt haben, wenn Ihnen ein ſolcher Gegenſtand von Fleiſch und Blut, in aller Blüthe der Schönheit, dieſen Morgen hier im Walde, ganz allein, zum erſtenmal in Ihrem Leben erſchienen wäre? Oder glauben Sie etwa, Sie würden dabey ungerührt geblieben ſeyn, und keinen Unterſchied zwiſchen dieſer und jeder andern Geſtalt, ohne vorhergegangenen Unterricht, gefunden haben?

Nach dem, was ich erſt eben eingeſtanden, gab ich zur Antwort, würde mirs wohl ſchlecht anſtehen, dieſe leztere Meynung zu behaupten.

Nun gut, ſagt' er, damit Sie ſehen, daß ich mir keinen Vortheil gegen Sie zu Nuze mache; ſo will ich die blendende Geſtalt, die aus einer ſolchen Menge gewaltiger Schönheiten zuſammengeſezt iſt, fahren laſſen, und mich begnügen, jede dieſer einzelnen Schönheiten, die zuſammengenommen eine ſo wunderbare Wirkung thun, für ſich zu betrachten. Denn Sie werden mir ohne Zweifel einräumen, daß in dem, was man gewöhnlich das Unnennbare, das Unbegreifliche, das Ich weiß nicht was der Schönheit nennet, wenn von Körpern die Rede iſt, weiter kein Geheimniß ſteckt, als was ſich offenbar auf Figur, Farbe, Bewegung oder Ton zurückbringen läßt. Wir wollen jezt die drey leztern mit allem ihren Zubehör von Reizen bey Seite ſezen, und weiter nichts, als den Reiz des Simpelſten von dieſen allen, der bloßen Figur, betrachten. Und auch hier haben wir nicht nöthig, bis zu den reizenden Produkten der Architektur, der Skulptur, oder andrer ſolcher Künſte, die dieſes Studium des Schönen hervorgebracht, hinaufzugehen. Wir dürfen nur die allerſimpelſten Figuren betrachten; eine Kugel, einen Kubus oder Würfel. Warum fühlt ſelbſt ein Kind Vergnügen beym erſten Anblick die-

ſer Verhältniſſe? Warum greift es nach der Sphäre, dem Cylinder, der Pyramide, und verachtet und verwirft dagegen andre unregelmäßige Figuren?

Ich geſtehe gern, erwiedert' ich, daß gewiſſen Figuren eine natürliche Schönheit eigen iſt, die das Aug' entdeckt, ſo bald es den Gegenſtand erblickt.

So giebt es denn, ſagt' er, eine natürliche Schönheit der Figuren? und keine eben ſo natürliche Schönheit der Handlungen? Kaum öffnet ſich das Auge für Figuren, das Ohr für Töne, ſo iſt ſchon das Gefühl von Schönheit da, gleich bemerken und erkennen wir Ebenmaß, Annehmlichkeit und Harmonie. Kaum ſehen wir eine Handlung, kaum erkennen wir menſchliche Neigungen und Leidenſchaft — und ſie werden größtentheils eben ſo bald erkannt, als gefühlt — alſobald entdeckt ein inneres Auge das Schöne und Wohlgeſtalte, das Liebens- und Bewundernswürdige, und unterſcheidet es von dem Häßlichen und Ungeſtalten, dem Haſſenswerthen und Verächtlichen. Wie iſt es denn möglich, zu leugnen, „daß, da dieſer Unterſchied ſeinen „Grund in der Natur hat, auch das Vermö„gen, dieſen Unterſchied zu bemerken, natür„lich

„lich ſeyn, und bloß von der Natur herrüh-
„ren müſſe?“

Verhielte die Sache ſich wirklich ſo, ſagt' ich, wie Sie meynen, ſo könnten die Menſchen, dünkt mich, über Handlungen und Verhalten nie uneins ſeyn: man könnte nie darüber ſtreiten, was niederträchtig, was edel; was ſchön, was häßlich ſey. Nun finden wir aber einen beſtändigen Zwiſt unter den Menſchen, der vornehmlich von dieſer Verſchiedenheit der Meynungen herrührt; „der „eine behauptet, der andre leugnet, daß dies „oder jenes ſchicklich, oder anſtändig ſey.“

Eben hieraus, erwiedert' er, folgt offenbar, daß es ein Schickliches und Anſtändiges in den Handlungen giebt; weil es in dieſem Streit immer vorausgeſezt wird: ſo ſehr man wegen der Anwendung auf einzelne Fälle von einander abweicht, ſo wird die Sache ſelbſt doch allgemein eingeſtanden. Denn eben ſo wenig Uebereinſtimmung findet ſich in dem Urtheil über andre Schönheiten. Man ſtreitet, „welches das ſchönſte Gebäude, die rei„zendſte Leibesgeſtalt oder Geſichtsbildung „ſey;“ aber ohne Streit geſteht man, „daß „es eine Schönheit jeder Art gebe.“ Dieſe Schönheit wird von keinem Menſchen gelehrt; auch

auch von keinem gelernt; aber von allen gefühlt und anerkannt. Alle ſind wegen des Maaßſtabes, der Richtſchnur des Schönen einig: aber in der Anwendung geht alles verkehrt, Unwiſſenheit blendet, Eigennuz und Leidenſchaft verderben Alles. Es kann aber in Dingen des Verhaltens unmöglich anders ſeyn, ſo lange die Menſchen dasjenige, was ſie, als ihr Gut, lieben und zu beſizen wünſchen, für etwas ganz anders halten, als dasjenige, was ſie, als ſchön und edel, bewundern und preiſen. — Aber wir, Philokles, haben beſſere und feſtere Grundſäze; für uns „ſind Schönheit und Gut immer gleich„geltende Dinge.“

Ich erinnre mich ganz wohl, ſagt' ich, daß Sie mir vorhin mehr als einmal dies Bekenntniß abgenöthigt haben. Und jezt, guter Theokles, da ich ein ſo gelehriger Schüler geworden bin, hab' ich wohl nicht ſo ſehr Ueberzeugung, als Befeſtigung und Stärkung nöthig. Und dies leztere, hoff' ich, wird für Sie die leichteſte Arbeit ſeyn.

Nicht anders, verſezte Theokles, als wenn Sie ſich ſelbſt darinn forthelfen: denn dies iſt ſowohl nothwendig, als geziemend. Es wäre freylich ſchimpflich für Sie geweſen, wenn

wenn Sie nachgegeben hätten, ohne ſich vorher tapfer zu wehren. Selbſt helfen, daß man überzeugt werde, heißt, der Vernunft ihre Rechte rauben, und ſich dem Irrthum und der Täuſchung preis geben. Aber nach redlicher Ueberzeugung ſein Herz der Wahrheit gefangen geben, und die Bande, mit denen ſie uns feſſelt, verſtärken, das heißt, der Vernunft redlich forthelfen. Und ſo kann man ſagen, daß wir uns auf eine rühmliche Art ſelbſt überreden.

Nun, ſo zeigen Sie mir denn, wie ich mich am beſten ſelbſt überreden kann.

Nur Muth, Philokles! ſagt' er mit ſtärkerer Stimme. Werden Sie nicht ungehalten, daß ich Ihnen Muth zuſpreche. Feigheit allein führt uns ins Verderben. Denn woher anders die falſche Schaam, als aus Feigheit? Sich einer Sache ſchämen, von der man überzeugt iſt, daß ſie nie ſchimpflich ſeyn kann, kömmt nothwendig vom Mangel der Entſchloſſenheit. Wir unterſuchen, was Recht und Unrecht, was rühmlich und ſchimpflich ſey: und haben wirs endlich gefunden, ſo haben wir nicht Muth unſerm Urtheil treu zu bleiben, und ſchämen uns, zu geſtehen, daß es wirklich etwas Schimpfliches

und

und Rühmliches gebe. „Glauben Sie mir“ (ſagt Jemand, der den Philokles hochzuſchäzen vorgiebt, und von ihm hochgeſchäzt ſeyn will) „glauben Sie mir, Hochachtung, „Werth, Verdienſt, ſind leere Namen; es giebt „nichts in der Welt, das an ſich ſelbſt hochachtungs- oder liebenswürdig, haſſenswerth „oder ſchimpflich iſt. Alles iſt Einbildung: „bloß Einbildung ſchafft das Schöne wie das „Häßliche. Das Einnehmende und Uneinnehmende, das Wohlanſtändige und Unanſtändige, das Liebenswürdige und Widerliche, Laſter, Tugend, Ehre, Schande, alles bloß Einbildung! Einbildung iſt Geſez „und Richtſchnur. Und ſie ſelbſt hat kein „anderes Geſez, als das Ungefähr. Dies „richtet ſich in ſeinem Wechſel nach dem Wechſel der Gewohnheit; und macht, daß bald „dies, bald jenes für gut und edel und rühmlich gehalten wird, je nach dem die herrſchende Mode, und die Macht der Erziehung es „fodert.“ — Was ſollen wir dieſem Menſchen antworten? Wie ſollen wir ihm ſeine Ungereimtheit und Thorheit begreiflich machen? Wird er darum deſto eher davon ablaſſen? Oder ſollen wir ihm zurufen: Schämen Sie ſich! da er nichts in der Welt für Schämens-

menswürdig hält? — Aber er ſpottet doch; und ruft immer: Wie lächerlich! — Mit welchem Recht? aus welchem Grunde? Denn ſo würd' ich mich vertheidigen, wenn ich Philokles wäre: „Bin ich lächerlich? wie denn? „Was iſt lächerlich? Alles? oder nichts?" — Lächerlich, im höchſten Grade! — Nun gut, es giebt alſo doch wirklich etwas Lächerliches; und der Begriff, „daß es überhaupt ein „Schimpfliches und Lächerliches in den Dingen gebe," hat, wie's ſcheint, ſeine Richtigkeit.

Wie ſollen wir aber dieſen Begriff anwenden? Denn hier war er ſo verkehrt angewandt, daß er ſelbſt höchſt lächerlich wurde. Oder will derjenige, der Andern zuruft: Schämt euch! etwa ſich ſelbſt von aller Schaam freyſprechen? Erröthet er niemals? kömmt er bey keiner Gelegenheit aus ſeiner Faſſung? Thut er das, ſo iſt das ganz was anders, als bloß Verdruß oder Furcht. Die Verwirrung, die er empfindet, entſteht aus einem Gefühl von etwas, das an ſich ſelbſt ſchimpflich und haſſenswerth, nicht, das wegen ſeiner Folgen ſchädlich oder gefährlich iſt. Denn die größte Gefahr in der Welt kann nie Schaam erregen; und die Meynung der ganzen Welt kann uns nie bewegen uns zu ſchämen, ſo lang' unſre eigne Meynung

nung ihr nicht beyſtimmt. Wir können uns wohl, aus Beſorgniß für unverſchämt gehalten zu werden, ſchaamhaft ſtellen: aber nie können wir über etwas wahrhaftig ſchaamroth werden, als was wir für wirklich Schimpflich halten, und worüber wir immer erröthen würden, hätten wir auch noch ſo wenig für unſer Privatintereſſe davon zu befürchten, wären wir auch noch ſo ſicher vor allen Nachtheilen und übeln Folgen deſſen, was unſre Schaam verurſacht.

So, fuhr er fort, würd' ich meinem Gegner zuvorzukommen, und mich zu vertheidigen wiſſen; und je genauer ich das Leben der Menſchen und das was bey allen Gelegenheiten in ihrem Innern wirkſam iſt, beobachtete, deſto mehr Zeugniß und Beſtätigung würd ich finden, zu mir ſelbſt zu ſagen: „Widerſpreche „mir in dieſer Meynung, wer da will; gewiß „iſt er ſelbſt auf eine oder andre Art von dem „nicht frey, was er mir abſtreiten will." Iſt er dankbar, oder zornig, beſizt er Stolz oder Schaam? In jedem dieſer Fälle beweiſt er ſelbſt, daß das Gefühl von dem, was recht und unrecht, edel und niederträchtig iſt, keine Schimäre ſey. Denn iſt er dankbar, oder erwartet er Dankbarkeit, ſo frag' ich: „Warum? und aus welchem Grunde?" Iſt

er

er zornig, rachſüchtig; ſo frag' ich: „Wie? „und in welchem Fall? Wen ſoll die Rache „treffen? einen Stein, oder einen Wahnwi„zigen?“ — Das wäre raſend! — „Aber „weswegen ſich rächen? Wegen eines unge„fähren Stoßes? wegen eines Zufalls ohne „Vorſaz und Abſicht?“ — Wer wollte ſo ungerecht ſeyn! — Nun, ſo giebt es alſo Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, und eine dazu gehörige natürliche Präſumtion, ein vorhergehendes Gefühl, woraus der Zorn oder die Rachſucht entſpringt. Denn was anders könnte oft die böſeſten Menſchen bewegen, das Intereſſe ihrer Rache jedem andern Intereſſe, ja ihrem Leben ſelbſt, vorzuziehen, als ein allen Menſchen natürliches Gefühl von Unrecht, und eine Begierde, dieſes Unrecht zu verfolgen, es koſte, was es wolle? Nicht um ihrer ſelbſt willen, oder aus Eigennuz, denn ſie opfern ja ihr Leben ſelbſt dafür auf; ſondern bloß aus Haß gegen das eingebildete Unrecht, und aus einer gewiſſen Liebe zur Gerechtigkeit, die ſelbſt bey ungerechten Menſchen, wie dies Beyſpiel beweiſt, größer iſt, als die Liebe zum Leben ſelbſt.

Eben ſo frag' ich, wenn mein Gegner ſtolz iſt: „Warum ſtolz? warum eingebildet?

„und

„und worauf? Denkt irgend ein Stolzer ge„ringſchäzig oder gleichgültig von ſich „ſelbſt?“ — Nein, er denkt vielmehr ehrenvoll und rühmlich von ſich. — Und wie iſt das möglich, wenn man nicht eine gewiſſe wahre Ehre und Würde voraus ſezt? Denn Selbſtſchäzung ſezt eignen Werth voraus; und wer ſich ſelbſt eines wahren Werths bewußt iſt, der hat entweder gar keinen, oder einen gerechten und edlen Stolz. Auf gleiche Weiſe ſezt Selbſtverachtung eignen Unwerth oder Unvollkommenheit voraus; und kann entweder gerechte Beſcheidenheit und Demuth, oder verkehrte Niederträchtigkeit ſeyn. Aber ſo viel iſt gewiß, wer ſtolz iſt, der muß auf irgend etwas ſtolz ſeyn. Und wir wiſſen, daß erzſtolze Leute auch in den ſchlechteſten Umſtänden ſtolz ſind, und wenn kein Menſch etwas an ihnen findet, worauf ſie ſtolz ſeyn könnten. Aber ſie ſehen ein Verdienſt in ſich ſelbſt, das Andern unſichtbar iſt; und dies Verdienſt bewundern ſie. Gleichviel, ob es wirklich in ihnen vorhanden iſt, wie ſie ſich einbilden: genug, es iſt etwas Würdiges, Rühmliches, oder Verdienſtliches, was ſie bewundern, und auch an jedem Andern bewundern würden, bey dem ſies fänden. Dann dann, nur dann

werden

werden ſie gedemüthigt, „wenn ſie das in einem „höheren Grade bey Andern finden, was ſie „an ſich ſelbſt ſo ſehr hochachten und bewun„dern.“ — So lang' ich alſo ſehe, daß an„dre Menſchen zornig oder rachgierig, ſtolz oder ſchamhaft ſind, ſo lange bin ich unbekümmert: Denn ſie haben gewiß eben ſo gut einen Begriff von dem, was rühmlich und ſchändlich, niederträchtig und edel iſt, als ich. Mögen ſies ſezen, worein ſie wollen, mögen ſies noch ſo irrig beurtheilen oder anwenden, bey dem allen bin ich überzeugt: „daß die „Sache ſelbſt kein Unding iſt, und allgemein „für wahr erkannt wird; daß ſie uns von der „Natur ſelbſt eingepflanzt, von der Natur „ſelbſt erzeugt worden, und durch keine Kunſt „oder Gegennatur ausgerottet oder zerſtört „werden kann.“

Und nun, Philokles, fuhr er fort, was ſagen Sie zu dieſer Vertheidigung in Ihrem Namen? Sie gründet ſich, wie Sie ſehen, auf die Vorausſezung, daß ſie jezt wirklich ein eifriger Anhänger meines philoſophiſchen Syſtems ſind. Doch vielleicht haben Sie noch viel Schwierigkeiten zu überwinden, ehe Sie ſich ſo ganz der Schönheit zu eigen ergeben, daß Sie kein höheres Gut kennen, als ſie.

Keine Schwierigkeiten, ſagt' ich, die ſich nicht leicht heben ließen. Meine Neigung reißt mich gewaltig dieſen Weg hin: ich bin ſchon bereit, ohne Bedenken einzuräumen, daß es kein wahres Gut giebt, als den Genuß der Schönheit.

Und ich bin eben ſo bereit, erwiederte Theokles, einzuräumen, daß es keinen wahren Genuß der Schönheit giebt, als das Gute.

Vortrefflich! — Doch, wenn ichs recht bedenke, ſo beſorg' ich, ich werd' Ihnen für Ihr Eingeſtändniß wenig Dank wiſſen.

Wie ſo?

Wenn mirs einfiele, irgend einen Genuß der Schönheit zu vertheidigen, der nicht von Ihrer geiſtigen Art wäre, ſo würden Sie, fürcht' ich, den Genuß dieſes Vergnügens ungereimt nennen; wie vorhin.

Freylich würd' ich das thun. Denn was iſt in uns, daß dieſes Genuſſes, dieſes Vergnügens fähig wäre, als der Geiſt? oder ſollen wir ſagen: der Körper genieße der Schönheit?

Durch Hülfe der Sinne vielleicht; anders nicht.

Iſt Schönheit denn der Gegenſtand der Sinne? Sagen Sie doch, wie? auf welche Art? Denn widrigenfalls thut die Hülfe der

Sinne

Sinne hier nichts. Iſt der Körper an ſich ſelbſt unfähig, und ſind die Sinne ihm nicht behülflich, die Schönheit wahrzunehmen oder zu genießen, ſo bleibt bloß der Geiſt übrig, dem wir dieſe Wahrnehmung, dieſen Genuß zuſchreiben können.

Ganz recht, ſagt' ich; aber zeigen Sie mir doch, „warum denn Schönheit nicht der „Gegenſtand der Sinne ſeyn kann?“

Zeigen Sie mir erſt, ich bitte Sie, „warum, wo, oder wie ſie es ſeyn könne?

Iſt es nicht Schönheit, was zuerſt die Sinne rege macht; und ſie nachher in der Leidenſchaft, die wir Liebe nennen, ſättigt?

Fragen Sie lieber auch: Iſt es nicht Schönheit, was zuerſt die Sinnen rege macht, und ſie nachher in der Leidenſchaft, die wir Hunger nennen, ſättigt? — Doch, das werden Sie gewiß nicht ſagen. Ich ſehe, der bloße Gedanke iſt Ihnen anſtößig. So groß das Vergnügen einer guten Mahlzeit iſt, ſo halten Sies doch für unwürdig, den Begriff von Schönheit mit den wohlſchmeckenden Gerichten, die es erwecken, zu verbinden. Schwerlich würden Sie den albernen Wahn gewiſſer römiſcher Schlemmer gebilligt haben, denen ein

ein Frikaſſee deſto beſſer ſchmeckte, wenn ſie hörten, daß die Vögel, woraus es bereitet war, ein ſchönes Gefieder gehabt, oder herrlich geſungen hätten. Anſtatt durch ſolche hiſtoriſche Erläuterungen der Speiſen mehr Appetit zu bekommen, würd' er Ihnen, dünkt mich, eher vergangen ſeyn, je genauer Sie ihren Urſprung unterſucht, und ſich in der Küche umgeſehen hätten, um die verſchiednen Geſtalten und Verwandlungen, die ſie vor ihrer Erſcheinung auf der prächtigen, wollüſtigen Tafel durchgehen müſſen, kennen zu lernen. Aber ſind gleich die Küchengeſtalten noch ſo widerlich, ſo werden Sie doch geſtehen, daß die Materialien der Küche, diejenigen, zum Beyſpiel, welche die Gärten liefern, wirklich in ihrer Art ſchön und reizend ſind. Auch werden Sie den wilden Feldern und Fluren, oder dieſen Blumen, die hier um uns her auf dem grünen Raſen wachſen, ihre Schönheit nicht abſprechen. Und doch, ſo ſchön dieſe Formen der Natur ſind, das ſchimmernde Gras, das ſilberne Moos, der blühende Thymian, die wilde Roſe, das duftende Geisblatt: doch iſts nicht ihre Schönheit, was die benachbarten Heerden anlockt, die nagende Ziege vergnügt, und jene hüpfenden Lämmer ſo frölich macht. Nicht die Form

ergözt

ergözt ſie, ſondern das, was geringer iſt, als die Form: der Wohlſchmack reizt, der Hunger treibt ſie; und der Durſt, der ſich beſſer aus dem klaren Quell, als der trüben Pfüze löſchen läßt, giebt der ſchönen Najade bey ihnen den Vorzug, deren Geſtalt ſie übrigens nicht achten. Denn nie kann die Geſtalt ihre wahre Macht äußern, wo ſie nicht betrachtet, nicht beurtheilt, nicht unterſucht wird, ſondern bloß zufälliges Merkmal oder Zeichen deſſen iſt, was die erregten Sinnen befriedigt, und die thieriſche Begierde ſtillt. Glauben Sie dies, guter Philokles? oder wollen Sie, um nur den Thieren den Vorzug des Genuſſes der Schönheit nicht nehmen zu laſſen, ihnen lieber auch Verſtand und Vernunft geben?

Das ſey ferne, ſagt' ich.

Iſt alſo das Vieh, ſagt' er, eben weil es Vieh, und bloß mit Sinnlichkeit begabt iſt, unfähig, Schönheit zu erkennen und zu genieſſen; ſo folgt daraus: „daß auch der Menſch, „durch eben dieſe Sinnen, das Thieriſche ſei„nes Weſens, unmöglich Schönheit erkennen „und genießen kann; ſondern alles Schöne und „Gute auf eine viel edlere Art, und vermittelſt „des edelſten Theils ſeines Weſens, ſeines „Geiſtes und ſeiner Vernunft, genießt.“ Dies

iſts

iſts, worauf ſeine Würde, ſein höchſter Vortheil beruhet; dies macht ihn des wahren Guts, der wahren Glückſeligkeit fähig. Hierauf allein gründet ſich ſeine Fähigkeit oder Unfähigkeit, ſein Vermögen oder Unvermögen zum wahren Genuß der Schönheit. Je nachdem ſein Geiſt geſund, ſchön, edel, groß iſt, ſo auch ſeine Neigungen, Handlungen und Beſchäfftigungen. Denn eben ſo wenig, als eine laſterhafte Seele, eine Sklavinn der Sinne, je der tugendhaften, durch Vernunft ausgebildeten Seele den Rang der Schönheit ſtreitig machen kann; eben ſo wenig können die Gegenſtände, welche die erſtere anlocken, mit denen verglichen werden, welche die leztere einnehmen und an ſich ziehen. Und wenn beyde zum Genuß und Beſiz ihres geliebten Gegenſtandes gelangen; wie unendlich ſchöner ſind dann nicht die Handlungen, welche das Band des leztern Paares knüpfen, und einer Seele den Genuß deſſen verſchaffen, was edel und gut iſt! Dies wenigſtens werden Sie ohne Bedenken zugeſtehen, Philokles, daß, wenn Sie den Genuß der Schönheit in etwas anders ſezen, als in die Seele, dieſer Genuß dann ſelbſt nicht länger ein ſchöner Gegenſtand ſey, ſondern gleich allen Reiz, alles Einnehmende

verliere. Aber denken Sie ſich nun einmal den ſeligen Genuß der Freundſchaft, der Ehre, der Dankbarkeit, der Redlichkeit, des Wohlwollens, und jeder innern Schönheit; aller geſelligen Freuden, der Geſellſchaft ſelbſt, und alles deſſen, was Menſchen edel und glücklich macht; denken Sie ſich das, ſo werden Sie gewiß zugeben, daß hier die Handlung ſelbſt ſchön ſey; Sie werden ſie für würdig halten, daß ſie oft betrachtet, oft beſchauet werde von der frohen Seele, die dann des ſeligen Bewußtſeyns ihres edleren Theils, ihres Fortganges und Wachsthums in der Schönheit genießt. —

Und ſo, Philokles, fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ſo hab' ichs gewagt, vor einem ſo feinen Kenner, einem ſo großen Bewunderer der Schönheit, als Sie ſind, von der Schönheit zu reden. Angelockt und aufgeregt von der Schönheit der Natur, die mich entzückte, wagt' ich es muthig, ſie noch weiter zu verfolgen; gemeinſchaftlich ſpürten wir der Schönheit nach, in ſo fern ſie auf uns Beziehung und Einfluß hat, und in ihrem reinen, natürlichen Genuß unſer höchſtes Gut ausmacht. Und haben wir unſre Stunden nicht umſonſt verſchwendet, nicht vergebens dieſe

öden

öden, verlaſſenen Gegenden durchſtreift; ſo muß aus unſerer ſorgfältigen Unterſuchung erhellen, daß nichts ſo göttlich iſt, als die Schönheit; die aber mit dem Körper nichts gemein hat, nirgends Principium oder Exiſtenz hat, als in dem Geiſt und der Vernunft, und allein durch dieſen göttlicheren Theil unſers Weſens erkannt und erworben wird, wenn er ſich ſelbſt, den einzigen Gegenſtand der ſeiner würdig iſt, beſchauet. Denn alles, was ohne Geiſt iſt, iſt finſter und öde für des Geiſtes Auge. Dies wird immer ſchwach und trübe, ſo oft es bey fremden Gegenſtänden verweilt; aber geſund und ſtark, wenn es ſich mit Betrachtung deſſen beſchäfftigt, was ihm ſelbſt gleichet. Solchergeſtalt wirft der Geiſt, der nach Vollkommenheit ſtrebt, nur einen flüchtigen Blick auf andre Gegenſtände, geht die Körper und gemeinen Formen, die nur ein Schatten von Schönheit ſchmückt, vorbey, dringt ehrbegierig bis zu ihrer Quelle hin, und beſchauet da das Urbild der Form und Ordnung in dem, was geiſtig iſt. Solchergeſtalt, o Philokles! können wir uns immer höher zur Vollkommenheit aufſchwingen, Kenner und Meiſter der Kunſt des Schönen werden; wenn „wir uns ſelbſt kennen lernen,

„und

„und wiſſen, was das iſt, durch deſſen Vervoll-„kommnung wir ſicher unſern wahren Werth, „unſre wahre Glückſeligkeit befördern.“ Denn nicht der erlangt dieſe Kenntniß, der nur Körper oder äußere Formen betrachtet, der ſich an Prunck, Gepränge und Staat ergözt, der Gütern und Ehren nachſtrebt; nicht der iſt dieſer ſelbſt vervollkommnende Künſtler, der in dieſen Dingen ſein Glück macht: ſondern der, nur der allein, iſt der Weiſe, nur der allein verſteht die Kunſt, der, mit einem flüchtigen Blick auf dieſe Dinge, ein ganz anderes Feld bearbeitet, mit ganz andern Materialien bauet, als Stein oder Marmor, ganz andre beſſere Modelle und Riſſe vor Augen hat; von dem allein kann man mit Wahrheit ſagen, er ſey der Baumeiſter ſeines eignen Lebens und Glücks; denn er legt in ſich ſelbſt einen ſichern unvergänglichen Grund der Ordnung, der Ruhe und der Eintracht. — Doch, es iſt Zeit, daß wir nach Hauſe denken. Der Morgen iſt verfloſſen. Kommen Sie! laſſen Sie uns gehen, und dieſe ungewöhnlichen Materien ſo lange vergeſſen, bis wir einmal wieder in dieſe einſame unbeſuchte Gegend zurückkehren.

Mit dieſen Worten gieng Theokles ſo haſtig den Hügel hinab, daß er mich eine gute Strecke

Strecke zurückließ; bis er mich endlich hinter ſich her rufen hörte. Als ich wieder bey ihm war, bat ich ihn, noch ein wenig länger zu verweilen: oder wenn er einmal feſt entſchloſſen wäre, den Wald, und die Philoſophie, die er ſonſt nirgends wiſſen wollte, zu verlaſſen, ſo mögt' er mich wenigſtens nicht ſo ganz auf einmal davon abziehen, und ſo viel als möglich, einen guten Eindruck bis zu meinem nächſten Beſuch in mir zurücklaſſen. Denn ſo ſehr ich auch überzeugt bin, ſagt' ich, ſo ſehr Sie mich zu ihrer Lehre bekehrt haben, ſo muß ich doch geſtehen, meine Gefahr iſt noch ſehr groß: und ich ſehe voraus, wenn der Zauber dieſer Gegend und Ihrer Geſellſchaft mir fehlt, ſo wird nichts leichter ſeyn, als daß ich wieder zurückfalle, und der gar zu mächtigen Zauberinn, der Welt, unterliege. Sagen Sie mir, fuhr ich fort, wie iſt es möglich, dagegen auszuhalten, und der allgemeinen Meynung der Menſchen, die von dem, was wir Gut nennen, einen ſo ganz andern Begriff haben, zu widerſtehen? Sagen Sie die Wahrheit, Theokles, läßt ſich etwas Ungereimteres, Abgeſchmackteres, nach dem gewöhnlichen Begriff der Welt, gedenken, als was wir hierüber ausgemacht haben?

Wem

Wem ſollen wir denn folgen? erwiedert' er. Weſſen Urtheil oder Meynung über Gut und Böſe ſollen wir annehmen? Sind alle, oder nur ein Theil der Menſchen über dieſe große Frage eins; ſo bin ich bereit, meine Philoſophie zu verlaſſen, und ihnen zu folgen. Iſt das aber nicht; warum ſollten wir dem nicht treu bleiben, was wir erwählt haben? Laſſen Sie uns alſo einmal von einer andern Seite ſehen, wie's um dieſe Sache ſteht.

Dritter Abſchnitt.

Wir giengen hierauf, weils ſchon ſpät gegen Mittag war, ganz gemächlich nach Hauſe zu, und er fuhr fort.

Der Eine, ſagt' er, hat den Held im Kopfe; hälts für das höchſte Gut des Lebens, Krieg geſehen, und Schlachten beygewohnt zu haben. Der Andre lacht über dieſen Geſchmack, erklärt ihn für Wahnſinn und Thorheit, preiſet dagegen ſeinen Wiz und ſeine Klugheit, und würd' es für Schimpf halten, wenn man ihn für einen Waghals hielte. Der Eine ſchwizt und arbeitet unermüdet, ſich den Ruhm eines großen Staatsmannes zu erwerben. Der Andre hingegen hält dies für die

größte

größte Narrheit; Ruhm und Anſehen in der Welt ſind ihm nichts; und gieng es nach ſeinem Willen, ſo würd' er ſein ganzes Leben durchſchwelgen, und ewig im Bordell und der Schenke zubringen; wo er, ſeiner Meynung nach, das höchſte Gut genießt. Der Eine ſchäzt Reichthum, bloß als ein Mittel, ſeinen Gaumen zu küzeln, und lecker zu ſpeiſen. Der Andre verachtet dies, und bewundert Muſik und Malerey, Kunſtkabinetter, koſtbare Geräthe und Zierrathen: ein Anderer bewundert Gärten, Baukunſt und prächtige Palläſte: ein Anderer, der für alles dies keinen Geſchmack hat, hält alle die Leute, die man Virtuoſen nennt, für verrückt. Der Eine hält allen Aufwand für Tollheit; der bloße Beſiz des Reichthums iſt ſein höchſtes Gut. Der Eine ſpielt; der Andre ſtudirt auf Kleidung und Equipage; und noch ein Andrer hat den Kopf voll von Wapen, Point d'Honneur, Familie, und vornehmen Geblüt. Der Eine preiſt Galanterie und Intrigue; ein Andrer luſtige Geſellſchaft; ein Andrer Spaßvogeley, Satire, luſtige Schwänke; ein Andrer Jagd und Landleben; ein Andrer den Hof; ein Andrer Reiſen und Beſichtigung fremder Länder; ein andrer Poeſie, ſchöne Wiſſenſchaften und Modegelehrſamkeit. — Alle

dieſe gehen jeder ſeinen eignen Weg. Jeder tadelt den Andern, und wird von dieſem wieder verachtet. Oft ſind ſie ſich ſo gar in ihren eignen Augen verächtlich, und widerſprechen ſich ſelbſt, je nachdem ihre Laune abwechſelt, und ihre Leidenſchaft von einem aufs andre verfällt. — Was ſollte mich alſo von allem dem anfechten? Weſſen Tadel ſoll ich fürchten? Oder von wem ſoll ich mich am Ende leiten laſſen?

Frag' ich: „Iſt Reichthum ein Gut, wenn „er bloß aufgehäuft, und nicht gebraucht „wird?“ So antwortet der Eine, Ja, die andern, Nein. — „Wie muß man ihn denn „gebrauchen, daß er ein Gut werde?“ — Hier iſt keiner mit dem Andern einig. Der Eine ſagt mir dies, der Andre das. — „Da alſo „der Reichthum an ſich ſelbſt kein Gut iſt, wie „die mehrſten von euch ſagen, und da Ihr nicht „einig ſeyd, auf welche Art er ein Gut werde; „warum ſollte denn ich nicht der Meynung „ſeyn dürfen, daß er weder an ſich ſelbſt ein „Gut, noch unmittelbar Urſach oder Mittel ei„nes wahren Guts ſey?“

Wenn es Leute giebt, die den Ruhm gänzlich verachten; und wenn diejenigen, die nach

Ruhm

Ruhm ſtreben, ihn nur in gewiſſen Dingen und bey gewiſſen Menſchen ſuchen, bey andern Dingen aber, und bey andern Menſchen, ihn verachten: warum ſoll ich nicht ſagen, „daß „ich ganz und gar nicht wiſſe, wie irgend ein „Ruhm ein wahres Gut ſeyn könne?“

Wenn diejenigen, die dem Vergnügen nachjagen, immer nur eine Art deſſelben lieben, gegen die andre aber gleichgültig ſind; warum ſoll ich nicht ſagen, „ich wiſſe ganz und gar „nicht, welche von dieſen Vergnügungen, oder „wie das Vergnügen ſelbſt, ein wahres Gut „heißen könne?“

Wenn unter denen, die das Leben noch ſo heftig lieben, Einige ein Leben für höchſt wünſchenswürdig und glückſelig halten, welches Andern höchſt elend und verächtlich ſcheint; warum ſoll ich nicht ſagen, „ich wiſſe nicht, wie „das Leben ſelbſt, an und für ſich, für ein „wahres Gut gehalten werden könne?“

Unterdeſſen weiß ich ſo viel gewiß, „daß „man dieſe Dinge unmöglich ſehr hoch ſchätzen kann, ohne ein Sklav, und folglich elend „zu werden.“ — Doch, Philokles! vielleicht ſind Sie mit dieſer wunderlichen Art zu denken noch nicht ſo vertraut. —

Mehr,

Mehr, verſezt ich, als Sie vielleicht glauben werden. Ich ſahe, dünkt mich, die liebenswürdige Dame, Ihre geprieſene Schöne ſchon wieder erſcheinen, und erkannte gleich das reizende Angeſicht der Freyheit, die ich erſt einmal in dem Gemälde, welches Sie geſtern von dieſer moraliſchen Dame machten, geſehen hatte. Ich verſichre Sie, ich habe die höchſte Idee von ihr, die man nur haben kann; und finde, daß, wenn ihr mächtiger Einfluß uns nicht über dieſe ſcheinbar weſentlichen Güter erhebt, und uns gegen Leben und Glücksgüter gleichgültiger und ruhiger macht, nichts ſchwerer in der Welt iſt, als beyder recht zu genießen. Furcht, Unruhe, Bekümmerniß und ängſtliche Sorgen werden ſich vervielfältigen, und in dieſer unſeligen Unterwürfigkeit iſts unmöglich, daß der Menſch nicht kriechen, nicht ein Sklav werden ſollte. Den Großen ſchmeicheln, Spott und Hohn auf ſich ſizen laſſen, ſich ſchmiegen und bücken und fuchsſchwänzen, und niederträchtiger Weiſe Geiſt und Mannheit verläugnen; alles dies muß derjenige herzhaft und wohlgemuth ertragen, mit dem ungezwungenſten behaglichſten Weſen von der Welt hinnehmen können; der nach ſolcher Größe trachtet, der den Lauf der Höfe kennt, und

die

die Kunſt verſteht, das wankelmüthige Glück zu feſſeln. Ueberflüſſig wärs, hier des Neides zu erwähnen, des Mißtrauens, der Eiferſucht. —

Wahrlich unnöthig, fiel er mir ins Wort. Aber da ich ſehe, daß Sie das Unſelige dieſes Zuſtandes und ſeine innern Wunden und Beulen — was auch immer ſein Aeußers lügen mag — eben ſo lebhaft empfinden, als ich; wie iſt es möglich, daß Ihnen die Glückſelikeit des entgegengeſezten Zuſtandes nicht einleuchten ſollte? Erinnern Sie ſich denn nicht, was wir in Anſehung der Natur ausgemacht haben? Kann irgend etwas wünſchenswürdiger ſeyn, als ihr zu folgen? Oder iſt es nicht die nothwendige Folge dieſer Befreyung von der Sklaverey der Leidenſchaften und niederer Selbſtſucht, daß wir uns mit der herrlichen Ordnung des Weltganzen ausſöhnen; daß wir mit der Natur harmoniren; und ſowohl mit Gott als Menſchen in Freundſchaft leben?

Laſſen Sie uns, fuhr er fort, die Vortheile beyder Zuſtände vergleichen, und ihre unterſcheidenden Güter gegen einander halten: auf der einen Seite diejenigen, von denen es, wie wir vorhin ſahen, zweifelhaft iſt, ob ſie

Güter

Güter ſind, und die von Glück, Alter, Umſtänden und Laune abhangen: auf der andern Seite diejenigen, die an ſich ſelbſt ohne Zweifel wahre Güter, und dabey auf die Verachtung jener andern ſo ungewiſſen gegründet ſind. Iſt männliche Freyheit, Edelmuth, Größe der Seele, nicht ein wahres Gut? Sollen wir jenen Selbſtgenuß, jene innere Seelenruhe nicht für Glückſeligkeit halten, die aus Uebereinſtimmung des Lebens und der Sitten, aus Harmonie der Neigungen, aus Freyheit von dem Vorwurf des Verbrechens und der Schande, aus dem Bewußtſeyn unſers Werths, unſers Verdienſtes um das menſchliche Geſchlecht, um unſre Geſellſchaft, Vaterland und Freunde, welches alles allein auf Tugend gegründet iſt, entſpringet? Ein Geiſt, der ſich von der Vernunft regieren läßt, ein Temperament voll Menſchenliebe und natürlicher Neigungen; unverrückte Treue und Beſtändigkeit in der Freundſchaft; ein Herz voll Redlichkeit, Wohlwollen, Güte; unwandelbare Gemüthsruhe, Heiterkeit, Gleichmuth; iſt alles das nicht immer in allen Zeiten und Umſtänden, wahres Gut? Können dieſe Dinge uns je zum Ekel, je beſchwerlich werden? Müſſen etwa beſondre Lebensalter, Zeiten, Oerter, Umſtände damit verbunden

ſeyn,

ſeyn, wenn ſie uns angenehm werden ſollen? Sind ſie wandelbar und unbeſtändig? Verurſachen ſie, wenn wir ſie eifrig lieben und ſuchen, uns jemals Unmuth und Elend? Können wir ihnen je einen zu hohen Werth beylegen? Oder, was noch mehr iſt, können dieſe Dinge uns je entriſſen werden, oder kann irgend etwas, als wir ſelbſt, uns im Genuß derſelben hinderlich ſeyn? Was kann die Güte der Fürſehung beſſer verherrlichen, als „daß „ſie unſre Glückſeligkeit, unſer wahres Gut „in Dinge gelegt hat, die wir uns ſelbſt ge„ben können?“

Wenn dem ſo iſt, ſagt' ich, ſo haben wir wahrhaftig niemals Urſach uns über die Fürſehung zu beklagen. Aber ich fürchte, die Menſchen werden ſich ſchwerlich bewegen laſſen, dieſe gute, ſelige Gemüthsart anzunehmen, ſo lang ihr Herz noch ſo ſtark, wie gewöhnlich, an jenen andern wandelbaren Gütern hängt; und kurz, ſo lange das gilt, was man gemeiniglich ſagt: „Nur das iſt Gut, was wir „uns als gut vorſtellen. Es iſt alles Werk „der Einbildung; alles Wahn und Meynung.“

Warum ſind wir denn nicht lieber ganz unthätig? ſagt' er. Warum wählen wir? Warum

Warum ziehen wir ein Ding dem andern vor? Sie werden mir vermuthlich antworten, weil unſre Laune darauf fällt, oder weil wirs uns als ein Gut vorſtellen. — So ſollen wir alſo jedem Einfall, jeder gegenwärtigen Laune, oder Einbildung in der Wahl des Guten folgen? Wenn das iſt, ſo müſſen wir heute dem nachlaufen, was wir morgen vermeiden; heute das billigen, was wir morgen mißbilligen; und ſo in ewigem Streit mit uns ſelbſt leben. Dürfen wir aber nicht allen Launen oder Einfällen ohne Unterſchied folgen; giebt man zu, „daß einige unſrer Einfälle wahr, andre falſch „ſind:“ ſo müſſen wit ja jeden vorher unterſuchen, und es giebt alſo irgend eine Regel, nach welcher wir urtheilen und wählen müſſen. Ein gewiſſer Menſch hatte den Einfall, einen prächtigen Tempel in Brand zu ſtecken, um ſich einen unſterblichen Namen zu ſtiften. Ein andrer hatte den Einfall, aus dem nehmlichen, oder doch einem ähnlichen Grunde, die Welt zu erobern. War das nun wirklich dieſer Leute wahres Gut, warum wundern wir uns über ſie? Wars aber ein verkehrter Einfall, ſo ſage man gerade heraus, worinn er verkehrt war; oder warum der Gegenſtand ihres Wunſches kein wahres Gut für ſie war,

wie

wie ſie ſich einbildeten? Entweder alſo „iſt „das jedes Menſchen wahres Gut, worauf „ſeine Fantaſie oder Laune verfällt, und weil „ſie darauf verfällt, und er ohne daſſelbe nicht „zufrieden ſeyn kann:“ Oder „es giebt et„was, worinn die Natur des Menſchen ihre „Befriedigung findet, und welches allein ihr „wahres Gut ſeyn muß.“ Iſt nun dasjenige, worinn die Natur des Menſchen ihre Befriedigung, ihr Wohlſeyn findet, allein ſein wahres Gut; ſo iſt der ein Thor, der dasjenige eifrig, als ſein wahres Gut, verfolgt, was ein Menſch entbehren, und doch dabey zufrieden und glücklich ſeyn kann. Eben ſo iſt der ein Thor, der dasjenige ängſtlich, als ſein Uebel, fliehet, was ein Menſch ertragen, und doch dabey vergnügt und ruhig ſeyn kann. Nun kann ja ein Menſch, ohne eben, wie Heroſtratus, einen Tempel in Brand geſteckt, oder wie Alexander, die Welt erobert zu haben; ja, ohne einen jener herrlichen Vorzüge, ohne Macht, Reichthum und Ehre, vergnügt und zufrieden leben; wenn ſeine Fantaſie und Einbildung ihm nur nicht im Wege ſteht. Kurz, wir werden finden, „daß man, ohne irgend etwas von dem, was

„die Menſchen gemeiniglich Güter nennen,
„zufrieden und glücklich ſeyn kann: ſo wie
„man hingegen das alles beſizen, und doch
„unzufrieden, und nicht um ein Jota glückli-
„cher ſeyn kann.“ Iſt dies richtig, ſo folgt,
„daß die Glückſeligkeit aus dem Innern, und
„nicht aus äußeren Dingen entſpringt.“ Ei-
ne gute Fantaſie iſt freylich die Hauptſache.
Und in ſo fern bin ich auch Ihrer Meynung,
wenn Sie ſagen: „Einbildung und Meynung
„ſey Alles in Allem.“ — Aber was bedeu-
tet das, Philokles, was iſt Ihnen zugeſtoſ-
ſen? Sie ſind ja auf einmal ſo ganz tiefſin-
nig eworden.

Ihnen die Wahrheit zu ſagen, gab ich zur Antwort, ich dachte, was aus mir werden würde, wenn ich am Ende durch Sie wirklich zum Philoſophen werden ſollte.

Die Verwandlung wäre in der That etwas außerordentlich, ſagte Theokles. Aber ſeyn Sie nur unbeſorgt. Die Gefahr iſt ſo groß nicht. Und die Erfahrung lehrt uns täglich, daß man ein langes und breites von Philoſophie ſchwazen und ſchreiben, und dabey nichts weniger ſeyn kann, als ein Philoſoph.

Aber,

Aber, ſagt' ich, der bloße Name iſt beynahe ſchimpflich. Das Wort Idiot bedeutete vormals das Gegentheil von Philoſoph: aber heut zu Tage verſteht man gewöhnlich nichts anders darunter, als den Philoſophen ſelbſt.

Und doch, erwiedert' er, was thun wir ſammt und ſonders in der That anders, als philoſophiren? Iſt die Philoſophie, wie wirs nehmen, Studium der Glückſeligkeit; muß dann nicht Jeder auf eine oder die andre Art, geſchickt oder ungeſchickt, philoſophiren? Gehört nicht jede Ueberlegung wegen unſrer wichtigſten Angelegenheit, jede Verbeſſerung unſers Geſchmacks, jede Wahl, die wir treffen, jeder Vorzug, den wir einem Dinge vor dem andern geben, in das Gebiet der Philoſophie? Denn „giebt man nicht zu, daß die Glückſeligkeit aus „uns ſelbſt und aus unſerm Innern entſprin„ge; ſo entſpringt ſie entweder aus äußeren „Dingen allein, oder aus uns ſelbſt und äuße„ren Dingen zugleich." Soll ſie aus äußeren Dingen allein entſpringen, ſo zeige man uns doch durch Erfahrung, „daß alle Menſchen „nach Verhältniß dieſer Dinge glücklich ſind; „und daß keiner, der ſie beſizt, jemals durch „eigne Schuld unglücklich iſt." — Doch dies wird ſich ſchwerlich Jemand zu beweiſen getrauen; Jedermann geſteht das Gegentheil. — „Entſpringt alſo die Glückſeligkeit theils aus „uns ſelbſt, theils aus äußeren Dingen; ſo „müſſen wir jedes abwägen, und auf die inne-

„ren Güter, die bloß von uns ſelbſt abhangen, „einen gewiſſen Werth ſezen.“ Thun wir das, und überleg' ich nun, „Wie, und worinn dieſe „inneren Güter den Vorzug verdienen; wann „und in welchen Fällen ſie gewählt oder ver„worfen werden müſſen, u. ſ. w.“ was iſt dies anders, als philoſophiren?

Aber ſchon dies iſt zu viel, wenn man dem Strom der gewöhnlichen Art zu denken nicht entgegen ſchwimmen, ſich zu Geſchäfften und für die Welt untauglich machen will.

Richtig! denn auch dies muß überlegt und wohl erwogen werden; auch dies iſt Philoſophie, „zu unterſuchen, wo und in welchem Fal„le man das meiſte zu verlieren habe, wo der „größte Gewinn, der beſte Tauſch zu machen „ſey;“ Denn was iſt unſer Leben, als ein beſtändiger Tauſch? für nichts hat man nichts. Gunſt erfodert Gefälligkeit; Beförderung erlangt man durch Anhalten; Ehre durch tapfere Thaten; Reichthum durch mühſame Arbeit; Gelehrſamkeit durch Studieren und Fleiß. Sicherheit, Ruhe, Gemächlichkeit tauſcht man wieder um andre Preiſe. Vielleicht glaubt man, daß man dieſe ſehr wohlfeil einkaufe. Denn, was für Beſchwerden, was für Mühe und Sorgen ſind dabey? Man darf ja nur von Ehre und Vermögen etwas Abzug machen; nur das Point d'Honneur fahren laſſen, und einiger äußeren Vortheile entbehren. — Alles gut,

wenn

wenn dies ſo ſehr leicht iſt. Etwas Geduld, ſehen Sie, iſt in dieſem Fall doch immer nöthig. Privatleben, ja wohl gar Dunkelheit und Verachtung muß man ertragen können. — Dies ſind die Bedingungen. Und ſo hat Alles ſeine Bedingung. Macht und Würden hat man für dieſen Preis; Vergnügen für einen andern; Freyheit und Edelmuth wieder für einen andern. Für eine rechtſchaffne Seele müſſen wir eben ſo wohl bezahlen, als für alles übrige.

Doch vielleicht haben wir Urſach, uns in Acht zu nehmen, daß wir ſie nicht zu theuer bezahlen. Laſſen Sie uns wenigſtens erſt ſicher ſeyn, daß wir einen guten Handel treffen.

Nun wohl! — Laſſen Sie uns Rechnung machen. — „Was iſt eine rechtſchaffne Seele „werth? Wie viel kann man ohne Schaden da„für geben? oder was mit Ehren dafür neh„men?" — Wenn ich ſie fahren laſſe, oder etwas davon hingebe, ſo thu' ich das nicht umſonſt. Etwas muß mir meine Freyheit, etwas mein innerer Charakter nothwendig werth ſeyn. Ganz für nichts kann ich doch das, was wir Verdienſt nennen nicht rechnen; eben ſo wenig als Redlichkeit, und ein geſundes Herz. Und wohlgeordnete Neigungen, edelmüthige Gedanken, und eine herrſchende Vernunft, ſind doch auch treffliche Dinge, die ich nicht ſo leicht abtreten kann. Ich habe alſo erſt zu überlegen:

„Giebt

„Giebt es ein Aequivalent für dieſe Dinge, und „was? Werd' ich meine Rechnung dabey fin„den, wenn ich mich gar nicht darum beküm„mere, wie es um dieſe innern Güter ſteht, al„les gehen laſſe, wie's will; oder werd' ich mich „beſſer dabey ſtehen, und ſichrer ſeyn gegen alle „Zufälle des Glücks, wenn ich lieber meine ein„heimiſchen Angelegenheiten auf einen guten „Fuß ſeze, als mir auswärts Beyſtand und „Unterſtüzung verſchaffe, mir erſt einen großen „Freund, dann wieder einen erwerbe, und ſo „mein Vermögen oder meine Macht und Größe „immer höher empor zu bringen ſuche?" Denn wo ſoll ich hier ſtille ſtehen? Man ſeze mir Ziel und Gränze; und erkläre ſich beſtimmt und deutlich: „Wie weit ſoll ich gehen; und warum „nicht weiter?" Was verſteht man eigentlich unter mittelmäßigen Umſtänden, gutem Auskommen, und wie die verſchiednen Grade des Glücks weiter heißen? Und wo muß ich meinem Zorn Einhalt thun? oder wie hoch darf ich ihn ſteigen laſſen? Wie weit darf ich der Liebe; wie weit dem Ehrgeiz Raum geben? Wie weit andern Begierden? Oder ſoll ich allen den Zügel laſſen? Soll ich den Leidenſchaften die Flügel gar nicht beſchneiden; und ihnen gar keinen Fleiß, keine Aufmerkſamkeit widmen, ſondern alles bloß den äußeren Dingen, denen ſie nachſtreben? Bedürfen Sie Fleiß und Aufmerkſamkeit; ſo erkläre man ſich beſtimmt: „Wie „viel dieſe, wie viel jene?" Wie weit müſſen wir auf unſre Begierden, wie weit auf äußere

Dinge

Dinge Sorgfalt wenden? Man gebe uns Maaß und Regel. — Sehen Sie, heißt das nicht philoſophiren? und thut das nicht Jeder, es ſey gern oder ungern, vorſetzlich oder wider Willen, wiſſentlich oder unwiſſentlich, geradezu oder verdeckt? — „Aber wo iſt denn der „Unterſchied? Welche Art iſt die beſte?“ — Hier liegt der Knoten. Dies mögt' ich gern von euch erwogen und unterſucht wiſſen. — „Aber die Unterſuchung iſt mühſam, ſagt Ihr, „und ich befinde mich beſſer, wenn ich ihrer „überhoben ſeyn kann.“ — Wer ſagt euch das? — „Meine Vernunft, deren Gewalt ich „nothwendig nachgeben muß.“ — Sagt mir alſo, habt Ihr dieſe eure Vernunft gehörig bearbeitet, ausgebildet, gereinigt, die nöthige Mühe auf ſie verwandt, und ſie in dieſen Dingen geübt? Oder wird ſie ohne alle Uebung eben ſo gut urtheilen, als wenn ſie aufs vollkommenſte geübt und erfahren wäre? Nehmt doch, ich bitte nur einmal die Mathematik: weſſen Vernunft haltet Ihr darinn für die beſte, welcher würdet Ihr am erſten trauen? der Vernunft des Geübten oder des Ungeübten? Eben ſo in der Kriegskunſt, in der Politik, in bürgerlichen Geſchäften, im Handel, in der Rechtsgelehrſamkeit, in der Arzneykunſt: weſſen Vernunft würdet Ihr vorziehen? — Und weſſen, frag' ich weiter, in der Moral und in der Wiſſenſchaft des Lebens? Sollte der wohl nicht der beſte Richter über Dinge des Lebens ſeyn, der das Leben ſtudiert, und ſich bemüht, es nach

einer gewiſſen Regel einzurichten? Oder ſollen wir den für den größten Kenner der Sache halten, der ſie kaum obenhin unterſucht, der nur zufällig und ohne ſein Wiſſen philoſophirt?

Alſo, Philokles, ſagt' er zum Schluß, iſt die Ehre der Philoſophie gerettet, und wir ſehen, daß ſie dem Menſchen unentbehrlich iſt. Denn keiner kann umhin, über ſeine Glückſeligkeit zu philoſophiren; Jeder unterſucht: „Was ſein wahres Gut, was ſein Uebel ſey?" Die Frage iſt nur: „Wer philoſophirt am beſten?" Denn ſelbſt derjenige, der dies Philoſophiren oder Nachdenken verwirft, thut es aus einer Art von philoſophiſchem Grunde, und in der Meynung, „daß er daran am beſten thue."

Um dieſe Zeit waren wir unvermerkt zu Hauſe angelangt. Unſer Philoſophiren war zu Ende, und wir kehrten zu den gewöhnlichen Geſchäften des Lebens zurück.

Ende des zweyten Bandes.

Inhalt des zweyten Bandes.

Unterſuchung über die Tugend. S. 1
Die Moraliſten, eine philoſophiſche Rhapſodie. — 55

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Verbeſſerungen, die man vor dem Leſen zu ändern bittet.

Seite 12 Zeile 11 tilge ſie. S. 13 Z. 18 tilge Bildung. S. 22 Z. 19 lies auf einander. S. 46 Z. 17. ſtatt der kleinſte Schein, l. die kleinſte Aeußerung. S. 46. Z. 19 ſt. Mitleiden); l. Mitleiden) findet; S. 49 Z. 6 tilge betreffend. S. 49 Z. 20 ſt. in manchen, l. beidemal, manches. S. 53 Z. 17 ſt. Gebehrte, l. Geberde. S. 57 Z. 8 ſt. Hochachtung, l. und Hochachtung. S. 60 Z. 4 von unten, ſt. ſie, l. hin. S. 63 Z. 3 von unten, ſt. über die, l. von der. S. 66 Z. 7 von unten, ſt. einer Tugend, l. innere Tugend. S. 80 Z. 2 ſt. ſelbſt, l. der Tugend ſelbſt. S. 80 Z. 18 tilge das Komma hinter Neigung. S. 82. Z. 2 von unten, ſeze ein Komma nach dieſe. S. 86 Z. 2 ſeze ein Komma nach bewundern. S. 87 Z. 12 ſt. zufälligen, l. zufällige. S. 89 lezte Zeile, tilge Zug. S. 90 Z. 3 ſeze ſtatt des; ein,. S. 92 Z. 6 ſt. einiger, l. inniger. S. 104 Z. 6 von unten, ſt. kann, l. können. S. 105 Z. 3 ſt. Suchen, l. Schen. S. 107 Z. 4 von unten, ſt. das, l. daß. S. 109 Z. 5 ſt. giebt, l. gilt. S. 111 Z. 11 ſt. Theil, l. Theile. S. 114 Z. 11 von unten, ſeze ſtatt des; ein, S. 123 Z. 11 von unten, ſt. beſtehen, l. beſtehe. S. 135 Z. 10 tilge das Komma. S. 149 Z. 17 ſt. im, l. ein. S. 150 Z. 3 und 4, tilge die Kommata hinter bloß und Rückſicht. S. 168 Z. 2 von unten tilge lange. S. 176 Z. 2 von unten, ſt. immer, l. nimmer. S. 177 Z. 20 ſt. ſichere, l. ſichert. S. 181 Z. 1 ſt. dem, l. den. S. 194 Z. 7 von unten, tilge das; und ſeze dafür ein, S. 202 Z. 9 von unten, ſt. unſrer, l. unſre. S. 203 Z. 13 ſt. von, l. an. S. 208 Z. 14 ſt. in, l. an. S. 211 Z. 15 ſt. worden, l. werden. S. 211 Z. 18 ſt. Ruhe, l. Rache. S. 221 Z. 6 ſt. der Philoſophie, l. zur Philoſophie. S. 222 Z. 8 ſt. ihre, l. ihr. S. 222 Z. 20 ſt. lebhaftern, l. lebhaften. S. 225 Z. 19 ſt. dem, l. den. S. 234 Z. 2

ſt. Muſe,

ſt. Muſe, l. Muſſe. S. 237 Z. 4 von unten ſt. Lobſprüche, l. feinen Lobſprüche. S. 238 Z. 13 ſt. geben, l. gaben. S. 238 Z. 15 ſt. zuſchreiben, l. zuſchrieben. S. 243 Z. 5 von unten, tilge den Punkt hinter denken. S. 296 Z. 4 ſt. ihrem, l. ſeinem. S. 311 Z. 3 von unten, ſt. Buſenfreunde in, l. Buſenfreundinn. S. 381 Z. 9 von unten, ſt. wir, l. wie. S. 383 Z. 10 ſt. die, l. dieſe. S. 398 Z. 13 ſt. ſtrebend, l. ſtrebt. S. 425 Z. 4 von unten, ſt. Geiß, l. Geiſt. S. 430 Z. 13 ſt. die, l. wie.

Andre unerheblichere Fehler wird der Leſer ſelbſt verbeſſern.

Shaftesbury, Anthony Ashley Cooper <<of>>, / Hölty, Ludwig Christoph
Heinrich, / Voß, Johann Heinrich,

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke

Bd.: Zweyter Band

Leipzig 1777

Ph.u. 461 c-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046989-7
VD18 90630718